Berliner Federzeichnu...

Ernst Kossak



Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

I.

Auf dem Volksgesangsfeste.

Der Trieb zur Geselligkeit äußert sich in den Menschen auf verschiedene Weise. Es giebt Leute, die sich nur in politischen Vereinen glücklich fühlen, andere genießen die höchsten Momente irdischer Glückseligkeit am Spieltisch, bei wissenschaftlichen Zusammenkünften, Gerichtsverhandlungen, auf Auctionen und Märkten, Brunnenpromenaden oder Spazierfahrten, bei Paraden und Straßenaufläufen; ich habe mich von jeher unter Sängern sehr wohl gefühlt. Soll ich aber die Wahrheit sagen, so lockt mich weniger ihr musikalisches Talent an, als der besondere Umstand, daß das Leben und Treiben der Sänger, wenn sie sich in größerer Anzahl versammeln, reich an Ereignissen ist, und ein, wenn auch nur eintägiger Aufenthalt in ihrer Mitte stets einen dankbaren Stoff abwirft. Dramatiker, Lyriker und Romanschreiber verdanken den Schicksalen der Sänger ihre ergiebigsten Aufgaben, aber selbst für den bescheidenen Publicisten fallen stets einige Brosamen ab.

Demgemäß entschloß ich mich denn wieder, nach mehrjähriger Unterbrechung, dem zwölften märkischen Gesangsfeste in Neustadt-Eberswalde beizuwohnen.

Wer an den Wohlthaten der Extrazüge theilnehmen

will, welche zu Gunsten der Sänger an solchen Tagen zu ermäßigten Preisen von der Eisenbahndirektion angeordnet werden, darf vor gewissen Unannehmlichkeiten und Strapazen nicht zurückschrecken. Er muß Abends vorher sich einer Droschke versichern, die ihn früh Morgens quer durch die ganze Stadt nach dem Bahnhofe fährt, von dem aus die Sängerzüge abgehen, er muß den Nachtwächter durch Geld und gute Worte bewegen, ihn rechtzeitig zu wecken, das wilde Getümmel vor der Kasse darf ihn nicht verwirren; er mache sich endlich auf einen Kampf um seinen Platz im Waggon gefaßt. Im Ganzen ist es für jedes Individuum, welches nicht die Schnelligkeit des Hirsches mit der Stärke des Elephanten vereint, rathsam, ein Billet zweiter Klasse zu lösen, denn der Sänger als Festtourist verhehlt nicht seine Vorliebe für die dritte Klasse und drängt sich massenhaft in die Wagen derselben.

Dank den getroffenen Vorsichtsmaßregeln war ich am bestimmten Tage allen Gefahren entgangen, und saß geborgen im Coupé, der endlos lange Zug rollte langsam ins freie Feld hinaus, und nach einiger Erholung von den Anstrengungen des Sturmlaufs und Handgemenges um die Plätze, hatte ich so viele Unbefangenheit und Ruhe wieder erlangt, um meine Blicke von den zahlreichen Sprößlingen des arbeitsamen Viertels, welche von den Erdaufwürfen, über Gehege und Barrieren, den abfahrenden Sängern scheelsüchtig nachsahen, auf die Insassen des Coupés zu richten. Natürlich waren alle Sitze belegt, und ein sparsames Ehepaar hatte sogar die beiden jüngsten Blüthen seiner Zärtlichkeit auf den Schooß genommen, um ohne Verstoß gegen den Tarif die Kosten des Fuhrlohnes zu vermindern. Unser, nach Abzug der beiden Minorennen aus Erwachsenen bestehendes Octett bot nichts Interessantes, so große Mühe die Einzelnen

sich auch gaben, ihrem Frohsinn einen lauten Ausdruck zu verleihen; nur zwei Damen, denen gegenüber es mir gelungen war, einen Platz zu finden, zeichneten sich durch ihre Toilette, den nachdenklichen, beinahe trüben Ernst ihrer Mienen, und eine, im Vergleich mit dem Betragen ihrer Nachbarn befremdende Schweigsamkeit aus.

Die Aeltere der beiden Damen wies alle besonderen Kennzeichen des begüterten Wittwenstandes auf: das schwer braunseidene Kleid, die gewichtige goldene Uhrkette, eine zuversichtliche Haltung, fette, fast aus den Glacée's platzende Hände, ein nicht mißzudeutendes Frühstücksglühen auf Wangen und Nase, schließlich eine schwarze Haartour, die ursprünglich vom Schopfe einer Südländerin geschnitten sein mochte, aber sichtlich den Stolz ihrer Trägerin bildete. Das jüngere Wesen neben ihr war unzweifelhaft die Tochter. Aus ihrer Toilette erhellte zwar auch das Bestreben, vor aller Welt Zeugniß abzulegen von den Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, sie hatte jedoch nicht die Excesse ihrer Mutter gegen den guten Geschmack begangen. Stoffe und Farben waren, die für eine Landpartie unpassende Gediegenheit abgerechnet, wohl gewählt, und paßten zu der Gesichts- und Haarfarbe der Dame. Ohne den auffallenden Ausdruck von Verstimmung, der ihren Zügen einige unziemlich scharfe Linien eingegraben hatte, wäre sie hübsch zu nennen gewesen, obgleich sie die Jahre der ersten jugendlichen Anmuth bereits zurückgelegt haben mochte. Die Schöne war von den meisten Illusionen dieses trügerischen Daseins zurückgekommen; das las man in ihren Mienen. Bei der Nachdenklichkeit beider Damen schien es kaum passend, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die frische und regnerische Morgenluft gab endlich Gelegenheit zu einigen einleitenden Worten. Ich nahm den Damen die Mühe ab, das Fenster des Waggons in die Höhe zu ziehen,

und fügte einige Worte des Bedauerns über ihre Toilette hinzu, die bei dem wahrscheinlich dauernd unfreundlichen Wetter des Tages durch die Betheiligung an dem Festzuge und dem Aufenthalt im Walde leiden würde.

„Wir fahren nicht des Gesangfestes wegen nach Neustadt!“ sagte die ältere Dame; bei aller Höflichkeit der Geberden, durch welche sie mir für die geleistete Hülfe dankte, doch etwas gereizt. Da ich versicherte: Dieses sei auch mein Fall, ich liebte die stärkende Landluft, suchte in größerem Menschengewühl nach angestrengter Arbeit nichts als heilsame Zerstreuung, und nähme die zahlreichen Gesangsübungen als unvermeidliche Zuthat mit in Kauf, schien ich einen Stein im Brette der Damen gewonnen zu haben. Das Gespräch gerieth in Gang, wir tauschten unsere Ansichten über das wenig einladende Wetter aus, ich gab den Damen einige wohlgemeinte Rathschläge im Punkte des Unterkommens und der Verpflegung, und erwarb durch meine Mittheilsamkeit binnen zehn Minuten ihr Vertrauen. Mutter und Tochter tauschten einige fragende und antwortende Blicke aus, verständigten sich endlich durch ein kurzes flüsternd geführtes Gespräch, und wandten sich dann mit der Frage an mich, ob ich geneigt sei, ihnen bei meiner Kenntniß des Ortes, in Neustadt-Eberswalde meine Unterstützung angedeihen zu lassen. Da ich mich auf die verbindlichste Weise ihnen zur Verfügung stellte, gab sich mir die Aeltere als Madame Pfeffer, Rentiere und Eigenthümerin mehrerer in guten Stadtgegenden gelegener Häuser zu erkennen. „Sie haben etwas Väterliches und lösen uns die Zunge!“ sagte die Jüngere und suchte mich durch einen huldigenden Blick für sich und ihre Sache zu gewinnen. Die Intervention ihrer Mutter verhinderte sie jedoch, ihre Worte zu bewahrheiten. Madame Pfeffer rief mit großer Lebhaftigkeit: „Schweig' mein Kind, ich werde den Herrn

in unsere prekäre Situation einweihen. Für Dich als junges Mädchen würde sich eine solche Erörterung nicht ziemen. Du darfst Dich keiner Mißdeutung Deines Charakters aussetzen. Denken Sie von uns nicht gering, mein Herr, wenn ich Ihnen offen gestehe, daß der einzige Zweck unserer Reise nach Neustadt nur darin besteht, uns von der Anwesenheit eines Herrn zu überzeugen!"

Ich verbeugte mich verbindlich und wartete auf fernere Erklärungen. Es war gefährlich, Madame Pfeffer durch höfliche Redensarten entgegenzukommen. Weshalb beabsichtigte sie, sich von der Anwesenheit „eines Herrn" in Neustadt zu überzeugen? hatte dieser Herr länger laufende pecuniäre Verpflichtungen gegen sie, und wollte sie sich meiner Hülfe nach älterer Damen Art nur bedienen, um ohne eigenen Aufwand an Zeit und Kräften einen Haltefest herbeizuschaffen und sich des Herrn zu bemächtigen? Die besorgten Mienen der Tochter beruhigten mich, es handelte sich nicht um schnöden Mammon, nur um Liebe.

„Aus Ihren Worten geht hervor," fuhr Madame Pfeffer fort, „daß Sie für Ihre Person nicht zu den Festtheilnehmern, den Sängern gehören, aber Sie haben in Ihrem Leben vielleicht einmal Gelegenheit gehabt, zu beobachten, welche Verheerungen die Leidenschaft für den Gesang in der Familie anrichten kann?"

Obgleich ich Mad. Pfeffer nicht ganz verstand, betheuerte ich doch, daß mir einige derartige Fälle von verderblicher Gesangsleidenschaft bekannt seien.

„Es handelt sich um einen jungen Mann," sagte die beredte Rentiere, „der seit geraumer Zeit in unserem Hause Zutritt und gegründete Aussicht hat, uns in einigen Monaten noch näher zu stehen. Meine Elisabeth...." „Aber Mama," unterbrach sie die Jungfrau mit leichtem Erröthen.

„Schweig', mein Kind!" gebot die Mama, „Du

brauchst Dich nicht zu schämen, wir sprechen mit einem verheiratheten Herrn, es handelt sich nur um Familienangelegenheiten. Wozu hinter dem Berge halten, mein Herr, der junge Mann ist seit Pfingsten der Verlobte meiner Elisabeth!"

Es schien mir nothwendig, meine Gratulation darzubringen, aber sie machte weder auf die Mutter noch auf die Tochter einen angemessen freudigen Eindruck.

„Wir haben im Ganzen keine Ursache, über unsern Verlobten Klage zu führen," sagte Mad. Pfeffer mit strengem Ton, „moralisch läßt er sich nichts, musikalisch desto mehr zu Schulden kommen. Agent Selters, so heißt mein künftiger Schwiegersohn, ist Sänger, leidenschaftlicher Sänger. Er ist diesem Laster auf seinen früheren Reisen verfallen!"

„Aber, Madame," sagte ich erstaunt, „Sie bedienen sich eines harten Wortes; die Ausübung einer harmlosen Kunst kann doch nie in Laster ausarten!"

„Je nachdem," rief Madame Pfeffer mit lauter Stimme, „ich nenne Alles Laster, was den Menschen von seinen Berufsgeschäften abzieht. Ich gebe auch zu, daß die Leidenschaft für den Gesang unter Umständen eine Tugend sein kann. Es kommt aber Alles auf die Zeit, den Zweck und den Mann an. Mein Neffe, der blonde Pfeffer, Reisender für ein großes Korinthen- und Rosinenhaus, singt auch. Der blonde Pfeffer ist überall dabei, aber behält immer das Geschäft im Auge. Sehen Sie, das ist mein Mann, den lasse ich mir gefallen. Er gehört zu wenigstens zwanzig deutschen Gesangvereinen, und doch singt er nur der besseren Geschäftsverbindungen wegen. Wie oft hat er mich versichert, daß er durch die gemachten Bekanntschaften jährlich Tausende verdiene. Der blonde Pfeffer gehört auch zu den Freimaurern, aber sagt stets, als Mitglied von Gesangsvereinen stehe er sich

geschäftlich besser; er habe mit einem praktischeren Publikum zu thun!“

„Und worin unterscheidet sich denn der Herr Agent Selters von Ihrem Herrn Neffen?“ fragte ich schüchtern.

„Selters ist der reine Kunstfreund: er lebt nur im Gesange, er vernachlässigt seine Gänge, seine Correspondenzen, er vernachlässigt selbst uns — meine Tochter!“ setzte Mad. Pfeffer verbessernd hinzu und Elisabeth stieß einen tiefen Seufzer aus. „Wir würden weniger unglücklich sein, wenn Selters gern Karten spielte. Eine Partie Boston oder Whist läßt sich rasch arrangiren und ich selber würde ihn mit Vergnügen darin unterstützen, aber diese unfruchtbare Leidenschaft!“

„Wir sind seines Besuches nie gewiß!“ flüsterte Elisabeth, da die Beisitzer im Coupé die Ohren zu spitzen begannen, „er kommt spät oder geht früh, daran hat er uns schon gewöhnt, er zieht aus einem Gesangverein in den andern, sein Tenor ist überall beliebt, diese Berühmtheit ist mein Unglück!“

„Selters hat es sogar schon durchgesetzt, in der Oper Vormittags Probe zu singen!“ fügte die Mama mit tiefer Entrüstung hinzu.

„Und scheint durchgefallen' zu sein?“ fragte ich mit der nöthigen Vorsicht.

„Die Stimme war nicht stark genug, und der Vortrag ließ Manches zu wünschen übrig,“ beschönigte Elisabeth den verunglückten Ehrgeiz des Sängers.

„Sie werden mir als vernünftiger Mann zugeben, daß es ebenso unerträglich ist, wenn ein Bräutigam fortwährend auf dem Sprunge steht, als wenn man ihm, um seine verehrte Gegenwart zu genießen, einen Männerchor, oder doch ein Quartett einladen muß,“ sagte Mad. Pfeffer, „es sind damit zu viele Unbequemlichkeiten verbunden. Ich bin weit von aller Knickerei entfernt, aber

lieber feindliche Einquartierung, als Sänger. Soldaten kann man satt machen, aber Sänger . . . .“

„Liebe Mama, ich bitte Dich!“ flehte Elisabeth, mit einem ängstlichen Blicke auf die Nachbarschaft.

„Ich spreche die reine Wahrheit!“ sagte die unerbittliche Madame Pfeffer, „durch die Gesangsliebhaberei Deines Herrn Bräutigams würden wir am Ende vom Liede noch in Hungersnoth gerathen. Welche Bresche hat sein Männerquartett schon in unser altes Flaschenlager gelegt!“

Die schwache Seite der Madame Pfeffer war berührt; die innere Aufregung röthete das Frühstückglühen auf Nase und Wangen noch tiefer, sie überzeugte sich durch einen leichten Druck ihrer eleganten, aber auffallend geräumigen Ledertasche, daß ein darin verborgenes, wahrscheinlich mit edlem Labsal gefülltes Glasgefäß vorhanden, unbeschädigt und gegen Sängerangriffe geschützt sei. Einige Secunden lang schien die würdige Frau mit sich zu Rathe zu gehen; sollte sie? sollte sie nicht? Der gute Genius siegte, der Morgenwind blies frisch und es war nöthig, den Einwirkungen der regnerischen Atmosphäre nachhaltigeren Widerstand zu leisten. Madame Pfeffer öffnete die Ledertasche und zog eine dickbäuchige Flasche hervor, auf der außer dem berühmten Denkspruch: „Nullum vinum nisi Hungaricum“ der Name einer alten Breslauer Firma prangte. Die Dame erfüllte meine Brust mit wahrer Hochachtung: trotz der besten Kenner wußte sie um die gediegensten Bezugsquellen. Mit einer Festigkeit der Hand, die von vieljähriger Uebung im Fache zeugte, entkorkte sie die Flasche, füllte einen kleinen Silberbecher mit dem Inhalt derselben und reichte mir das Gefäß. Ich lehnte es ab, erklärte mich indessen bereit, später den Damen Bescheid zu thun, auf ihr Wohl und das Gelingen ihrer Pläne zu trinken. Mad. Pfeffer

war geschmeichelt, Elisabeth nippte ein wenig, Mama leerte den Becher bis auf den letzten Tropfen, füllte ihn von Neuem und reichte ihn mir. Nachdem ich das werthvolle Naß hinabgeschlürft, begriff ich die Abneigung der conversativ haushälterischen Dame, einen solchen Schatz ihres Kellers mit losen Sängern zu theilen, deren Zunge wahrscheinlich nicht genügend gebildet war, um in die weihevolle Tiefe einer tropfbaren Flüssigkeit von so hohem Range zu dringen.

„Lassen Sie uns zur Sache kommen!“ sprach Mad. Pfeffer mit mehrerer Lebhaftigkeit. Gleich einer Landschaft nach Sonnenaufgang hatte ihre Persönlichkeit durch das wohlthätige Getränk ein ganz anderes Ansehen erhalten.

„Sie errathen, daß wir nur nach Neustadt-Eberswalde reisen, weil wir nicht ohne Grund vermuthen, daß Selters sich an dem Gesangsfeste betheiligt.“

„Was für einen Grund haben Sie dazu? Madame!“ fragte ich etwas inquisitorisch, denn trotz aller Hochachtung vor Mad. Pfeffer empfand ich nicht geringeres Mitleid mit Selters, dem Märtyrer einer höheren Weltanschauung.

„Seine gestrigen Ausflüchte und Schwindeleien!“ sagte entschlossen die in ihren heiligsten Empfindungen gekränkte Mutter einer hintergangenen Tochter.

„Schwindeleien, ein furchtbares Wort!“ dachte ich im Stillen. Es mußte in der Familie schon weit gekommen sein.

„Glauben Sie mir, mein Herr,“ fügte Mad. Pfeffer hinzu, „ungeachtet meines geringen Wohlgefallens am Gesange, würden wir keinen Anstand genommen haben, uns an dem Gesangsfeste zu betheiligen, wenn Selters, wie es sich für einen zärtlichen Bräutigam und gehorsamen künftigen Schwiegersohn schickt, uns dazu aufge-

fordert hätte. Die Sache konnte füglicher Weise als gemeinschaftliche Landpartie aufgefaßt werden. Selters schlug den verkehrten Weg ein."

„Vielleicht fürchtete er bei einem offenen Geständniß von Ihrer ihm bekannten Abneigung das Schlimmste für seinen Plan?"

„Gleichviel, er mußte es darauf ankommen lassen," rief die würdige Dame, „er schützte Geschäfte über Land vor, es summte mir gleich vor den Ohren; ich sah ihm die Lüge an der Nase an, verbarg aber vorsichtig meinen Ingrimm. Ich hätte Selters nicht kennen müssen, er wollte nur ungehindert von unserer Gegenwart den Tag in der Mitte seiner Sänger zubringen. Ohne Einwand ließen wir ihn also ziehen, aber mein Plan stand fest, heute in Gesellschaft meiner Tochter die nöthigen Recherchen anzustellen. Meine Bitte geht nun dahin, uns in unserem Plane zu unterstützen! Wir wollen uns nur überzeugen, ob Selters nach Neustadt-Eberswalde gefahren ist und das Gesangsfest mitmacht, oder nicht? das Weitere wird sich finden!"

„Ja, das Weitere wird sich finden!" hallte echoartig Elisabeths weinerliche Stimme nach. Ueber Selters Haupt zog sich ein Donnerwetter zusammen. Ich konnte mich nach allem Bisherigen nicht mehr weigern, den Damen Hülfe zu leisten, aber mir war bei dem leidigen Handel nicht behaglich zu Muthe.

„Bei meiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der Person des Herrn Selters fürchte ich nur, Ihnen wenig nützen zu können!" bemerkte ich schüchtern.

„Es liegt uns nur an Ihrer Gesellschaft, an einer männlichen Deckung; zu handeln bin ich gewohnt!" bemerkte Mad. Pfeffer verbindlich, aber eisenfest, und ich zweifelte nicht an ihrem Entschluß.

Wir näherten uns dem Bahnhofe von Neustadt-Ebers-

walde, aus den Waggons drangen vereinzelte Solfeggien, und ich ersuchte Mad. Pfeffer und ihre Frl. Tochter nur, mir beim Aussteigen den Arm zu geben, damit wir nicht durch die hinausstürmenden Sänger getrennt würden, und das Weitere den himmlischen Mächten anheimzugeben.

Auf dem Perron hatten sich die Sängerschaften Neustadt-Eberswalde's und der benachbarten Ortschaften und Gegenden versammelt, um die berliner Extrazüge zu empfangen; das Gedränge war heillos. Mit Mühe und Noth dem Getümmel entronnen und hinter die aufgestellte Sängerfront gelangt, wurde ich von einer Section zurücktretender märkischer Barden so gewaltsam zwischen die Wand des Gebäudes und Mad. Pfeffer gedrängt, daß ich einen Moment schier am Leben verzagte. Wir erreichten indessen glücklich den Saal der Restauration, und ich hielt es für schicklich, mich bei der, mit der Vertheidigung ihrer Rechte beschäftigten Schwiegermutter zu erkundigen, was nun geschehen sollte?

„Sie überzeugen sich doch selbst, daß von hier aus nichts zu sehen ist!“ rief die zu Allem entschlossene Wittwe, „wir haben uns schon auf dem Stettiner Bahnhofe alle erdenkliche Mühe gegeben, Selters zu entdecken, es ist uns nicht gelungen. Geben Sie uns einen Rath, Sie sind ein erfahrener Mann, wir werden Ihnen unbedingt folgen!“

„So suchen wir uns vor allen Dingen eines Wagens zu bemächtigen!“

„Eines Wagens? weshalb?“

„Um einen Aussichtspunkt zu gewinnen, Madame! Falls Sie Herrn Selters ermitteln wollen, bietet sich die beste Gelegenheit dazu, wenn Sie in dem Wagen Platz nehmen, fünfhundert Schritte weiter auf der Chaussee Halt machen und den Festzug am Schlage vorüberziehen lassen. Die Sänger ordnen sich mit ihren Fahnen, in

fünfzehn Minuten sind alle Vorbereitungen beendet und der Marsch wird angetreten!"

Mad. Pfeffer war überzeugt, sie nahm von Neuem meinen Arm mit einer solchen Zuversicht und Bestimmtheit, daß ich Selters' Leidenschaft für Volksgesangsübungen und abendliche Männerquartetts vollständig begriff. Elisabeth folgte uns mit zwei Plaids und einem Kuchenkober, die Wittwe miethete einen Wagen, und in einer Viertelstunde hielten wir an einer so günstig gelegenen Stelle, daß uns keine Physiognomie des Sängerzuges entgehen konnte. Bald näherte er sich denn auch, nach seinen zahlreichen und prächtigen Fahnen zu urtheilen, eher ein Zug von heroischen Kämpfern für die Sache des Vaterlandes, als eine Truppe friedfertiger Sänger.

„Geben Sie auf alle kleinen Herren mit schwarzen Schnurr- und Knebelbärten Acht, mein Herr!" sagte Mad. Pfeffer, „Selters trägt außerdem den Hut auf einem Ohre und gewöhnlich eine rothe Blume im Knopfloch. Man soll glauben, er habe den Orden der Ehrenlegion erhalten."

Elisabeth, so unwillig sie über das verrätherische Betragen des kleinen Selters war, schien ihrer Mutter Blasphemieen doch mit blutendem Herzen anzuhören. Den Zustand ihres Gemüthes verlautbarte sie nur durch Seufzer. Jetzt näherten sich die Sänger. Sie traten denn auch mit jenem Pathos auf, das den deutschen Mann kennzeichnet, wenn er mit zahlreichen Gesinnungsgenossen die Kampfbahn des Gesanges beschreitet. Frl. Elisabeth bewaffnete ihre Augen mit einer Lorgnette, Mad. Pfeffer setzte eine Brille auf die Nase, doch waren alle Beobachtungen der Damen vergebens; Agent Selters befand sich nicht nnter den Sängern.

„Er wird schon mit dem ersten Sängerzuge abgefahren sein," sagte Mama und ließ sich im Wagen nieder,

„es bleibt uns nichts übrig, als die Sänger nach dem Kesselthal am Wasserfall zu begleiten und dort unsere Nachforschungen fortzusetzen. Ich zweifle nicht im Geringsten, daß wir ihn früher oder später entdecken."

„Wenn Sie meinem Rath folgen wollen, Madame," antwortete ich voller Besorgniß, von der rachewüthigen Matrone mitten unter die Sänger geschleppt und im unglücklichen Falle zum Zeugen einer halb lächerlichen, halb verdrießlichen Scene gemacht zu werden, „so fahren Sie nach dem Gasthause in der Stadt und sichern sich dort ein Zimmer und Couverts an der Table d'hote. Der Regen scheint stärker zu werden, Sie sind Beide nicht mit ausreichender Toilette versehen, und es wäre mir beim besten Willen unmöglich, Sie unbeschädigt durch das Menschengedränge zu geleiten. Sie sehen wohl, die Zahl der Sänger beläuft sich auf mehr als tausend, und wir können mit Bestimmtheit darauf rechnen, im Walde noch zehnmal mehr Zuhörer zu treffen." Mad. Pfeffer schwieg, machte jedoch ein äußerst unzufriedenes Gesicht. „Alles was geschehen kann," fuhr ich fort, „besteht darin, daß ich mich den Sängern anschließe, Herrn Selters aufsuche, und Sie alsdann von seiner Anwesenheit benachrichtige."

„Das wollten Sie?" schrie Mama so laut, daß die Pferde eines eben vorüberfahrenden Hauderers scheu bei Seite prallten.

„Habe ich Ihnen nicht meine Hülfe zugesagt?" — Elisabeth schien meine Bereitwilligkeit, ihrer Mutter einen Dienst zu leisten, sehr übel zu vermerken. Gewiß bereute das arme Mädchen längst ihre Betheiligung an dem verderblichen Plan, der ihr bei dem Charakter der Frau Mama leicht den Bräutigam kosten konnte. Früher hatte sie in den Schlachtruf: „Das Weitere wird sich finden!" mit eingestimmt; jetzt schwieg sie tief verletzt.

„Können Sie mir nicht irgend ein näheres Merkmal

angeben, an dem ich Herrn Selters erkenne?“ fragte ich Mad. Pfeffer, „ich habe schon jetzt so viele Herrn mit schwarzen Schnurr- und Knebelbärten, rothen Blumen im Knopfloch, und pfiffig auf ein Ohr gedrückten Hüten bemerkt, daß ich eine Verwechselung fürchte, die Ihre Absichten vereitelt. Bezeichnen Sie mir wenigstens den Gesangsverein, hat Herr Selters Ihnen nie dessen Namen genannt?“

Elisabeth wußte den Namen, aber sie verrieth ihn nicht.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte Mad. Pfeffer, „so hat Selters wiederholt von der „fliegenden Akademie“ gesprochen. Er behauptete, sie am liebsten zu besuchen!“

„Dann wird er sich ihr auch angeschlossen haben; die „fliegende Akademie“ gehört zu den rührigsten Gesangvereinen der Hauptstadt, und zählt besonders viele jüngere Handelsreisende unter ihren Mitgliedern. Fahren Sie getrost nach der Stadt, meine Damen, Mittags erhalten Sie Bescheid. Erwarten Sie mich im Gasthofe.“

Unter Betheuerungen der ewigen Dankbarkeit von Seiten der Mama, und einem flüchtigen, beinahe verächtlichen Kopfnicken Elisabeths trennten wir uns; die Damen fuhren nach Neustadt, ich folgte den Sängern in den Wald. Der Unwille der armen Braut kümmerte mich nicht weiter, konnte sie mir doch nicht ins Herz sehen. Sie dauerte mich längst und ich war weit entfernt, dem ruchlosen Plane ihrer Mutter, der nur auf eine Störung der Verhältnisse hinauslaufen konnte, Vorschub zu leisten. Wollte ich den gesangfrohen Selters und das geängstigte Mädchen retten, so mußte ich die Maske des Spions beibehalten.

Langsam setzte ich bei einem kalten Staubregen, dem nur Sänger den Tag über Trotz zu bieten wagen, den Weg nach dem Walde fort und langte nach dem Schluß des zweiten Liedes bei den berliner Chören an, doch

führten erst nach dem dritten Gesange meine Nachforschungen zu einem Resultat. Während der Festrede über „die Macht des Gesanges und die Förderung patriotischer Gesinnung durch denselben," war ich so glücklich, unter die Mitglieder der fliegenden Akademie zu gerathen. Ich wande mich unverzüglich an einen, im Hintertreffen stehenden Bassisten, und fragte ihn, ob der erste Tenorist, Herr Agent Selters, anwesend sei, und ich ihn sprechen könne, ich hätte ihm Mittheilungen von Wichtigkeit zu machen. Der junge Mann war sofort bereit, mich dem berühmten Sänger vorzustellen; einige Augenblicke später befand ich mich in der Vorderreihe und stand vor dem gefeierten Künstler. Da die „fliegende Akademie" etwas entfernt vom Redner postirt war, durfte Selters ungestraft solfeggiren, und er ließ sich als Genius durch den Akt der Vorstellung weiter nicht hindern, das hohe B auf eine zarte Manier zu intoniren.

„Haben Sie vorher mein B gehört, Tüffke?" sagte er zu dem Bassisten, „mein B dringt immer durch den Chor, und wenn er tausend Mann stark wäre." Die Ceremonieen des Aktes waren beendet, Agent Selters blickte stolz umher; er hielt mich für einen Kunstfreund, den sein Weltruf als Tenor nach Neustadt gelockt. Welche Enttäuschung bemächtigte sich des talentvollen jungen Mannes, als ich ihn hinter die Front der „fliegenden Akademie" führte und also anhub: „Sie sprechen von Ihrem hohen B, Herr Selters, es handelt sich jetzt aber nicht um ein B, sondern um ein P, ein hartes P — Mad. Pfeffer und Frl. Tochter befinden sich in Neustadt!"

Der Agent war wie vom Blitze getroffen. Aus allen seinen vocalen Himmeln auf den trocknen prosaischen Erdboden gestürzt, starrte er mich mit offenem Munde an, und ließ mich seine makellosen Zähne bewundern. Als ich hinzufügte: „Die Damen wollen sich überzeugen, ob

Sie sich bei dem Gesangsfeste betheiligen, und haben mich deshalb beauftragt, Sie aufzusuchen!" verfärbte sich sein blühendes Gesicht. Agent Selters dauerte mich. Mitleidig legte ich die Rechte auf seine Schulter und tröstete ihn: „Fürchten Sie keine Verrätherei von meiner Seite, ich habe mich den Damen nur zur Verfügung gestellt, um sie selber von hier fern zu halten, noch kann Alles gut enden!"

Obgleich Selters den von Mad. Pfeffer beschriebenen schwarzen Schnurr- und Knebelbart, eine rothe Blume im Knopfloch, und den Hut aufs Ohr gerückt trug, glich er doch einem „Manne des Erbarmens."

„Daß ich diesmal nicht widerstehen konnte! das verzeiht mir die Alte nun und nimmermehr!" flüsterte der sonst so kräftige Sänger tonlos in sich hinein.

„Sie können Recht haben! Herr Selters," sagte ich besorgt, „Mad. Pfeffer betheuerte mit großer Entschiedenheit: das Weitere werde sich finden. Ich meinerseits begreife nicht, wie Sie, als Bräutigam, ein solches Wagestück unternehmen konnten!"

„Ach! die Frauenzimmer sind gar zu unmusikalisch!" stöhnte Selters.

„Aber lieben Sie denn nicht Ihre Braut? begreifen Sie denn nicht, selbst wenn Sie, wie ich nicht hoffen will, bei der Wohlhabenheit der Familie allein, oder doch zur Hälfte — Sie scheinen als leidenschaftlicher Kunstfreund noch nicht ganz und gar moderner Unmensch zu sein — weltlichen Vortheilen nachgehen, daß ein zärtlicher Seladon seiner Braut Opfer bringen, in allen billigen Dingen seine Neigungen den ihrigen unterordnen muß?"

„Es ist mir unmöglich, auf die Betheiligung an Gesangsaufführungen ganz zu verzichten, ich sehe nichts Unerlaubtes darin!"

„Gewiß nicht, aber ich hoffe, daß in Ihnen, als einem

Kaufmann, auch etwas vom Diplomaten steckt. Holen Sie später als Ehemann ein, was Sie als Bräutigam versäumt haben. Noch ist kein Grund zur Verzweiflung vorhanden; vielleicht gelingt es Ihnen die junge Frau eines Bessern zu überzeugen, aber glauben Sie mir, in einem Hause, wo eine so tyrannisch selbstständige Schwiegermutter gebietet, dringt ein Mann als Bräutigam nie mit dem Kopf durch die Wand. Wenn Sie nach allen Ihren Ausflüchten und Schwindeleien — Mad. Pfeffer hat, wie Sie sehen, kein Blatt vor den Mund genommen — heute bei dem Gesangsfeste betroffen werden, so sind Sie und Frl. Elisabeth geschiedene Leute. Das unterliegt keinem Zweifel."

Agent Selters starrte vor sich hin, mein Raisonnement war gar zu einleuchtend. „Das schöne Vermögen und die Häuser kommen in andere Hände — Herr Selters! merken Sie wohl — Mad. Pfeffer hat ihr Augenmerk schon auf einen andern Schwiegersohn gerichtet und ein Mädchen, das sich vernachlässigt sieht, widersteht selten den Einflüsterungen der Mutter — es war im Wagen von einem gewissen blonden Pfeffer die Rede!"

„Ja, ja," murmelte Selters, „der blonde Pfeffer! er ist ein arglistiger Bube! Ich bitte Sie um Gotteswillen, mein Herr verrathen Sie mich nicht!"

„Ich bin gekommen, Sie zu retten!" sagte ich. „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; machen Sie sich aus dem Staube!"

„Aber wohin?" rief Selters und zog die Uhr. „Es ist erst neun, wo soll ich den Tag zubringen, ohne von der Alten entdeckt zu werden? Mad. Pfeffer hat Augen wie ein Luchs!"

„Das Klügste wäre, Sie eilten sogleich nach dem Bahnhofe, und versteckten sich bis zur Ankunft des Stettiner Postzuges in einem Separatzimmer. Der Zug muß

Nachmittags vorüberkommen! Sobald Sie in Berlin sind, eilen Sie in einen Blumenkeller, kaufen das größte Bouquet und fahren nach der Wohnung Ihrer Braut...."

„Und dann? dann?" fragte Selters, und in seinen Mienen leuchtete es fröhlich auf.

„Dann ziehen Sie heftig an der Klingel, und äußern gegen das Gesinde die höchste Verwunderung, Ihre Elisabeth nicht zu Hause zu treffen, Sie können sogar den Ton einigen Unwillens anschlagen. Je dreister, um so besser! zeigen Sie sich gekränkt, so werden Sie Mad. Pfeffer imponiren; noch rath- und wirksamer wäre es, wenn Sie beiden Damen von ihren „Geschäften auf dem Flachlande" etwas mitbringen könnten. Schwiegermütter und Bräute freuen sich auch über die unbedeutendsten Geschenke. Allerdings ist die Auswahl vor den Thoren Berlins etwas beschränkt und heute obenein Sonntag; strengen Sie indessen Ihren Scharfsinn an! Sie sind nicht umsonst Agent!"

Während dieser Ermahnung hatte sich Selters langsam von den Chören entfernt, wir befanden uns schon auf dem Wege nach dem Bahnhof. Der Agent warf zwar noch einen sehnsüchtigen Blick auf die Sängerschaaren, aber er sah wohl ein, hier könne seines Bleibens nicht länger sein.

„Was werden Sie aber nun Mad. Pfeffer sagen?" fragte Selters und blickte mir äußerst zweifelhaft ins Auge, „geben Sie vor, mich nicht gefunden zu haben, so bleibt sie keine Minute länger in Neustadt und betrifft mich vielleicht gar um drei Uhr auf dem Bahnhofe!"

„Seien Sie unbesorgt, Herr Selters," beruhigte ich ihn, „ich thue nichts halb, es wird unschuldige Mittel geben, Ihre gestrenge Schwiegermutter bis zum Abende hinzuhalten, aber nur unter dem Versprechen der Besserung leiste ich Ihnen Beistand. Es ziemt sich nicht für einen

Mann, jede Freistunde in Gesangvereinen zuzubringen; der Ehegatte gehört in die Familie und das Hauswesen. Das Lied und den Volksgesang in Ehren! wenn das Vermögen in Ihre Hände kommt, werden Sie ernstere Dinge zu thun haben!"

Meine kurze Standrede machte einen günstigen Eindruck; Selters rückte sogar seinen Hut zurecht. Er glich nicht mehr dem schiefen Thurm von Pisa; so trennten wir uns. Gegen Mittag kehrte ich in die Stadt zurück. Ich wage nicht zu untersuchen, ob in Folge der wiederholten Anwendung des mitgenommenen weinigen Medikaments, oder des ihr durch den verstockten Schwiegersohn verursachten Kummers, genug Mad. Pfeffer befand sich in einem Zustande von moralischer Auflösung. Jede der Damen saß an einem besonderen Fenster. Der Meinungsaustausch zwischen Mutter und Tochter mochte unstatthafte Dimensionen angenommen haben; Elisabeth hatte geweint. Bei meiner Ankunft richtete sich Mad. Pfeffer auf; sie legte die heitere Miene meines guten Gewissen, ein dem Gott der Ehre wohlgefälliges Werk gethan zu haben, zu Gunsten ihres verderblichen Planes aus.

„Nun, ist er da? haben Sie ihn aufgefunden?" rief Mama.

„Ich glaube, Ihre Frage bejahen zu können, Madame," erwiderte ich mit Bestimmtheit. „Unter den Mitgliedern des Festcomités befindet sich ein junger Mann, der nach Ihrer Beschreibung kein Anderer, als Agent Selters sein kann. Das bewegliche Wesen des jungen Mannes fiel mir sogleich auf. Dieser ist es, oder keiner! sagte ich zu mir selber."

Der erwähnte Jüngling, den ich unterzuschieben beschlossen hatte, besaß wirklich einige Aehnlichkeit mit Selters.

„Unter den Mitgliedern des Festcomités haben Sie ihn entdeckt?" sagte Mad. Pfeffer, „auch das stimmt, ich

kenne seinen Ehrgeiz; wo es etwas dreinzureden, abzustimmen, zu unterzeichnen gilt, fehlt Selters niemals. Ich danke Ihnen! Sie haben sich um unseren Hausfrieden, um das Glück meines Kindes hoch verdient gemacht, Elisabeth! sagst Du dem Herrn nicht Dank?"

Das beklagenswerthe Mädchen versuchte einige Worte zu stammeln, aber ihre Zunge klebte am Gaumen; sie dankte mir durch einen Blick, dessen Uebersetzung lauten würde: „Sie sind der nichtsnutzigste Verräther!"

„Wie fassen wir ihn aber? wir müssen gleich nach dem Thale!" rief Mama und strich mit den Händen ihre seidene Robe glatt.

„Mäßigen Sie sich, Madame," warf ich ein, „Sie könnten Alles verderben." Als Mitglied des Comités ist Selters jetzt in der Sitzung beschäftigt, aber er kann Ihnen nicht entgehen, wenn Sie sich bis zum Abend gedulden. Der Sängerzug erscheint dann zur Verabschiedung von den gastfreien Neustädtern auf dem Marktplatze, Sie können dann Selters ungehindert beim Schopfe fassen, ihn gewissermaßen auf frischer That ergreifen."

„Und was thun wir bis dahin? Jetzt ist Essenszeit; der Nachmittag ist gar lang."

„Machen Sie eine Spazierfahrt nach Falkenberg, trinken Sie dort Kaffee und kehren Sie rechtzeitig zurück; Sie werden mich hier vorfinden!"

Mad. Pfeffer widersprach nicht, Elisabeth würdigte mich keines Blickes mehr. Wir begaben uns an die Gasttafel, die Damen bestiegen nach einer Stunde ihre Chaise, ich hielt nach den anstrengenden Promenaden des Vormittags einen gesunden Mittagsschlaf; die Uhr schlug auf dem Kirchthurm vier, als ich aufwachte. Hatte Selters den Stettiner Postzug wahrgenommen, so mußte er sich schon nahe bei Bernau befinden.

Um sechs Uhr kehrten die Damen zurück; ich empfing

sie in der angenehmsten Laune. Wir brauchten nicht lange zu warten; bald trafen die Sänger in lichten Haufen ein und schaarten sich um das Rathhaus.

Der entscheidende Augenblick war da. Wir öffneten die Fenster.

„Dort Madame, dort kommt Herr Selters! dort neben dem schwarzbärtigen Fahnenträger!"

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als Elisabeth jubelnd ausrief: „Sie haben sich geirrt, so hat mein Selters nie ausgesehen!" — Mein Selters! Ich las in ihrer Seele. — „Wo haben Sie Ihre Augen gehabt?" schrie Mad. Pfeffer nicht allzu höflich und musterte Pseudo-Selters scharf durch ihre Brille.

„Agenten behandeln ihre Hände besser — der Mensch ist ein Schmiede- oder Schustergeselle! — o diesen Männern fehlt doch aller Beobachtungsgeist! ein Agent in Berlin und solche Hände!"

Pseudo-Selters' Tatzen waren allerdings nicht die reinlichsten; ich hatte durch meinen Irrthum das aesthetische Gefühl beider Damen schwer beleidigt. Ein junger Mann mit solchen ausgearbeiteten Händen, wenn auch mit rother Blume im Knopfloch, Schnurr- und Knebelbart, und windschiefem Deckel, sollte in ihrem reichen Hause geduldet werden! Mein Credit war für immer dahin, aber Elisabeth triumphirte. Die plötzliche Freude verschönerte sogar ihre nicht sonderlich anziehenden Gesichtszüge. Mad. Pfeffer deutete durch ihr Betragen sichtlich an, alle ferneren Verbindungen mit einem für polizeilichen Recherche so unbrauchbaren Subjecte abbrechen zu wollen.

Leise, ohne Abschied zu nehmen, schlich ich aus dem Zimmer, und mischte mich unter die Sänger, um in dem bevorstehenden Kampfe auf dem Bahnhof meine müden Gebeine dem Schutze zweier Bassisten der „blauen Mappe"

anzuvertrauen. Die Dunkelheit war längst eingebrochen, als wir vor dem berliner Perron hielten.

Das Volksgesangfest war meinem Gedächtniß beinahe entschwunden, als ich neulich aus dem Theater zurückkehrend, auf meinem Schreibtisch ein aus den seltensten Rosen zusammengesetztes Bouquet und ein zierliches Billet fand. Der Inhalt lautete:

„Bei ihrer Abreise nach Vevay empfehlen sich:
Heinrich Selters;
Elisabeth Selters, geb. Pfeffer
als ehelich Verbundene.“

Mir waren alle Gewissensbisse erspart; die gerechte Sache hatte den Sieg davongetragen. Das frische Bouquet war die Abbitte Elisabeth's.

II.

Der Vater des Tragikers.

Der Vater der Debütantin gehörte einst, als Beckmann noch im Fache der volksthümlichen Komik thätig war, zu den bekanntesten Figuren aus der Theaterwelt; ein munterer Schriftsteller zu Paris steht im Begriff, als Seitenstück zu der beliebten alten Posse, „eine Mutter der Debütantin" zu verarbeiten; „der Vater des Tragikers" hat keine Aussichten, die Volksbühne zu besteigen, eine gern gesehene komische Gestalt zu werden, immerhin ist er eine interessante Spielart, wie sie dem Journalisten über den Weg läuft, wenn er in seiner Sprechstunde auf dem Anstande sitzt, und nicht unwürdig, auf dem Papier skizzirt zu werden.

Es war im August dieses Jahres, als um die Zeit, die jeder Schriftsteller in öffentlichen Organen dem Publikum zur Verfügung zu stellen pflegt, ein Herr in reifen Jahren in mein Zimmer trat, und sich mir als Bewohner einer, mittelst der Eisenbahn in wenigen Stunden zu erreichenden Provinzialstadt zu erkennen gab. Der Herr hatte auf meine höfliche Einladung in einem Lehnstuhl Platz genommen, und entwickelte die eben angegebene Thatsache mit einer so selbstgefälligen epischen Breite, indem er besonders hervorhob, er sei Besitzer eines ansehn-

lichen Rittergutes, habe dasselbe jedoch aus Wohlgefallen an einer ungebundeneren Lebensweise verpachtet, und hause auf einem eigenen Besitzthum in der Stadt, daß ich hinlänglich Zeit gewann, das Signalement meines Gastes aufzunehmen. Er machte entschieden den Eindruck solider Wohlhabenheit. Alles an dem Manne, von seinem gutgenährten Körper an, bis auf die musterhaft genähten rehledernen Handschuhe war äußerst gediegen; man bemerkte leicht, daß er auf seine persönliche Pflege und Ausstattung viel gebe und die Vorgänge der Außenwelt höchstens als eine Staffage seines Daseins betrachte. Er war ungemein artig, aber nur vermöge jener heitern Herablassung, welche die Höflichkeit hoher Personen in den Augen der Welt so unwiderstehlich macht. Man bemerkte leicht seinen felsenfesten Glauben, die Schilderung seiner bürgerlichen Stellung bereite dem Zuschauer dasselbe Vergnügen, wie ihm selber. Da ich einige Ungeduld bei seiner ausführlichen Auseinandersetzung nicht verhehlen konnte, suchte er mich durch das Angebot einer Prise zu beschwichtigen, und fuhr dann fort: „Weshalb ich zu Ihnen komme? Weil ich Zutrauen zu Ihnen habe! Sie sollen mir Rath ertheilen, ich wünsche eine für mich wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen."

Ich konnte nichts Besseres thun, als mich verneigen, und verlieh meinen Mienen den Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit.

„Weshalb ich also zu Ihnen komme? Ich habe einen Sohn, einen jungen Mann voller Talente, der jetzt in die Jahre tritt, wo der Mensch sich für einen bestimmten Lebensberuf entscheiden muß —".

„Wie alt ist Ihr Herr Sohn?"

„Zwei und zwanzig Jahre," antwortete der Vater, und warf über das Bücherpult hinweg einen leuchtenden Blick in den Spiegel, als ob er sich von Neuem über-

zeugen wollte, ein so alter Sohn habe wirklich einen noch so jungen und angenehmen Vater.

„Dann muß aber doch eine gewisse Vorbildung vorangegangen sein, bei der man einen künftigen Beruf als Ziel vor Augen gehabt hat. Ihr Herr Sohn wird doch eine Anstalt, gleichviel, ob Gymnasium oder Realschule, besucht haben, und jetzt, wenn ich nach seinen Jahren schließen darf, gewiß schon das Abiturientenexamen hinter sich haben," sagte ich, um doch etwas zu sagen.

„Freilich," antwortete der Vater, „in unserer Jugend saßen Männer in Quarta, heute werden oft genug Knaben Professoren. Menschen und Staaten reifen heute rascher heran, mein Sohn hat mit achtzehn Jahren das Abiturientenexamen gemacht, und schon auf mehreren süddeutschen Universitäten studirt."

„Um so klarer wird er über seinen künftigen Beruf geworden sein! sicherlich hat der junge Mann sich, wie die große Mehrzahl seiner Altersgenossen, für eine bestimmte Facultät erklärt?"

„Das nun eben nicht," antwortete der Vater, wie ich zu bemerken glaubte, etwas gekränkt, seinen Sohn dem gewöhnlichen akademischen Gelichter beigeordnet zu sehen, „mein Sohn hat von Kindesbeinen an etwas von der Natur des Göthe'schen Faust entwickelt und sich nie für ein bestimmtes Studium entscheiden können. Bitte aber, den Wissensdrang meines Sohnes dessenungeachtet nicht zu unterschätzen! Er hat sich leider nur unverhältnißmäßig frühzeitig, gleich dem Doctor und Magister überzeugt, „daß wir nichts wissen können," und daher beschlossen, nach Schmetterlingsart umherflatternd, von den Blüthen aller Facultäten zu naschen."

„Thaten Sie denn dem nicht Einhalt?" fragte ich etwas verwundert über die Kühnheit des ersten Vergleiches.

„Nein! Weshalb? Die außerordentlichen Fähigkeiten meines Sohnes, sein Ehrgeiz, beruhigten mich vollkommen über seine Zukunft," sagte mein Gast ablehnend, „ich wußte von jeher, er werde sich nur des Gediegensten aus allen Disciplinen bemächtigt haben, und im entscheidenden Moment für eine Carriere in allen Facultäten befähigt sein. Und übrigens — ich darf es wohl sagen — es liegt mir nichts daran, wenn er sich nicht für ein Brotfach entscheidet — er braucht sein Leben nicht vom Erwerb abhängig zu machen!"

„Desto besser für ihn, so wird die Philosophie, die Naturwissenschaft von seiner Thätigkeit Vortheil ziehen, und wenn die Rechtskunde nach den Angaben Sr. Excellenz, des Herrn Ministers, für das nächste Menschenalter genügend mit Aspiranten versehen ist, so kann doch die Theologie desto mehr Talente vertragen, die ohne die Fesseln eines Kirchenamtes nur für die freie Wissenschaft arbeiten. Männern dieser Facultät thut Unabhängigkeit vom Staate am meisten Noth."

„Wir sind jetzt bei dem fraglichen Punkte angelangt," sagte mein Gast; seine Stimme verlor etwas von der Festigkeit und ihr Timbre wurde kleinlaut.

„Mein Sohn fühlt sich durch keine aller dieser Wissenschaften befriedigt, mein Mansuetus will sich der Kunst widmen!"

„Dagegen läßt sich nicht das Mindeste einwenden, schon unser würdiger Iffland beklagte seiner Zeit, daß der Schauspielerstand sich nicht mehr, wie in seiner Jugend, aus relegirten oder sonst verdorbenen Studenten, sondern nur aus verunglückten Commis und Gesellen rekrutire; das heutige Theater bedarf gebildeter Mimen!"

Kaum hatte ich diesen Satz vollendet, als ich auch schon meinen Fehlgriff einsah; mein Gast war höchlich

beleidigt, doch besaß er Bildung genug, seinen Aerger zu verbergen.

„Sie haben mich mißverstanden, mein Herr, nicht deshalb bin ich zu Ihnen gekommen, Sie um Ihren Rath zu ersuchen; mein Sohn beabsichtigt, sich nicht sowohl der reproducirenden, als vielmehr der producirenden Kunst zu widmen. Mansuetus ist Tragiker.“

„Tragiker?“ sagte ich in gedehntem Tone, ein Nebenbuhler des Sophokles, Shakespeare, Calderon und Schiller? Heil dem jungen Manne, da das gütige Geschick von seinem Pfade alle materiellen Hindernisse geräumt hat; die Sorge um das tägliche Brot wird ihn in seinen Arbeiten nicht stören.“

„Das will ich meinen,“ rief der Alte sichtlich geschmeichelt, „aber nun lassen Sie uns zur Sache kommen. Mein Sohn braucht allerdings die Kunst nicht des Brotes wegen auszuüben, allein wir leben in einem zu praktischen, zu industriel gesinnten Zeitalter, als daß mein Mansuetus nicht auch die höchsten Zinsen von seinem Talente ziehen sollte. Das Meiste kommt stets darauf an, wie Capitalien angelegt werden; das muß ich als Geschäftsmann wissen.“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ warf ich ein, „Sie sprechen hier von den Talenten Ihres Herrn Sohnes, hat er dieselben denn schon genügend bethätigt?“

„Sagte ich Talente? Ich habe mich eines falschen Ausdrucks bedient, ich hätte von der Mission meines Sohnes reden sollen. Seine in den zwei letzten Jahren verfaßten Dichtungen beweisen unwiderleglich einen ungeheuren Drang, die heutige Schaubühne umzugestalten. Jedes seiner Trauerspiele ist eine ganze Welt, jeder seiner Verse ein Gedanke! Wir Beide werden es leider nicht erleben, eben so wenig, wie den Tag der Aufrichtung und Enthüllung der Schillerstatue, aber der Tag kommt, er kommt, so wahr ein Gott im Himmel lebt, wo auch

der Grundstein zum Denkmal meines Mansuetus gelegt wird.“

„Ihre Gedanken bewegen sich ja in einer excentrischen Cometenbahn; wie viele Trauerspiele hat denn Ihr Herr Sohn bereits vollendet?“

„O, es wird ihm nicht schwer, Masuetus kann — eine seltene Ausnahme von den gewöhnlichen Dichtern — sogar mit vollem Magen arbeiten. Vom Eßtisch geht er an den Schreibtisch, und eine ergreifende Scene ist fertig. Sie glauben kaum, welche Gewandtheit der junge Mensch in der Versification besitzt, einen Monolog von hundert und zwanzig Jamben schreibt er in einer Stunde; seine Briefe lesen sich wie Prologe. Wenn Sie nichts dawider haben, lese ich Ihnen den letzten vor; es ist ein verteufelter Junge!“

„Bitte, meine Zeit ist sehr knapp bemessen, ich bezweifle nicht die ungewöhnlichen Gaben Ihres Herrn Sohnes, aber jetzt sagen Sie mir, inwiefern ich Ihnen rathen, Ihnen dienen kann . . . .“

„Mit Vergnügen,“ rief mein Gast, noch ehe ich ausgeredet, erst sollen Sie mir rathen, dann dienen! Sagen Sie also zunächst, durch welche Mittel können Bühnenvorstände gezwungen werden, sich der Mission einer genialen Natur dienstbar zu erweisen und die Werke meines Sohnes aufzuführen?“ Bei diesen Worten schwoll eine Ader auf der Stirn des Mannes so an, daß ich meinen Stuhl um einige Zoll zurückschob.

„Zunächst doch nur dadurch, daß die Bühnenvorstände sie lesen, dann, daß sie ihnen gefallen, und vermöge ihres Bau's nicht unaufführbar sind. Manches durch und durch dichterische Werk wird seiner ungeheuerlichen Structur wegen von den Bühnenvorständen abgelehnt!“

„Bleiben wir beim ersten Punkte stehen. Sie sagen, die Bühnenvorstände sollen die Stücke lesen, aber lesen

sie? Wir haben nicht gleich, nein, erst nachdem wir eine Anzahl unglücklicher Erfahrungen hinter uns hatten, unsere untrüglichen Proben gemacht. Nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Geld sind gespart worden. Mit Verlegern habe ich mich in Verbindung gesetzt, jährlich mehre hundert Thaler für Druckkosten und Papier bezahlt, die Tragödien meines Sohnes auf das Sauberste drucken lassen, — versteht sich als Manuskript für Bühnen — wir haben stets die Zukunft vor Augen gehabt — wir haben den Directoren die Lectüre so bequem als möglich gemacht, — werden Sie es glauben, ein ganzes Jahr lang mußten wir mitunter auf Antwort warten. Zuletzt erbosten wir uns, wie billig, ich klebte am Rande die Blätter mehrerer Seiten mit Gummi zusammen; sie waren nicht einmal auseinandergerissen! Das heißt man junge Talente fördern, für die Kunst arbeiten!"

„Es kostet in allen Fächern nicht geringe Mühe, sich Bahn zu brechen!" Der Gemeinplatz paßte mir hier gerade.

„Die kurzsichtigen Leute schlagen sich selber in das Gesicht; an dem Talent meines Sohnes könnten sie einen wahren Schatz gewinnen. Er hat Stücke geschrieben, die man Shakespeare zutraut, andere, die so klingen, daß man glaubt, sie seien von Schiller. Mansuetus schüttelt die Style aus dem Aermel, er ist der vielseitigste Dichter der Gegenwart."

„Haben Sie denn nicht Ihr Heil bei Hoftheatern versucht? Diese sind allein in der Lage, über den Kostenpunkt wegzusehen, und ein derartiges vielversprechendes Talent zu unterstützen."

Der Vater des Tragikers riß einen großen, auf blendend weißes Papier geschriebenen, mit feinstem Lack gesiegelten Brief aus der Brusttasche, entfaltete und hielt ihn mit beiden Händen vor mein Gesicht. Ich ersah

daraus, daß die fachlichen Rathgeber des Hofmarschalls dem Einsender erklärten, seine Dichtung nicht zur Aufführung „befürworten" zu können.

„Das ist nämlich der amtliche Ausdruck," rief der Erzeuger des Dichters, „dies ist der sechste Brief, den wir von diesem Hoftheater empfangen. Der sechste in nur zwei Jahren!" In seiner sittlichen Entrüstung ahnte der begeisterte Vater nicht, daß die unerhörte Fruchtbarkeit seines Kindes vielleicht noch strafwürdiger sei, als die Hartnäckigkeit dieser fürstlichen Bühne. Der verblendete Mann fing an, mir fürchterlich zu werden.

„Was ist also zu machen? Sie sehen, die Theatervorstände Deutschlands wollen nichts für meinen Sohn thun, und doch ist die tragische Dichtkunst sein Beruf, nein, seine Mission! Sie müssen seit Jahren diese Kreise kennen, wie bringen wir hinein? Alles ist gewonnen, wenn wir einmal Bahn gebrochen haben."

Der Vater war unglücklich; ich sah es wohl, aber war ich glücklicher? Wollte ich nicht an die Arbeit gehen, und mußte der arrogante Alte nicht erst entfernt werden, wenn ich mein Tagewerk beschließen und die Post nicht versäumen wollte? Ich mußte ihm einige Rathschläge ertheilen, auch wenn mir ihr Erfolg sehr zweifelhaft erschien. Es war Christenpflicht gegen den Alten, Christenpflicht gegen mich selbst.

„Sie haben bis jetzt den geraden Weg eingeschlagen," sagte ich mit ernster Miene, „aber wann kamen die Wohlthäter der Menschheit auf dem kürzesten Pfade zwischen zwei Punkten zum Ziele? Denken Sie an die Umwege in der Wüste, zu denen sich Moses genöthigt sah, ehe es ihm gelang, das Volk Gottes aus Aegypten nach Palästina zu bringen; vergegenwärtigen Sie sich die Anstrengungen des Columbus, die Mittel zu beschaffen, seinen Plan in Scene zu setzen; greifen wir lieber Bei-

spiele aus der neueren Geschichte heraus. Sie kennen die Leiden der Erfinder der Dampfmaschine, der Webemaschine, der Schraube an Schiffen! Ein weiser Mann, verrennen ihm Hindernisse den geraden Weg, gelangt durch die Hinterthüre zum Ziele. Oft kommt man mit der Schmeichelei weiter, als mit seinem guten Recht! Prägen Sie diesen Satz Ihrem Herrn Sohne, dem Tragiker, ein. Der Künstler lebt in einer Welt des Scheines, der Illusionen, prosaische Naturen sagen der „Lüge." Lehren Sie Ihren Dichter, einflußreichen Personen Besuche abstatten, ihnen Artigkeiten sagen, ihren Lehren andächtig lauschen; es gibt Tragiker, welche die Aufführung ihrer Werke nur durch Beharrlichkeit in Visiten durchgesetzt haben. Es klingt paradox, wenn ich behaupte, der Mensch kommt hienieden weit durch seine Liebenswürdigkeit, aber weiter noch durch seine Unausstehlichkeit, und doch ist es wahr. Ihr hochbegabter Sohn hat das Seinige mit der Feder gethan; jetzt muß er mit seiner Person in's Feuer rücken. Ist er liebenswürdig, wird er bei den Damen sein Glück machen, ist er unausstehlich, werden die Männer ihn protegiren, um ihn los zu werden!"

„Ich danke Ihnen," sagte mein Gast heiter lächelnd, „Sie zeigen mir den Lebenslauf des Tragikers in einem neuen Lichte; aber ist das Alles? Kann nichts weiter für das Talent geschehen, besitzen wir keine Association zum Schutz strebsamer Künstler, keine Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, hat die Theaterwelt keinen Schulze-Delitzsch geboren?"

„Wenn auch das nicht, so besitzen wir doch einen Verein zur Hebung . . ."

„Versunkener Schiffe? Hat Bauer schon einen gebildet? Was Sie sagen!"

„Nein, zur Hebung des Drama's; unterbrechen Sie

mich nicht, wenn ich bitten darf. Der gedachte Verein besteht aus hochbegabten Leuten, die sich mit Ihrem Herrn Sohn in derselben Lage befinden. Außer Stande, auf dem Theater festen Fuß zu fassen, begnügen sie sich, Bekannte und Verwandte als Zuhörer einzuladen und diesen ihre Stücke mit vertheilten Rollen vorzulesen."

„Was wird dadurch erzielt?" fragte mein Mann.

„Sie machen dadurch ihre Arbeiten unter dem gebildeten Publikum bekannt und üben nebenbei eine moralische Pression auf die Bühnen aus!"

„Sehr gut, sehr wahr!"

„Ein solcher Verein steht immer wie ein Häuflein Märtyrer da, und wenn das auch zu viel behauptet heißt, so gleichen sie doch den Bekennern eines vom Staate nicht anerkannten Glaubens, die sich zur Ausübung ihres Cultus an profanen Orten zu versammeln gezwungen sind."

„Mein Sohn soll noch in dieser Woche dem Verein beitreten, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für den Rath!"

„Ein vortreffliches Mittel, die Aufmerksamkeit auf verkannte Dramen und Dichter zu ziehen, besteht ferner darin, sie in eine fremde Sprache übersetzen zu lassen und irgend einem berühmten Manne des Auslandes zuzueignen. Der Name von Celebritäten gleicht der Hefe; unsere reclamenlustige Zeit säuert damit ihren Brotteig."

„Das Bild ist nicht edel, aber es ist einige Wahrheit darin. Mansuetus hat einen Stoff aus der russischen Geschichte unter der Feder; er kann ihn dem General Murawieff zueignen. Ich halte ihn für den genanntesten Mann der Gegenwart. Was sagen Sie dazu?"

Mein Gast war von diesem Gedanken so ergriffen, daß er sich rasch erhob, die Handschuhe anzog, meine Hand faßte und sagte: „Ich muß den Plan noch heute mit meinem Sohne besprechen. Was für Mansuetus

durch die Tagespresse geschehen kann, haben wir noch gar nicht erörtert. Seien Sie versichert, ich scheue keine Kosten! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sohn vorstelle, sobald sein Trauerspiel fertig ist. Er soll es Ihnen vorlesen, er gehört zu den Vorlesern ersten Ranges."

Schweigend verneigte ich mich; wir trennten uns, nachdem ich ihn bis zur Treppe begleitet hatte; das Hausmädchen kam uns entgegen.

„Merken Sie sich diesen Herrn," sagte ich zu ihr mit furchtbarem Ernst, „zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht, allein oder mit Begleitung er auch kommen mag, ich bin immer ausgegangen!"

III.

Ein Garten der Vergangenheit.

Die Baustellen zwischen dem Potsdamer Thor und dem Schifffahrtscanal, ehemaligem „Schafgraben," waren nicht immer so ergiebige Gegenstände der Speculation, und die Hochachtung vor Bäumen und Gesträuchen, Blumenbeeten und schattigen Plätzchen war einst größer, als in unseren Tagen. Links an der Mauer, die nun bald den Fortschritten des Jahrhunderts ihren Zoll bezahlen wird, stand eine Reihe von Hauderern, wie sie sich noch immer am Brandenburger Thor erhalten haben, und Schöneberg war nicht ein vorgeschobener Posten von Berlin, durch eine nie rastende Omnibuskette mit der Hauptstadt verbunden, sondern ein Paradies, in dem poetische Minister, wie Altenstein, Villen besaßen, Schriftsteller des jungen Deutschland stille Wohnungen mietheten, um begonnene Werke zur Verherrlichung des Fleisches zu vollenden, und angehende Componisten, die bei Marx oder Dehn Contrapunkt studirten, mit ihrem Flügel ein Asyl suchten, um fürchterliche Fugen auszuarbeiten, und die Katzen des Feldes durch Recitation derselben mit grimmiger Eifersucht zu erfüllen. Noch lag Schöneberg im Rayon der „Landpartie," und selbst diesseits des Canals, wo längst die feine Fleischwaare Platz

gegriffen hat, die Dienstmannschaft den Courierdienst versieht, und die Redaction der N. Pr. Zeitung seit sechszehn Jahren residirt, ging man noch unbefangenen Sinnes spazieren. Der Droschkenkutscher älterer Zeitrechnung, dem ein tollkühner Fahrgast zumuthete, für fünf Silbergroschen über das Carlsbad hinauszufahren, geberdete sich wie ein Flußschiffer, der mit seinem flachgebauten Fahrzeuge in See stechen soll, und bei ausbrechendem Feuer eilte unbefangen die Schöneberger Spritze und Löschmannschaft zur Hülfe herbei.

Einige hundert Schritte vor dem Potsdamer Thore gab es Gärten mit Sommerwohnungen, und da wo jetzt die Architektur-Kolosse der Schellingsstraße ihre Dächer gen Himmel strecken und auf Erden das Droschkenpferd seinen ledernen Futterkorb schwenkt, standen Treibhäuser, wurde Blumen- und Spargelkultur getrieben, versammelte sich die elegante Welt Berlins zu Militair-Concerten im Freien. Hier lag Mömes' Blumengarten, der Zufluchtsort der Senioren Berlins. Das Grundstück war der Stolz seines Besitzers, des alten Herrn Mömes, eines reichen Holzhändlers und Destillateurs. Mochte er auf seinem Grund und Boden sonst nur gelegentlich erscheinen, am Mittwoch Nachmittag, wenn das Musikcorps der Garde-Artillerie Beethovens Symphonien, für Holzblaseinstrumente u. s. w. arrangirt, aufführte, fehlte er niemals. Zu Ehren dieses Tages pflegte er eine weiße Cravate anzulegen und in einem stattlich gebauten Frack zu erscheinen. Was gäbe ein constitutioneller Minister unserer Tage darum, könnte er es, hinsichtlich der ernsten Physiognomie, der männlichen Würde und eisernen Haltung, dem alten Mömes nachthun; seit aber Ministertische servirt werden und die Räthe der Krone sich nicht mehr in unverbrüchliches Stillschweigen hüllen dürfen, haben wir dergleichen Ehrfurcht einflößende

Gestalten zu Grabe getragen. Der würdige Mann besaß noch eine heilige Scheu vor der Natur; er war Menschenfreund und weit entfernt, vorhandene Luftlöcher seinen Mitbürgern vor der Nase zuzumauern. Mit Landschaftsgärtnerei in nuce gab er sich, wie die heutigen Besitzer der Thiergartenvillen, nicht ab; der Garten mußte nach dem Geschmack und dem Gebrauch seiner Altvordern unterhalten werden. Er besoldete einen Kunstgärtner, der die Orangerie verpflegte und zur Winterzeit im großen Saale neben dem Treibhause unterbrachte, sich mit Blumenzucht beschäftigte und die Weinstöcke am Spalier überwachte, aber auch verpflichtet war, hinten im Garten Gemüse zu ziehen und die Tafel seines Herrn mit den neuesten Produkten der Jahreszeit zu versehen. Blumenausstellungen und vegetabilische Sehenswürdigkeiten, zu denen man sich in einem besonderen, vor dem Garten gelegenen Büreau Einlaß erbitten mußte, gab es nicht; die geschäftliche Seite waltete vor, der Gärtner verkaufte Bouquets und Blumentöpfe, und früh und spät hatte das Publikum freien Zutritt. Die in einem an der Westseite des Gartens gelegenen Häuschen befindlichen Sommerwohnungen waren unbequem und enge, gewährten aber einen wahrhaften Landaufenthalt, und wurden von ruheliebenden einzelnen Leuten, auch während des Winters bewohnt. Das glückliche Fleckchen Landes war noch nicht hermetisch verbaut, der Ost- und Südwind nicht abgesperrt und bis spät Nachmittags durfte sich der Gast im hinteren Theile des Gartens am warmen Sonnenschein laben. Heute klingt es unglaublich, und mancher gutbeschlagene Hausbesitzer der Gegend wird verächtlich die Achsel zucken und den Kopf schütteln, aber es gab dort wirklich einen Baumstumpf, auf dem der Schreiber dieser Zeilen oft gesessen und dem Summen der Bienen und dem Gesange der Nachtigall gelauscht hat.

Der Besitzer mochte es für frevelhaft halten, den ehrwürdigen Baumstumpf auszugraben; er ließ ihn stehen: „dem Wanderer zur kurzen Ruh'." Um die winzigen Treibhäuschen mitten im Garten drängten sich Blumenbeete und hölzerne Gestelle für Zierpflanzen. In jenen wurden die ersten Hyacinthen, Aurikeln, Tulpen und Narzissen gezogen, auf diesen Rosenstöcke, Fuchsien und kleine Orangenstämmchen der Sonne ausgesetzt. An kleinen Raritäten, den persönlichen Steckenpferden des Gärtners, war kein Mangel, und die Liebhaber der Botanik fanden sich aus der Nachbarschaft ein, um sie in Augenschein zu nehmen, auch wohl einige Gewächse, die zu Hause auf der Schattenseite in Siechthum verfallen waren, dem Gärtner zur Pflege zu übergeben. Ein alter Geheimerath erschien von Ende April an bis zum Beginn des Herbstes täglich. Von früh Morgens hatte er den schwarzen Frack und das Zeichen seiner Kaste, das Band des Rothen Adlerordens vierter Klasse angelegt; ein stiller alter Herr, nicht redseliger als ein Fliederbusch, oder eine Hortensienstaude. Der parlamentarische Ehrgeiz der Büreaukratie schlummerte; ihr Vertreter begnügte sich, an einer Rosenknospe zu riechen, die reiche Blüthe eines Cactus andächtig zu betrachten, und, wenn es hoch kam, für irgend eine Gönnerin ein Sträußchen gefüllter Nelken zu pflücken. Der Patriarch war sicher davor, im Interesse des Dienstes versetzt zu werden; die Berliner Revue, die Correspondenz Zeidler, die Norddeutsche Allgemeine schlummerten noch im Schooße der Zukunft. Lyrische Dichter, wie Freiherr von Eichendorf, Regierungsrath im Cultusministerium, ließen nur das Waldhorn von der Felswand wiederhallen, aber nicht rigorose Wahlerlasse aus den Regierungsbezirken.

Im vorderen Theil des Gartens wurde der Geselligkeit gehuldigt, Jeder war gern gesehen, aber gewisse Be-

schränkungen hielten alle mißliebigen Gäste fern. Das Hauptgetränk des Berliners der dreißiger Jahre war ausgeschlossen und mit ihm Jeder, der seinen Durst nicht in Zuckerwasser, Limonade oder Kaffee zu löschen im Stande war. Der erpichte Weißbiertrinker schritt achselzuckend an Möwes' Blumengarten vorüber, und ließ sich einige hundert Schritte weiter in Häusler's schlichtem Biergärtchen nieder. Damit war die Physiognomie der Gesellschaft bestimmt. Die ältere Generation fühlte sich besonders zu dem schönen geräumigen Garten hingezogen, und nach dem Schluß der Schul- und Büreaustunden bildete sich rings um den mit schönen Orangenbäumen eingefaßten Rasenplatz und unter den schattigen Kastanienbäumen an der Südseite desselben eine Versammlung der verschiedenartigsten Notabilitäten Berlins. Ein Kränzchen bejahrter Kaffeeschwestern hatte sich gewöhnlich schon früher eingefunden, und je nach der Entwickelung des Laubes, der Windrichtung und der Beschaffenheit der Temperatur das angemessenste Plätzchen mit Beschlag belegt. Obgleich sich unter diesen Damen mehrere Ehefrauen der regelmäßig den Garten besuchenden Herren befanden, wich ihnen die männliche Genossenschaft doch nach Möglichkeit aus. Es mochte Verleumdung sein, aber sie standen im Rufe, eine Art geheimer Gartenpolizei zu unterhalten, die Gäste zu überwachen und die gemachten Beobachtungen nicht immer ohne scharf kritische Anmerkungen einander mitzutheilen. Die alten Herren suchten daher zwischen den beiderseitigen Plätzen eine Demarcationslinie zu ziehen. Ein leergelassener Gartentisch genügte gewöhnlich, ein Belauschen ihrer Gespräche zu verhindern. Dieser kleinen, aber wie man aus den getroffenen Maßregeln ersieht, „mächtigen" Frauenpartei standen zwei große geschlossene Herrengesellschaften gegenüber,

die ohne irgend welche Anknüpfungspunkte, doch unmittelbar neben einander, ohne Zwistigkeiten bestanden.

Den großen Gartensaal neben dem Treibhause und die Hälfte der davor gelegenen Plätze im Freien hatte die Wenkstern'sche Ressource inne, eine Association von Büreaukraten und Militärs reiferer Jahre zu geselligen Zwecken. Man konnte sich nicht wohl anständiger und stiller betragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Innern des erwähnten Gartensaales an Regenabenden bisweilen Karten gespielt wurde, nach einem unverbürgten Gerüchte besaß die Ressource sogar zwei Dominospiele und ein Pfuffbrett; Bestimmtes ist jedoch niemals ermittelt worden. Hätte es auch die Schicklichkeit nicht verboten: das tief über die Fenster des Gartensaales herabhangende Weinlaub verhinderte alle Nachforschungen. Bei freundlichem Wetter hielten die Mitglieder ihre Sitzungen regelmäßig im Freien, und dann wurde niemals Domino oder in der Karte gespielt. Die ehrsamen Herren mochten fürchten, die Gartengötter oder gar den Pan selber zu beleidigen, wenn sie die frevlen zwei und fünfzig Blätter dem frommen Schein der Abendsonne aussetzten. Kartenspiel war eine Unterhaltung für geschlossene Räume, unter freiem Himmel hielten sie nur muntre oder belehrende Gespräche für statthaft. In den Schriften der Griechen, Römer und altitalienischen Autoren begegnen wir einer ähnlichen Vorliebe für weltmännisch philosophischen Austausch der Meinungen, doch wage ich nicht zu behaupten, die Gespräche der gedachten Ressourcen-Mitglieder seien der Aufzeichnung und Aufbewahrung für die Nachwelt gleich würdig gewesen. Davon abgesehen, war der in der Gesellschaft herrschende Ton ein sehr gemessener. Die Mitglieder saßen um weiß und grün gestrichene Gartentische und rauchten meistentheils aus weißen Thonpfeifen, verziert mit farbigen Federspitzen. Gewisse

Herren konnten Vorsitzende oder auch Wortführer heißen, waren zu dieser Würde aber nicht durch Stimmenmehrheit, sondern nur durch angeborene Beredsamkeit, Rang und Stand im Staatswesen gelangt. Vor der Ankunft dieser Notabilitäten kam selten ein Gespräch in Gang, die Unterhaltung drehte sich in gehöriger Breite gemeinhin um die Frage, ob man die Herren überhaupt erwarten dürfe, oder welche Ereignisse sie verhindern könnten, zu erscheinen. Langte endlich einer der Vorsitzenden an, so erhielt der Cirkel seine eigentliche Weihe. Das verehrte Mitglied wählte einen bequemen Platz, der über die Anwesenden und den ganzen vorderen Garten die Rundschau gestattete, der Diener der Ressource — sie besoldete einen eigenen Aufwärter und Saalaufseher — überbrachte ihm die Thonpfeife und eine kühle Labung, der zunächst Sitzende entzündete an dem, in einer Glasglocke brennenden Lichte einen Fidibus, und steckte den Taback in Brand; dann begannen die Debatten. Gehörte der Vorsitzende zu den höheren Offizieren, so erlaubte er sich wohl, die Haken des Uniformkragens zu lösen und den Ueberrock aufzuknöpfen. Diese, unter dem Regimente Friedrich Wilhelms III. ungewöhnliche Action pflegte stets das Signal zu einer gesteigert frohen Stimmung der Anwesenden zu ertheilen und die Befreiung von den Fesseln der Etikette zu verkünden.

Die andere östliche Hälfte der Plätze vor dem Gartensaale gehörte der Berliner Schachgesellschaft, die sich am Montag und Donnerstag dem Statut gemäß versammelte, aber auch täglich durch mehrere Mitglieder vertreten war. Dieser Verein hat Jahre lang dem Möwes'schen Blumengarten einen ganz bestimmten Charakter verliehen und seine Blüthezeit darin verlebt. Der Besitzer des Grundstücks schätzte die ruhigen Herren ganz besonders, da ihre Ansichten über das Ideal eines Aufent-

haltes im Freien mit den seinigen übereinstimmten, und sie ihn in der Aufrechthaltung der Gartendisciplin unbewußt unterstützten. Beide, die Schachspieler bis auf den letzten Mann und der alte Möwes, theilten den Abscheu vor den Sitten und dem Lärm der Kegelbahn, die sich heute unter heilgymnastischem Deckmantel selbst bis in die vornehmsten Privatbesitzungen gedrängt hat. Unter der Obhut des würdigen Eigenthümers waren sie vollkommen sicher vor dergleichen trivialen Störungen, wie sie das Gerassel der fallenden Kegel, das Rollen der in die Rinne geschleuderten Kugeln, das Geschrei des Jungen und das Johlen der über einen gelungenen Wurf entzückten Gäste verursachen. Der alte Herr hielt dieses Vergnügen für plebejisch, und war froh, daß es auch von den an seinen Garten grenzenden Grundstücken ausgeschlossen war. Kein gemeiner Lärm durfte die „Schachherren“ behelligen, diesen Ehrentitel hatte er ihnen selber ertheilt, und sein Auge ruhte stets mit Wohlgefallen auf ihren Tischen, obwohl er für sein Theil von dem Spiele nicht das mindeste verstand.

Anfangs wurde ihnen bei eintretendem schlechtem Wetter eines der niedrigen, aber sonst geräumigen Gartenhäuser neben der mittleren Kastanienallee eingeräumt, als aber der Zahn der Zeit in diesen Baulichkeiten allzugroße Verheerungen anrichtete, und sie nur noch für Aufbewahrung alter Gartengerätschaften, Blumentöpfe, Bohnenstangen und zerbrochener Stühle geeignet waren, etablirte sich die Schachgesellschaft in dem, vorn an der Potsdamer Chaussee gelegenen Treibhause. Der kluge Herr hielt architektonische Ausbesserungen bei seinen Lebzeiten für überflüssig; er sah das Schicksal des Gartens voraus. So bald er die Augen geschlossen hatte, gebot die nothwendige Erbschaftstheilung den Verkauf des Grundstücks; wozu also unnütze Neuerungen und Kosten. Nur

einmal machte er eine Ausnahme. Die bedeckte Estrade, auf welcher die Musiker bei den Mittwochsconcerten saßen, war so schlecht geworden, daß es nicht allein durchreguete, sondern auch Gefahr vorhanden war, das Dach könne einmal über dem Musikcorps zusammenbrechen. Damals wurde aus dem besten Holz eine neue Estrade gebaut; das war aber auch die einzige, dem Inventarium gemachte Concession. Alles Uebrige ging langsam einem sicheren Untergange entgegen.

In dem Abscheu vor improvisirter und importirter Musik stimmte Herr Möwes mit den Schachherren gleichfalls überein. Am Mittwoch, wo der Garten von der Beau-Monde überfüllt war, unter der man nicht selten die Gesandten mit ihren Familien bemerkte, blieben sie, abgeschreckt durch das Getümmel und das Eintrittsgeld von fünf Silbergroschen grundsätzlich fort; an allen übrigen Tagen befolgten sie ein Prohibitivsystem. Den ambulanten Künstlern Berlins war die antimusikalische Genossenschaft zwar schon bekannt, und die Leiermänner hüteten sich weislich vor Invasionen in den Blumengarten, allein es gab unerfahrene Fremdlinge, vagirende Bergknappen, Harfenisten, einzelne Klapptrommeten- und Tubenbläser, die nicht selten eindrangen, mitten unter den Gästen Posto faßten und sich nur ungern in ihren Kunstleistungen unterbrechen ließen. Gegen diese Tonkünstler ergriffen einzelne ältere, jähzornige Mitglieder der Schachgesellschaft gemeinhin Gewaltmaßregeln, wenn ernste mündliche Vorstellungen nichts fruchten wollten. Ein hochbejahrter Herr that sich besonders als Schutzmann hervor. Sein Kunstsinn — er besaß talentvolle Kinder und in seinem Hause wurde viel und gut musicirt — machte ihn überaus empfindlich gegen die Ausschreitungen des wilden Dilettantismus; zudem war er einer der beharrlichsten und nachdenklichsten Zuschauer bei allen Partien zwischen

Meistern. Er war immer der Erste, der unverdrossen aufsprang, den zudringlichen Bläser ergriff, ihm ein Zwei- oder Viergroschenstück in die Hand drückte und gewaltsam zum Garten hinausführte, oft sogar, wenn er Widersetzlichkeit zeigte — hinausknuffte. Es gab sonst keinen sanfteren und manierlicheren Herrn, nur seine Idiosynkrasie vor allen Gassenhauern und die Ehrfurcht vor Schachcombinationen ließen ihn die Gesetze der guten Lebensart übertreten.

Nicht weniger gemeinschaftlich war die Abneigung gegen Hunde. Zwar ließ sich dies Geschlecht nicht ganz verbannen und gewisse Schooßhunde und einzige Freunde alter Junggesellen mußten stillschweigend geduldet werden, doch gaben Letztere als sittige Vierfüßler niemals Veranlassung zur Unzufriedenheit, sondern fügten sich mit dem wundervollen Instinct dieses Geschlechts in die Gebräuche der Gesellschaft und erregten keinen weiteren Anstoß, da sie den Verlockungen der Damenhunde und der von zufälligen Gästen mitgebrachten Kläffer gemeinhin kein Gehör schenkten. Mit Letzteren lebte die Gesellschaft fortwährend auf dem Kriegsfuße; an manchen lebhaften Sonntagen kam es sogar zu größeren Treffen, welche zu unangenehmen Erörterungen zwischen beleidigten Hundebesitzern und Schachspielern führten. Von den meisten Hundefreunden wird ja ein ihrem Pikas oder Mylord versetzter Streich als persönlich empfangen angesehen! Da war nun Geheimer Hofrath H. leidenschaftlicher Schachfreund und strenger Wächter der öffentlichen Ordnung, zu welchem Endzweck er sich von einem, durch jahrelangen Gebrauch schon aller Politur beraubten spanischen Rohre niemals trennte. Ging der alte Büreaukrat auf Provocation der unbesonnenen Hunde aus, oder lag irgend eine seltsame Angewohnheit zu Grunde: er stellte seine Kaffeetasse nie auf den Tisch, sondern stets auf einen,

zur Linken stehenden Stuhl. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß allzuvertrauensvolle Spitzer und Pintscher das für eine Einladung ansahen, sich an den Vespergenüssen des Beamten — er war Schatzmeister der Gesellschaft — zu betheiligen, die Pfoten auf den Stuhl setzten und aus der Tasse ein wenig zu naschen suchten.

Dem Vergehen folgte die Strafe auf dem Fuße. Geheimer Hofrath H. besaß das scharfe Auge und die sichere Hand des Waidmannes. Der freche Näscher war stets „des sichren Rohrs Gewinn;" H. schlug ohne Erbarmen darauf los. An der Tasse war ihm nichts gelegen, wenn den Schuldigen nur die Nemesis ereilte. Der Geheime Hofrath wurde daher von der Gesellschaft als Sicherheitsbehörde angesehen; er allein hielt während des Spieles im Garten Stille und Ordnung unter dem Tische aufrecht.

Die Schachgesellschaft war ihrer Verfassung nach eine aristokratische Republik, als deren Nobili die ausgezeichneten Spieler anzusehen waren. Den Statuten nach hatten die Stifter des Bundes zwar sämmtlichen Mitgliedern gleiche Rechte gewährleistet, da indessen hienieden die geschichtliche Entwicklung stets die bloße Theorie zu durchkreuzen pflegt, war allmählich eine gewisse Rangordnung entstanden, gegen welche sich Niemand aufzulehnen wagte. Unter allen Umständen behaupteten die Koryphäen des Spieles den Vorrang, aber auch das Alter und der Stand verschafften erhebliche Vorrechte. Es gab gewisse hochbejahrte Zuschauer, Mitglieder, deren Stammpfeifen im Lokal aufbewahrt wurden, die sich in Randbemerkungen unglaublich viel erlauben durften. „Weshalb haben Sie diesen Zug gethan?" eine nach altem Schachherkommen durchaus unstatthafte Frage, auf welche, wenn ein jüngeres Mitglied derselben sich erkühnte, vielleicht eine malitiöse Antwort, oder gar eine schroffe Zurechtweisung folgte,

ging z. B. einem so ehrwürdigen Senior, wie dem Superintendenten Pelkmann, ungeahndet hin. Eine gewisse, auf liebenswürdige Weise zur Schau getragene Gönnerschaft dieser contemplativen Geister wurde stillschweigend geduldet. Sie bildeten die äußerste Rechte der Gesellschaft und ein anerkanntes Obertribunal bei allen etwa entstehenden Uneinigkeiten. Kühne Fragen der erwähnten Art wurden jedoch nur an Spieler mittleren Ranges, die sogenannte „junge Garde“ gerichtet; vor den Matadoren der Gesellschaft hüteten sich selbst jene verehrten Schachpatriarchen. Kein Potentat ist so eifersüchtig auf seine Würde, als eine Schachberühmtheit. Unter den Senioren befanden sich auch einige starke Spieler der älteren Richtung, die eine conservative Fraction für sich bildeten, und mit den großen Meistern nicht gern anbanden. Niemand verliert ohne einige Aufregung, es handle sich nun um Geld oder um Ruhm; diesen Veteranen waren Schachniederlagen moralisch unerträglich. Sie arrangirten daher am liebsten Partien mit jüngeren Mitgliedern, die in der Theorie der Eröffnungen noch nicht wohl bewandert waren, und die vielfachen Geheimnisse des Bauernspieles sich noch anzueignen hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach durften sie solchen angehenden Kämpfern gegenüber auf den Sieg rechnen, und entwickelten, um sie an ihr Brett zu fesseln, ausreichende Liebenswürdigkeit, später aber, wenn die Combinationen sich verwickelten und angestrengtes Nachdenken nothwendig wurde, eine Bärbeißigkeit des Betragens, die ihre jungen Gegner vollständig zu entmuthigen pflegte. Unter ihnen stand ein ehemaliger Militär, Major v. Carisien, oben an. In seiner Jugend in schwedischen Diensten war er in die politischen Bewegungen zu Stockholm verwickelt gewesen, und hatte in einem Fischerkahn über die Ostsee flüchtend, bei uns in Preußen Schutz und Zuflucht gefunden. Nachwehen alter Blessuren und Leber-

leiden hatten den Major zu einem Kriegshämorrhoidarius schwersten Calibers ausgebildet; er saß, wenn es anging, möglichst seitab, und schleppte sein Schlachtopfer am liebsten, wie alle Fleischfresser, in seine Höhle, d. h. in ein kleines Parterre-Lokal der Jägerstraße, wo ein älterer kleiner Schachklub seiner Hegemonie bestand. Diese mitunter an den schönsten Sommerabenden in einem dunkeln Zimmer gehaltenen Sitzungen werden mir unvergeßlich bleiben. Alles war aufs Bequemste eingerichtet, eine würdige alte Frau, die das Zimmer für zwei Nachmittage in der Woche an die Clubherren vermiethete, sorgte auch für ihre Erquickung; aber in dem Lokal herrschte ein unheimlicher Geist. Die Herren betrachteten den mitgebrachten jungen Gast des Majors mitleitsvoll und doch lüstern, wie der Gutsherr, der ein fettes Kalb seiner Küche opfert. Des Gastes Spiel wurde von den Zuschauern erbarmungslos secirt, das des Majors mit gemurmelten Lobsprüchen überhäuft; denn der alte Soldat forderte selbst von seinen Verehrern die zärtlichste Rücksichtnahme. Ein unbesonnen lautes Wort versetzte ihn in den übelsten Humor. Das Spiel mit ihm war eine unglaublich strenge Schule der Geduld; er besann sich häufig Viertelstunden lang. Selten wurde mehr, als eine Partie gespielt. Sie begann militärisch pünktlich um sechs, und endete um neun Uhr. Als ich zum ersten Mal den Sieg errang, verschonte mich der Alte mit allen ferneren Einladungen zu Separatsitzungen. Er suchte sich ein anderes Schlachtopfer; ich war ihm zu stark geworden. Kehren wir vor das Thor in unseren Schachgarten zurück.

Einen vollkommenen Gegensatz zu diesem geistreichen, aber schwerfälligen und sauertöpfischen Spieler bildete Grünbaum, der bekannte Uebersetzer italienischer und französischer Operntexte. Früher Sänger in Wien, verzehrte er seine Pension in Berlin, und repräsentirte die

frühere Gemüthlichkeit der Donaustadt in der liebenswürdigsten Weise. In Schauspielen und Clavierauszügen ungemein belesen, erheiterte er seine Partie durch treffende Citate aus Klassikern und Opernphrasen. That der Gegner einen ihm in seinen Folgen unklaren, also wahrscheinlich schwachen Zug, da der Uebersetzer ein gar feiner Spieler war, so sang er gewöhnlich aus der weißen Dame: „Ich kann es nicht versteh'n u. s. w." Ein allzufrech vordringender Spieler wurde sogleich als „Lucianus, ein Neffe des Königs," aus der Zwischenkomödie im Hamlet begrüßt. Geberdete sich der Gegner über Grünbaum's langes Zögern ungeduldig, so erbat der alte liebenswürdige Herr sich mit Marquis Posa „Gedankenfreiheit." Eine bezügliche Stelle stand ihm stets zur Verfügung; er war das recitirende und vocale Element in der Gesellschaft. Den Mitgliedern fehlte stets ein vermittelndes Etwas, wenn der feine Gentleman mit seiner sanften und doch sarkastischen Manier sich nicht blicken ließ. Herausforderungen, auch der stärksten Spieler, wies er nie zurück, aber eine Empfindlichkeit über gehabte Verluste ist niemals an ihm bemerkt worden. In ethischer Hinsicht war er der Schachspieler, wie er sein soll.

Am gleichmüthigsten bei Niederlagen unter allen Personen, mit denen ich vor den vier und sechzig Feldern zusammengetroffen bin, war der in München verstorbene Maler Schorn, ein Künstler, dessen sonstige Genialität weit über seine immerhin vorzüglichen Schöpfungen des Pinsels hinausreichte. Er verachtete grundsätzlich das Studium der Schachliteratur, und liebte, um die Wissenschaft des Gegners unschädlich zu machen, unregelmäßige, zuweilen sogar widersinnige Eröffnungen der Partie. Im Kampf mit schulgerechten Meistern zog er daher den Kürzeren, aber für die eigentliche Siegesfreude war er von Natur gefühllos. Die Hauptreize des edlen Spieles

waren für ihn die Originalität und der Tiefsinn der Verwickelungen. Eine Niederlage, die nach langem geistvollen Ringen, durch eine noch nie dagewesene Combination herbeigeführt wurde, befriedigte ihn mehr, als drei leicht errungene Siege über mittelmäßige Spieler. Doch gehörte Schorn zu den selteneren Gästen des Gartens; der geniale Mann fühlte sich am wohlsten in einem Kaffeehause der Königsstraße, unweit seines Ateliers, wo er, eine lange Tabakspfeife im Munde, die Schachphilister auf eine eben so feine, wie unerhört grausame Weise hänselte.

Wenn auch nicht das allerstärkste Mitglied der Gesellschaft des Schachgartens, so doch ihr Doge war Dr. Bledow. Lehrer der Rechenkunst an einem großen öffentlichen Institute und selbst der erste Kopfrechner der Hauptstadt, widmete er sich dem Schachspiel mit einer wahren Leidenschaft. Nach und nach hatte er eine der vollständigsten und werthvollsten Bibliotheken des Fachs erworben, die, wenn wir nicht irren, nach seinem Tode von der hiesigen königlichen Bibliothek gekauft wurde; mit allen hervorragenden Schachspielern Europas stand er in Correspondenz, und unternahm, in Ermangelung von Congressen und Turnieren, die erst später ins Leben gerufen werden sollten, gelegentlich kleine Schachausflüge auf eigene Hand. Man konnte ihn als Generalconsul aller Schachgroßmächte ansehen. Die Angehörigen fremder Nationen hatten an ihn gerichtete Empfehlungsbriefe, und machten zuerst ihm ihre Aufwartung, um in der Gesellschaft erscheinen zu können. England, Schottland, Frankreich, Rußland, Italien und Dänemark, welche sämmtlich durch ausgezeichnete Spieler in Berlin vertreten wurden, ließen sich von ihm einführen. Man sah ihn überall, ehe es deutsche Schachzeitungen gab, als den Berliner Lord Protector des Spieles an. Die jüngeren Mitglieder fügten sich ohne Widerspruch seinem Oberbe-

fehl. Dr. Bledow besaß die Gabe der Repräsentation, ein von Anstand getragenes, verbindliches Benehmen und eine stattliche Figur. Bei einer stolzen Haltung und majestätischem Gange konnte es in dem Schachgarten keinen tauglicheren Präsidenten geben. Mit gleich starken und gelehrten Spielern ließ er sich schon seit Jahren nicht mehr ein; der talentvolle Nachwuchs war überglücklich, eine Vorgabe von ihm zu erhalten, und auf diese Weise zuweilen eine Partie zu gewinnen. Schachkämpfe mit Dr. Bledow waren überaus instructiv, er war unbestritten der eigenthümlichste, bei allem reichen Wissen doch originellste Spieler der Gesellschaft. Keine seiner am Brett nachgeschriebenen Partien, die nicht von Geist übersprudelte, ließ sich auch manche unter ihnen kleine Incorrectheiten zu Schulden kommen. Da er gern einem genialen Einfalle nachging, ohne die, bei streng logischer Vertheidigung des Gegners später folgenden, verderblichen Consequenzen des gewagten Zuges zu analysiren, befand er sich ruhigen Spielern von erster Größe, wie den Herren von Heydebrandt und der Lasa, von Bilguer und Hanstein gegenüber in einer üblen Lage. Das Spiel mit Vorgabe eines Thurmes oder Springers hatte seine Kraft geschwächt; mit unbekannten Spielern, wenn er ihnen von vornherein keine Vorgabe anzubieten wagen durfte, vermied er zu spielen. In solchen Fällen schickte er erst seine junge Garde ins Feuer, und ließ sich als Zuschauer der Partie nieder. So stellte er den Schreiber dieser Zeilen dem alten Alexandre aus Paris, Herausgeber der großen Problem-Encyklopädie, entgegen, später den Engländer Bucle, den zu Damaskus verstorbenen Verfasser der „Geschichte der Civilisation.“ Brauchte er dann nicht eine Verkürzung seines europäischen Rufes durch eine Niederlage zu fürchten, so rückte er getrost ins

Treffen. Niemand von uns sah darin ein Zeichen von Schwäche; wir wußten alle, was er zu verlieren hatte. Die Kämpfe der Schachhelden gleichen den Thaten der Heroen in den Gesängen des Homer. Sein Sieger hätte sich des glorreichen Gelingens bei allen Schachgastfreunden gerühmt. Bledow's ängstliche Vorsicht war jedoch nur Angesichts vaterländischer Concurrenten nothwendig; während der fünfzehn Jahre, die wir gemeinsam mit ihm verlebt, hat das Ausland nie einen Kämpfer nach Berlin gesandt, der ihm gewachsen gewesen wäre.

Im gewöhnlichen Laufe der Dinge, wenn das Terrain von Gegnern frei blieb, widmete er sich der schachlichen Erziehung und Unterhaltung seiner jugendlichen Anhänger, doch hielt er immer strenge auf Subordination. Er gab interessante Probleme auf, erörterte schwierige Stellungen, machte Mittheilungen aus der englischen Schachzeitung oder seiner interessanten Correspondenz mit berühmten Männern der Wissenschaft, insofern sie der Schachbrüderschaft angehörten, oder kritisirte, wenn nichts anderes vorlag, eine eben im Gange befindliche Partie. Erst bei seinem Erscheinen war jede Sitzung als eröffnet anzusehen. So lange er lebte, wählte man ihn immer zum Vorsitzenden in der Gesellschaft. Als ihn nach kurzem Krankenlager in den kräftigsten Mannesjahren der Tod hingerafft, war unter den Mitgliedern das stärkste Band gelöst. Niemand widmete sich wieder mit gleich uneigennütziger Liebe zur Sache dem aus Kunst und Wissenschaft zusammengesetzten Spiele; es trat ein allmählicher Verfall ein. Die jetzt nach Leipzig verpflanzte Berliner Schachzeitung bewahrt sein Andenken; Bledow's Ermuthigung ist zunächst den Verlegern Veit und Lehfeldt ihre Gründung zu verdanken, doch sollte er nicht den ersten Jahrgang überleben.

Von den drei ausgezeichnetsten Spielern der Gesellschaft ging Lieutenant v. Bilguer nur wie ein Traumbild vorüber. Bei seinen körperlichen Leiden erschien der reichbegabte Schachtheoretiker zu selten im Garten, um ihn zu den charakteristischen Figuren desselben zu zählen. Das von ihm unternommene Handbuch des Schachspieles, trotz so vieler später herausgegebenen deutschen und englischen Werke ähnlicher Art, noch immer das vollständigste Buch zum Nachschlagen für Spieler jedes Stärkegrades, wurde nach Bilguer's Tode von seinem Freunde von Heydebrandt und der Lasa vollendet. Sein nervoser Körperzustand hätte ihm jede geistige Anstrengung verbieten sollen; er spottete der ärztlichen Rathschläge. In einer Partie mit ihm wunderte ich mich über sein langes Zögern, aber ein junger Schachspieler, der den Handschuh eines Meisters aufgenommen, hat zuerst Geduld zu lernen. Ich wartete länger als fünfzehn Minuten auf seinen Zug, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen, aber die Dämmerung brach herein und es mußte Licht bestellt werden. Leise stand ich auf, da saß Bilguer, das kurze rothe Haar gesträubt, die kleinen, sonst stechenden Augen scheinbar gebrochen ins Leere richtend, mit den Händen sich krampfhaft an die Tischplatte klammernd. Mitten im Spiele war er einem epileptischen Anfalle erlegen.

Regierungsrath Hanstein, der nächste der Trias, sollte ihn nicht lange überleben; der Tod ereilte ihn, als der vielduldende Assessor zum Rathe ernannt und nach Magdeburg versetzt worden war. Die Partien dieses großen systematischen Spielers mit Herrn v. Heydebrandt (einem jetzigen Mitgliede der preußischen Diplomatie), sind mustergiltig und gehen wie die hundert Partien zwischen dem französischen General Labourdonnaye und Mac Donnell, als Schachdocumente aus einem Schachwerke in

4*

das andere über. Die Mehrzahl derselben ist im mittleren Saale des Gartens gespielt. Montags und Donnerstags um sieben Uhr Abends begann das Spiel der Herren, und nur in seltenen Fällen wurde mehr als eine Partie gemacht. Die durchschnittliche Dauer einer jeden belief sich auf zwei Stunden, der Tisch war stets von einem andächtig lauschenden Zuschauerkreise umgeben. Nicht allein der gute Ton verbot jede Randbemerkung, diese empfindliche Plage nachdenklicher Spieler, sondern auch der Tiefsinn und die Schwierigkeit der Combinationen; die Mitglieder beobachteten die Schweigsamkeit von Studenten im Hörsaale. Unterstand sich ein Kiebitz, dem die Eierschaale noch nicht vom Kopfe gefallen war, die beiden Schachprofessoren zu interpelliren, so übernahm Hanstein die Beantwortung. Ließ der Fragesteller ausreichende Intelligenz vermuthen, so wies ihm der kleine Assessor mit der übermäßig hohen Stirn und den lächelnden blauen Augen die unsäglich traurigen Folgen des von ihm vorgeschlagenen Zuges nach, im entgegengesetzten Falle amortisirte er ihn durch irgend ein philosophisches Citat. Der neugierige Kiebitz war als Schachspieler dadurch vollständig außer Cours gesetzt. Sowohl Bledow, als auch Hanstein, stand unter den elegantesten Formen eine Schärfe der Replik zu Gebote, durch welche mißliebige Eindringlinge sofort aus dem Garten verscheucht wurden. Da wir uns mit einer Erinnerung an ausgezeichnete Verstorbene zu begnügen gedenken, ist eine Besprechung der großen schachschriftstellerischen Talente des Herrn v. Heydebrandt selbstverständlich ausgeschlossen.

Noch haben wir des Obertribunalsrathes v. Oppen zu gedenken, des in der Schachwelt berühmten Bearbeiters der Endspiele des Arabers Stamma. Als leidenschaftlicher Compositeur und Analytiker, aber wenig leidenschaftlicher Spieler gehörte er zu den selteneren Gästen des

Gartens, aber die Ankunft des klassisch gebildeten, humoristischen alten Herrn gewährte den Jüngeren stets neue Anregung. Vollständig versammelt repräsentirte die Gesellschaft einen Congreß scharfsinniger Köpfe, wie er sich unter anderen Umständen schwerlich zusammenfinden dürfte.

IV.

Weihnachten in jungen Jahren.

An den Wechsel der Jahre, an die Veränderungen im Schooße der Familie, an die Vermehrung der Ansprüche, die Verfeinerung der Sitten und Gebräuche, wird der Mensch wohl in keinem Jahresabschnitte lebhafter erinnert, als in den Weihnachtswochen. Der Schreiber dieser Zeilen macht niemals seine gebräuchliche Runde über den Berliner Weihnachtsmarkt, er wirft keinen Blick in die zu Novellenformat angeschwollenen Tagesnummern der großen Zeitungen, er durchfliegt nicht die endlosen Anpreisungen und Reclamen der Anfertiger von Waaren und ihrer Händler, ohne sich in seine Jugendzeit und Heimath zurückzuträumen, und sechziger und zwanziger Jahre dieses Säculums unter einander zu vergleichen.

Die alte Stadt Danzig verfiel, wenn die Schifffahrt geschlossen war, und man die zum Ueberwintern bestimmten Fahrzeuge abgetakelt hatte, in einen vollständigen Winterschlaf. Nach der Landseite an keiner großen Heerstraße gelegen, ringsum von riesigen Festungswällen umgeben, führte sie die Existenz einer Märchenstadt. Die Rangordnung wurde unter der Einwohnerschaft eben so strenge aufrecht erhalten, wie unter den Geistern, Gnomen und Zwergen, die in der Phantasie unserer Vor-

fahren spukten. Unnahbar thronte der Gouverneur der Besatzung in seinem kleinen Palais auf Langgarten. Die höheren Regierungsbeamten und Offiziere kamen in ihrem Casino zusammen, die reiche Kaufmannschaft besaß in der Ressource Concordia einen socialen Vereinigungspunkt, die Subalternbeamten, die kleinen Leute des Handels und der Industrie, die bescheideneren Rentiers und jüngeren Doctoren hatten sich in der „Geselligkeit" ein Centrum für ihre Umgangsbedürfnisse geschaffen. Dadurch war eine Anzahl Clans entstanden, die zwar nicht in ausgesprochener Feindschaft, aber doch scharf geschieden von einander lebten. Nur die Rechtsanwälte, als eine mit allen Schichten der Gesellschaft im Verkehr stehende Beamtenklasse, hatten sich überall Zutritt verschafft. So blieb Jeder für sich, am strengsten aber hielten auf starre Absonderung das „Schützenhaus" und die „Humanitas," eine Ressource für solide Geschäftsleute: Bräuer, Bäcker, Schlächter und Genossen. In ihnen lebte noch ein Ueberrest mittelalterlichen Selbstgefühles. Mit gönnerhafter Herablassung ließen sie sich wohl bewegen, einen ihrer ärmeren Schützlinge, am liebsten einen Subalternbeamten der Regierung, einmal im Jahre in den Garten der Gesellschaft einzuladen und durch eine Bewirthung mit Kaffee und Kuchen seine Botmäßigkeit öffentlich darzuthun, sonst standen sie lediglich auf dem „Grüßfuße." Nur der Lieutenant, vorausgesetzt, daß er zu den gewandten Tänzern zählte, genoß eine Ausnahmestellung.

Eine schlanke Taille, ein paar flinke Beine stimmten wenigstens die damaligen verheiratheten Preußenfeinde milder. Der ehemalige Republikaner und jetzige Unterthan Sr. Maj. König Friedrich Wilhelms III. vertraute unter der Oberaufsicht seiner ehrwürdigen Gemahlin die angejahrten Töchter unbedenklich den leichtfüßigen Lieutenants an und diese befanden sich nicht schlecht dabei.

Ueberall wohlgelitten, hat so Mancher von ihnen seinem alten Stammbaum durch ein erheirathetes ansehnliches Vermögen eine starke Stütze verschafft.

Nur im Monat December wurde dieses wohlgegliederte Kastenwesen nicht mit gewohnter Unerbittlichkeit aufrecht erhalten. Versöhnlichere Gesinnungen schienen sich der Bevölkerung zu bemächtigen, ja am Sylvesterabende durfte man wähnen, der Anbruch eines goldenen Zeitalters, einer socialistischen Aera voller Gleichheit und Brüderlichkeit stehe bevor, denn überall erschallte der frohe Glückwunsch: „Prosit Neujahr!" und Personen, die in den vergangenen elf Monaten kaum zwölf Worte gewechselt hatten, schwenkten ihre Hüte und drückten einander die Hände. Angebahnt wurde eine so humane Auffassung der menschlichen Verhältnisse schon vor Weihnachten. Das meiste Verdienst darum erwarben sich die Weinhändler Danzigs. Die Erfindung der Delikatessenkeller war damals noch nicht gemacht, die Auster ein nur begüterten Gastrosophen bekanntes Seeungethüm, das im Privatwege bezogen wurde. Waghälse beschäftigten sich eben mit den ersten Caviarversuchen. In den großartigen Kellereien der alten Stadt gab es nichts als treffliche Weine, außer ungarischen Sorten namentlich spanische und portugiesische, aber sonst nur eine derbe Kost, berechnet für Seemänner und Oekonomen. Aber es war einmal alter Gebrauch, in der zweiten Hälfte des December zusammenzukommen und die Zechgelage der republikanischen Vorfahren, wenn auch nur in schwachem Abklatsch, zu erneuern. Fehlten doch längst die Senioren und Vorsitzenden, die Starosten des Polenlandes. Von einem besonderen Comfort war auch nicht die Rede. An den riesigen Weinfässern, die noch in alten Kellereien, zumal unter denen des städtischen Zeughauses vorhanden waren, befestigte man Fichtengestrüpp, eine Illumination wurde am Eingange mit bunten

Oellämpchen, im Innern mit Talglichtern hergestellt, die Gäste nahmen auf hölzernen, oft mit schwarzbelederten Polstern bedeckten Stühlen, an schweren, eichenen Tischen Platz; in den breiten Gängen, die zwischen den von Fässern und sitzenden Zechern gebildeten Reihen offen blieben, lustwandelten nicht selten auch Damen mit ihren Begleitern. Man war noch nicht blasirt. Die rothen Nasen und erhitzten Köpfe wurden als eine Art Weihnachtsausstellung angesehen. Bei der Wahl der Tische wurde nicht die sonstige peinliche Rücksicht genommen. Der Regierungsrath machte ausnahmsweise dem fortschreitenden Jahrhundert Concessionen; er beanstandete nicht mit seinen Collegen zwischen zwei Tischen zu sitzen, die von bäuerischen Grundbesitzern und städtischen Handwerkern eingenommen waren. Konnte der hochgestellte Mann für gewöhnlich sein „Viertel" — das „Achtel" ist das Maaß einer späteren sinkenden Generation — nur in der oberen Herrenstube schlürfen, in der Weihnachtszeit brauchte er nicht Standesvorurtheilen zu gehorsamen. Man gab sich auch nicht bloß mit Vierteln, mit „altem Franz" ab, sondern sogar der beliebte „Pontac" war nicht an der Tagesordnung; man begann mit „Ungar" und blieb standhaft dabei, nur hielt man auf eine steigende Scala der Preise. Aus alten guten Zeiten waren u. a. noch seltene Tropfen vorhanden, von denen die Flasche mit neun Thalern bezahlt wurde, ein Trank für die Patricier, hätten sie es der Mühe für werth gehalten, in die Kellereien hinabzusteigen. Sie konnten es sich bequemer machen, denn sie bewahrten in ihren eigenen Gewölben noch kostbarere ältere Jahrgänge auf. Wenn einer der Veteranen das Zeitliche segnete und die Wittwe seine Curiositäten, insofern sie nicht mit der Geschichte des Hauses zusammenhingen, verauctionirte, kam Alles zu Tage. Unter den Weihnachtszechern herrschte die höchste

Einigkeit, aber die allgemeine Neigung: Unbekannten im bacchischen Taumel Vertrauen zu schenken, besaß auch ihre Schattenseite. Fast an jedem Abende wurde irgend ein jüngerer Stadtgenosse, der bereits des Guten zu viel gethan, von einem Diener, der von der Mutter nachgesandt zu sein behauptete, um halb 11 Uhr abgeholt, und eine Stunde später ohne Uhr, Börse und Mantel vor seiner Hausthür liegend vom Nachtwächter aufgefunden.

Mäßigere Personen, Ehegatten und mit Kindern gesegnete Hausväter dehnten ihre Weihnachtswanderungen nur bis in die Conditoreien aus. Nicht als ob dort, wie später in der Residenz, allerlei Sehenswürdigkeiten, Transparentgemälde oder Statuetten, komische Gruppen und einzelne Figuren aus Chokolade oder Zucker vorhanden gewesen wären, man ging nur dem Verzehr, dem Punschgenuß nach. Der „Pfannkuchen“ war, wenn nicht eben erfunden, doch erst vor Kurzem in die alte Handelsstadt eingeführt. Noch galt er für einen köstlichen Leckerbissen, dessen Zubereitung, wie die der „Freikugeln,“ mit ungemeinen Schwierigkeiten verknüpft sein mochten. Der Conditor Josty am Langenmarkte, der Zuckerbäcker der Danziger Nobili und goldenen Jugend, ließ immer nur eine kleine Quantität des seltenen Gebäcks in den Vordersaal bringen und in die heiße Ofenröhre stellen. Er verabreichte die Waare nur in einzelnen Exemplaren, eine Verschleuderung in größeren Massen galt für ungeschäftsmäßig. Niemand wäre es eingefallen, diese Kleinode wo anders als unmittelbar neben dem Ofen zu verzehren. Im Kreise der Familie sprach man das ganze Jahr darauf von einer solchen Ausschweifung. Ein fast noch höheres Ansehen genossen jene Conditoren, welche sich überwiegend mit der Anfertigung des Marcipans beschäftigten. Das delicate Gebäck wurde in Danzig in nicht geringerer Vollendung wie in Königsberg angefertigt und

nach allen Weltgegenden versandt. Für einen der sachkundigsten und berühmtesten Fabrikanten galt Herr Grenzenberg, ein hochgewachsener Herr, hinter dem man, wenn er zwar freundlich lächelnd, aber doch diplomatisch zugeknöpft, durch die Langgasse, eine Hauptstraße Danzigs, seiner Wohnung zuschritt, eher den außerordentlichen Gesandten einer befreundeten Großmacht, als einen Marcipanbäcker vermuthet hätte. Wir Kinder betrachteten ihn das ganze Jahr hindurch mit der tiefsten Ehrfurcht und hielten seinen, in der Weihnachtszeit mit der kostbaren Speise überfüllten Laden für eine wahre Feenhalle. Nicht wenig trug der mystische Rosenduft dazu bei, mit dem das Gebäck vielleicht bis zur Ungebühr parfümirt wurde. Der später so beliebte Conditor Kaismann existirte damals noch nicht, das von ihm restaurirte Prachtgebäude, dessen alterthümliche Front auch die Aufmerksamkeit Königs Friedrich Wilhelm IV. erregte, stand als „Spukhaus“ verödet, mitten unter den schönsten Giebelhäusern der Langgasse. Alle Fensterscheiben waren zerschlagen oder mit einem Wust von Spinnweben bedeckt, auf allen Reliefs wuchs im Sommer fußlanges Unkraut. In den offenen Bodenräumen übernachteten die Krähen. Der Ruf des Hauses war schlecht, man wollte Nachts unheimliche Köpfe an den trüben Fenstern erblickt, dämonische Laute gehört haben; einige sprachen von Falschmünzern und Dieben, andere von Geistern, die nicht zur Ruhe kommen könnten.

Das Weihnachtstreiben concentrirte sich in Danzig auf dem langen Markte. Mit einer Gemüthlichkeit, für welche heute jede Fühlung verloren gegangen ist, verzichtete der Höchstcommandirende auf die tägliche Wachtparade neben der Statue des Neptun vor dem Artushofe, die Börse auf letzteren selber. Der wunderbare Saal, wie es seiner Art keinen zweiten mehr giebt, wurde den

Tischlern, der Marktplatz den Höckerinnen mit Pfefferkuchen, Nüssen, Aepfeln und Weihnachtsbäumen, den Händlern mit Spielzeug und Wachsstöcken eingeräumt. Der Artushof ward mit neu angefertigtem Mobiliar angefüllt und die Weihnachtswoche als Messe für feineres Hausgeräth angesehen, das man gern um diese Zeit erneuerte oder ergänzte. Wer aber auch nur als Zuschauer zwischen diesen Schreibsecretären, Sopha's und Sesseln wandelte, empfing von dem bitterlich frischen Holzgeruch, den abenteuerlichen Wandgemälden und Statuen, der Dämmerung der hohen Halle, doch einen poetischen Eindruck. So heiter alle Gesichter waren, so munter man plauderte, der Geist entschwundener Jahrhunderte machte sich fühlbar.

Ein starkes Contingent zu den Weihnachtswanderern stellte der reiche Bauernstand der Niederung. Die heute so zahlreichen Verfasser von Dorfgeschichten hätten die gründlichsten Studien machen können an diesen dicken Herren mit gebräunten Gesichtern und hochmüthig aufgeworfenen Lippen, an ihren ungeschlachten Töchtern mit blendend weißem Teint, wasserblauen Augen, übergroßen Händen und Füßen, an den wohlgenährten derben Söhnen, die sich aus Vorsicht von ihrer Peitsche niemals trennten; aber der literarische Markt wurde von Walter Scott beherrscht, man bekümmerte sich um das schottische Hochland, aber nicht um die Eigenthümlichkeiten der Bewohner des Weichsellandes.

Draußen auf dem langen Markte ging es lebhafter zu. Die zu allen Kaufgeschäften erforderlichen Unterhandlungen wurden mit der in Seestädten gebräuchlichen Energie geführt, und das weibliche Geschlecht ließ nie die Gelegenheit vorübergehen, einen spröden Einkäufer und Zahler mit kränkenden Redensarten zu überhäufen. Da nun aber die Wenigsten eine solche Behandlung duldeten,

ohne zu antworten, da sie oft genug aus der Defensive in die rednerische Offensive übergingen, kam es täglich zu den heftigsten Wortgefechten, aus denen freilich weder die gebildete Schriftsprache, noch weniger aber die zuhörende Jugend einen wesentlichen Vortheil ziehen konnte. Die Polizei der zwanziger Jahre wurde in Danzig nicht sonderlich gefürchtet, der Gedanken- und Redefreiheit that sie niemals Einhalt, nur bei drohenden Gewaltthätigkeiten, und dann auch nur, wenn eine bedenkliche Katastrophe bevorstand, pflegte sie einzuschreiten. Oeffentliche Wortgefechte betrachtete sie mit der parlamentarischen Nachsicht eines englischen Ministeriums. Sie war fest überzeugt, das Wohl der Stadt, die bürgerliche Ruhe, werde dadurch nicht gefährdet. Allerdings legten nicht selten thatkräftige Naturen ihr diese Duldsamkeit als Schwäche aus, und traten den Wächtern der Ordnung mit so großer Entschiedenheit entgegen, daß die bewaffnete Macht sich ins Mittel legen mußte. Da indessen zur Weihnachtszeit das Schiffsvolk nur spärlich vertreten war, blieb es meistens bei Zänkereien. Nur vor losen Streichen der Gassenjugend hatten sich die streitlustigen Händlerinnen zu hüten. Für besonders fein und geistreich hielt man das Verfahren, mittelst Bindfaden den Korb einer Wallnußverkäuferin mit einem in der Nähe haltenden Doctorwagen zu verbinden. Es gehört nur geringe Phantasie dazu, sich die Katastrophe auszumalen; doch wehe dem jugendlichen Uebelthäter, wenn er bei seinem heimtückischen Werke von der Gefährdeten überrascht wurde! Alle Colleginnen standen auf ihrer Seite und ein Zetergeschrei, wie es das Geflügel im Hofe bei dem Angriffe des Habichts anstimmt, warnte die weiblichen Insassen des ganzen Marktes. Sittiger betrug man sich in jener Gegend, wo unter Zeltbuden aus blauer Leinwand und Wachstuch Pfefferkuchen und alle dahin einschlagenden Präparate

verkauft wurden. Die größere Quantität wurde aus Thorn eingeführt; die alte Stadt erfreut sich ja noch heute des Rufes, gewisse Geheimnisse der Zubereitung des Teiges und der Würze zu besitzen, die aus dem Mittelalter stammen, wo Pfefferkuchen zu den Ingredienzien jeder wohlbestellten Mahlzeit gehörte.

An die Ausrüstung der Weihnachtsbäume verwandte man nicht viele Mühe. Die Menge des zu Markte gebrachten jungen Nadelholzes läßt sich nur durch einen ausgedehnten Forstfrevel erklären, aber um den Schmuck bekümmerte sich kein Verkäufer. Höchstens lieferte er für einige Groschen das plumpe Fußgestell, in das man die Bäumchen steckte; für die Verzierungen und Leuchter hatte der Käufer selber zu sorgen. Gewöhnlich begnügte man sich, dicke, gelbe Wachsstockenden zwischen die Spitzen der Zweige zu kleben, mit Zwirnsfäden festzubinden und gerade zu biegen. Der spätere Sprühregen von heißen Wachstropfen behelligte die Kindlein nicht weiter. Die comfortable Pyramide mit ihren phantastischen Verzierungen, dem Reichsadler statt des Christkindleins auf der Spitze, schlummerte noch im Schooße der Zukunft. Der einzige Schmuck des Christbaums bestand in Aepfeln und Nüssen, die man mit Eiweiß anfeuchtete und mit Goldschaum beklebte. Eine ungewöhnlich liebevolle Hausmutter bediente sich der Stopfnadel, zog Rosinen auf Fäden und verband durch derartige Guirlanden die einzelnen Zweige. Da die Jugend noch an den „Weihnachtsmann" glaubte, wurden die Vorkehrungen zum Aufbau erst in den späteren Stunden des heiligen Abends vorgenommen. Das Familienfest selber fand früh Morgens am ersten Feiertage statt. Nachdem die unzurechnungsfähigen Kindlein unter fürchterlichen Drohungen mit dem genannten großen Unbekannten zu Bett gebracht waren und unter der Bettdecke zitternd dem Geklapper der Nüsse,

dem Geklirr der Teller in der Nachbarstube lauschten, ging die Bescheerung unter Beihilfe der älteren Geschwister von statten.

Die damilige Jugend war nicht verwöhnt, denn die Spielzeug-Fabrikation hatte noch nicht ihren heutigen Höhepunkt erreicht. Puppen für einen Preis, mit dem eine arme Mutter ihr Kind in den beiden ersten Lebensjahren vollständig zu kleiden und zu nähren vermöchte, hat erst unser Decennium angefertigt. Wir wurden mit einem Bilderbuch, einer Schachtel bleierner oder hölzerner Soldaten, einem in der rauhen Jahreszeit nothwendigen Kleidungsstücke beschenkt und überglücklich gemacht. Höchstens kam noch eine, in den größten Apfel gesteckte blanke Silbermünze hinzu. Wir Kinder unsererseits waren für die gütigen Gaben der Eltern nicht unerkenntlich. Die größeren hatten Proben ihrer schon erlangten Kunstfertigkeiten abgelegt, die jüngeren ein ihrer Fassungskraft entsprechendes Gedicht auswendig gelernt und in Krähenfüßen auf einem weihnachtlich illustrirten Prachtbogen zu Papier gebracht.

In das unsägliche Glück und die Rührung der Morgenstunde des 25. December blickte nur ein Symbol der Trauer und Mangelhaftigkeit des irdischen Daseins; an den untersten Zweigen des Weihnachtsbaumes hing eine Birkenruthe. Die gütige Hand der Mutter hatte ihre zackigen Aestlein zwar mit gleißendem Goldschaum verziert, allein das bedenkliche Werkzeug streckte doch so drohend, wie ein gefährliches Insect, seine zahlreichen Arme aus und überwucherte das nächstgelegene Spielzeug. Nicht ohne Tiefsinn wurde die Ruthe meistens in der Nähe des Familienmitgliedes an den Baum befestigt, das zunächst Anwartschaft hatte, mit ihren mechanischen Aeußerungen näher bekannt zu werden. Bei der älteren Jugend erregte das schlanke Reisbündel weiter keinen Anstoß. An

den in der Bürgerschule unabläſſig gehandhabten Kantschuh gewöhnt, durch das Wehgeschrei der Mitschüler abgehärtet, betrachtete sie die Ruthe als eine harmlose Spielerei, als einen überwundenen Standpunkt. Danken wir dem Himmel, daß mit dem Prügel aus unseren Schulen ein aufgeklärteres Jahrzehnt auch jenen Ableger von unseren Weihnachtsbäumen entfernt hat.

V.

Ein Patriarch unseres Jahrhunderts.

Vor mehreren Jahren von Paris heimkehrend, blieb mir vor der Wiederaufnahme meiner regelmäßigen Beschäftigung noch so viel Zeit übrig, vierzehn Tage in den Rheingegenden zuzubringen. Was thun? die Ufer des herrlichen Flusses waren mir nicht unbekannt, und ich fühlte mich wenig aufgelegt, die lebhaften Eindrücke der Weltstadt und ihrer Industrie-Ausstellung durch das Getümmel und den Wirrwarr auf einem Rhein-Dampfboote zu verwischen; es lag mir viel mehr daran, ein anheimelnd gelegenes Asyl zu finden, um meine Erinnerungen zu ordnen, die gemachten Aufzeichnungen zu vervollständigen, vielleicht schon mit der Bearbeitung des farbenschillernden Stoffes zu beginnen. Ich brauchte Ruhe und ich glaubte sie in einem der großartigen Spielbäder, die noch immer den traurigen Ruhm Deutschlands ausmachen, am sichersten zu finden. Aus Erfahrung wußte ich, daß gerade hier die köstlichsten Stadt- und Waldverstecke vorhanden seien, und fand nichts Anstößiges darin, für schriftstellerische Arbeiten ein stilles Unterkommen da zu suchen, wo sich gewöhnlich nur dürftigere Einwohner des Ortes anzusiedeln oder Spieler einzumiethen pflegen, die mit kleinen Capitalien nach einem bestimmten System arbeiten oder

sonst triftige Gründe haben, keine unnöthige Aufmerksamkeit bei den Ortsbehörden zu erregen.

Es giebt kaum einen überraschenderen Gegensatz, als zwischen dem Eremitenleben auf diesen vom Badeleben abgezweigten Parcellen und der Pracht der Spiel- und Ballsäle, den Promenaden der eleganten Welt, den Concerten vor dem Kurhause und dem Gebaren des aus allen Gegenden Europas zusammenströmenden Reichthums. Der Empfang im Hotel des Badeortes, in dem ich mich für vierzehn Tage niederzulassen gedachte, war nicht geeignet, meinen Entschluß wankend zu machen. Da ich gleichzeitig mit einem russischen Bojaren anlangte, wurde ich wenig besser als ein Zwischendeckpassagier auf einem südamerikanischen Auswandererschiffe behandelt. Sobald daher mein Gepäck eine Stelle gefunden hatte, machte ich mich unverzüglich auf den Weg, um eine Privatwohnung zu suchen.

Wo das Weichbild des durch jahrelanges Spiel reich gewordenen Städtchens aufhört, zieht sich eine unscheinbare Straße quer über den Bergabhang, und endet nach wenigen Hundert Schritten zwischen den alten Tannen des beginnenden Forstes; von den letzten Häusern aus bemerkt man schon nichts mehr von dem Prunk des Badeortes und da alle beliebten Promenaden sich in entgegengesetzter Richtung erstrecken, wird die einsame Straße nur selten von nachdenklichen Spaziergängern belebt. Hier hatte ich schon früher einen glücklichen Sommermonat ungestörter heitrer Thätigkeit zugebracht; hier suchte ich von Neuem Zuflucht. Die meisten der kleinen einstöckigen Häuser standen leer; in der ersten Hälfte des Juni hat die Saison der Spielbäder ihre Höhe noch nicht erreicht, und die städtischen Quartiere pflegen nicht überfüllt zu sein. Die Auswahl stand mir frei, aber meine Aufmerksamkeit wurde sogleich durch ein kleines, nach allen Seiten

hin freistehendes Häuschen gefesselt, das durch zwei alte Ahornbäume, von denen sein graues Dach beschattet wurde, ein malerisches Ansehen gewann. Es lag auf der Höhe der Straße, da wo sie sich wieder nach dem Walde zu neigen beginnt, und gestattete eine freie Aussicht nach dem Badeorte und dem dunklen Tannendickicht. Ein alte gutmüthig aussehende Frau, die Besitzerin des Hauses, empfing mich mit jener redseligen Höflichkeit, die selbst halb bäurische Leute in Badeorten sich bald aneignen. Nach ihrer Schilderung gab es für ein schreiblustiges Subject kein zweckmäßigeres Gelaß als die, nach dem Garten hinausgelegene Stube zur Linken des Hausflures, und sie führte als Beweis gleich mehrere Namen von Componisten und Schriftstellern an, die in den letzten Jahren bei ihr gewohnt und Zeugnisse über ihr Wohlbefinden in dem behaglichen Hause hinterlassen hatten.

„Wer wohnt auf der anderen Seite?“ fragte ich weislich, denn rechts vom Flur lag eine ganz ähnliche Stube, vor deren Fenstern mehrere mit blühender Kresse und Winden gefüllte Blumentöpfe standen und einen sinnigen Insassen, wenn nicht gar eine Insassin verriethen; man muß in Badeorten doppelt vorsichtig sein.

„Der Herr Lieutenant wird Sie nicht stören, einen ruhigeren Herrn können Sie kaum finden,“ antwortete die alte Frau, und öffnete die Thür des Zimmers zur Rechten, als sollte ich aus der darin herrschenden Ordnung einen Schluß auf den sittigen Gemüthszustand seines Bewohners ziehen. Bei dem Worte „Lieutenant“ hatte ich sogleich an alle, mit dem Leben junger Krieger verbundene Wirren und Geräusche gedacht; der Einblick in das Zimmer beruhigte mich sogleich. Der Lieutnant mußte, ungeachtet seines niedrigen Ranges in der militärischen Hierarchie, doch ein selten hoch bejahrter Herr sein. Alle Gegenstände im Gemach, die tiefdunkel gebräunten Möbel,

der in der Ecke hangende, vielleicht aus dem Nachlaß eines, in den neunziger Jahren vorigen Säculums der seidenen Schnur erlegenen Pascha's stammende Schlafrock, die nächtlich schwarz angerauchten Meerschaumpfeifen auf dem Gesims am Fenster, selbst der ehrbar auf der Stange des Gebauers sitzende, gichtbrüchige Canarienvogel, verkündeten das vorgerückte Alter des Herrn. Hätte ich aber noch zweifeln wollen: ein Paar, neben dem geschnitzten Kleiderschrank stehender Stiefeln war geeignet, alle Bedenken zum Schweigen zu bringen. Ein junger lärmsüchtiger Lieutenant konnte niemals mit seinen Füßen in zwei so hyperconservative Stiefeln fahren. Ungestraft durften sie sich für Nachkommen von Oger's Siebenmeilenstiefeln ausgeben, d. h. dem Formate, der Dicke der Sohlen, der Dauerhaftigkeit der Schäfte nach, an Schnelligkeit erinnerte dagegen nichts in ihrer soliden Bauart; sie waren die Stiefeln eines alten Herrn, der nicht mehr faustartig durch die Welt rannte und jedes Gelüst bei den Haaren ergriff, nein, die eines würdigen Greises, der mit Macht sein Leben durchgestürmt hatte und jetzt sagte: „Nun aber geht es weise, geht bedächtig!“ Ich schöpfte tiefe Ruhe aus diesen Ledergebilden; sie beschwichtigten jegliches Bangen des Gemüthes. Eine halbe Stunde später saß ich in dem Zimmer zur Linken des Flurs und traf meine Einrichtungen. Das Mobiliar war verhältnißmäßig reich, und stammte wahrscheinlich von einer Versteigerung der Besitzthümer eines vornehmen, durch Spiel zu Grunde gerichteten Villenbewohners. Der bequeme Lehnstuhl und der Schreibtisch verriethen dagegen ihre kleinbürgerliche Abkunft. Trotz der Ungleichartigkeit aller Geräthe fühlte ich mich bald heimisch. Noch traulicher war der Aufenthalt in dem Garten vor der Hinterthür. Zwischen den beiden, reich mit Weinlaub behangenen Fenstern meines Zimmer stand eine bequeme Bank,

die durch das dichte Laub eines Ahornbaumes vor den Strahlen der Sonne geschützt wurde. Die mit Blumen und Gemüse bepflanzten Beete des Gartens zogen sich sanft bergan, und über Tannen und Föhren, an die sich der morsche Zaun lehnte, erhob sich eine verwitterte Wand von Kalkgestein. Gesellige Unterhaltung gewährte ein Dutzend Hühner, die so wenig menschenscheu waren, daß sie gleich in der ersten Minute Brotkrumen aus den Händen des Fremden annahmen. Meinen Nachbarn, den Lieutenant, lernte ich an diesem Nachmittage und Abende nicht mehr kennen. „Nachmittags um vier Uhr pflegt er täglich auszugehen, und erst nach elf Uhr wiederzukommen!" sagte die alte Wirthin entschuldigend.

Am anderen Morgen wurde ich schon sehr frühe aus dem Schlummer aufgeschreckt. War der Lieutenant so spät zu Bette gegangen, so schlief er selbst für einen hochbejahrten Herrn unglaublich wenig, denn die Glocke auf dem benachbarten Kirchthurme hatte eben erst fünf geschlagen, als die Thür seines Zimmers knarrte, und der Lieutenant auf dem Flur erschien, um die dort hangenden Singvögel mit Futter und frischem Wasser zu versehen. Sein Selbstgespräch bei diesem Geschäft nahm mich sogleich für den alten Feldherrn ein. Für jeden Vogel hatte er ein ermunterndes Wort; bei diesem erkundigte er sich nach seinem Befinden, jenen warnte er vor den Folgen seiner ungezügelten Gefräßigkeit, eine Amsel suchte er in der Bekümmerniß über die Trennung von den Ihrigen zu trösten, und mit dem Hauptvogel, einer äußerst gesangslustigen Lerche, die mir durch ihr frohes Geschmetter schon am vorhergehenden Tage aufgefallen war, suchte er eine förmliche Unterhaltung anzuknüpfen. „Da, mein Thierchen," hörte ich ihn plaudern, „da hast du deine Wiese, dein Rasenstückchen — wie hast du geschlafen, Kleine? gut geträumt?" Der Vogel schien auf die trau-

liche Ansprache antworten zu wollen, er erhob seine mächtige Stimme und ließ einen Triller erschallen, der das Gezirp aller übrigen Gefangenen in den nächsten Käfichten zum Schweigen brachte. Ich hatte den alten Hausgenossen lieb gewonnen, noch ehe ich ihn gesehen, bald sollte ich ihn nun auch persönlich kennen lernen.

Nach dem Kaffee verließ ich das etwas niedrige Zimmer und setzte mich mit meinem Horaz, den ich mir in der Miniatur-Prachtausgabe der Firmin'Didotschen Officin als Erinnerung an die Industrie-Ausstellung von Paris mitgebracht hatte, vor die Thür, und begann zu lesen. Aber die Schönheit des Sommermorgens, der Duft der Blumen und der Tannenwaldung, zerstreuten mich sehr bald, ich legte das Buch neben mir auf die Bank, und überließ mich gedankenlos dem wohlthuenden Eindruck der Umgebung; da trat ein hochgewachsener alter Herr aus dem Hause, näherte sich mir, und nahm nach den unumgänglich nothwendigen Eingangscomplimenten neben mir auf der Bank Platz. An dem türkischen Schlafrock erkannte ich den Lieutenant, er rauchte die jüngste seiner Meerschaumpfeifen, schien aber mit der Farbe und dem Glanze des gebräunten Kopfes noch nicht ganz zufrieden zu sein. Während er das gewöhnliche Verhör alter neugieriger Leute mit mir anstellte, und ich seine Fragen aufrichtig beantwortete, hatte ich Zeit, sein Aeußeres etwas sorgfältiger zu betrachten. Noch immer konnte man ihn, obgleich er den achtziger Jahren näher als den siebenziger stehen mochte, für einen schönen Mann halten. In seinem ziemlich furchenfreien Gesicht lag ein Zug von Vornehmheit und Grazie, und die Müdigkeit des hohen Alters wurde durch den Ausdruck von Würde angenehm geadelt. Hätte der Lieutenant nicht einen überaus sorgfältig gepflegten Kinn- und Knebelbart von seltener Stärke und Länge getragen, der wie matt polirtes Silber leuchtete,

und ihm ein militärisches Aussehen verlieh, man hätte ihn für einen Staatsmann von fürstlichem Geblüt halten können, so stolz war sein Anstand, so herablassend sein Benehmen.

Nach einigen Minuten, so bald ich ihm alle mögliche Auskunft über meine Persönlichkeit und Arbeitspläne ertheilt hatte, nahm er den auf der Bank liegenden Horaz und warf, indem er ihn dicht an die Augen hielt, einen flüchtigen Blick hinein: „Eine ausgezeichnete Lectüre — unterwegs giebt es keine bessere — hab' ihn meiner Zeit auch gern gelesen — er ist nicht allein ein großer Dichter, auch ein interessanter Mensch, ein Charakter von modernem Anstrich, wie sie in der beginnenden Epoche des Cäsarismus zuerst auftraten — könnte heute eben so gut unter Napoleon in Paris leben und dieselbe Carrière machen!"

Die Bemerkung überraschte mich, was wußte ein solcher Veteran von Horaz? sagte er die Wahrheit? hatte er ihn wirklich im Original gelesen? — Ich sah ihn fragend, vielleicht etwas mißtrauisch an. Er lächelte wehmüthig und blies langsam eine Wolke blauen Kanasterdampfes gen Himmel: „Man kommt mit seiner Philosophie noch am weitesten — ich habe in meinem eigenen Leben die Erfahrung gemacht," sagte er, ohne mich anzusehen, „ihm verdanke ich meine Gemüthsruhe. Als meine Augen noch nicht so gelitten hatten, daß ich auf alle Lectüre verzichten mußte, war er mein Lieblingsdichter, jetzt zehre ich nur noch an einzelnen Citaten."

Das Gespräch stockte, eine Nachtigall flog, vielleicht gereizt durch den schmetternden Gesang der Vögel auf dem Flur, aus der Tannenwaldung von Baum zu Baum, setzte sich auf den untersten Ahornzweig und blickte uns mit ihren scheu glänzenden Aeuglein an. Der Lieutenant zog ein großes Glas aus der Busentasche des Schlafrocks

und betrachtete den Vogel mit wissenschaftlicher Genauigkeit, dann sagte er sichtlich erfreut: „Sie ist es, bei Gott, ich glaubte, sie würde nicht wiederkommen — es ist wirklich Thisbe — sie ist die hochbeinigste von Allen — drei Tage fortzubleiben — ich glaubte schon, das eigensinnige Thier werde nicht wiederkommen." Nach diesen Worten erhob sich der alte Herr, und holte aus seinem Zimmer einen, mit weißem Leinen zugebundenen Napf, setzte ihn auf die Bank und löste das Band, ohne daß der kluge Vogel sich dadurch einschüchtern ließ. Der Napf war mit Kleie gefüllt, in welcher eine Menge Mehlwürmer aufbewahrt wurden. Zwei derselben suchte der Lieutenant hervor, legte sie auf das Geländer der Bank, drückte mit dem Feuerstahl ihre Köpfe platt und trug sie dann auf den abgesägten Stamm eines nahestehenden abgestorbenen Birnbaumes. Thisbe, sein Pflegekind, hatte aufmerksam zugeschaut. Kaum war der Alte zurückgetreten, als sie vom Ahornzweige auf den Baumstumpf flog, die leckere Kost mit größter Gemächlichkeit verzehrte, dann einen kurzen Triumphgesang anstimmte, von Baum zu Baum schwebte, und unter glänzenden Trillerpassagen zwischen den Tannen verschwand.

„Seit Jahren habe ich die Thierchen regelmäßig gefüttert, und so an mich gewöhnt," sagte der Lieutenant schmunzelnd, und fachte durch einige kräftige Züge den Brand in seiner Pfeife an, „der Wald wimmelt von Nachtigallen, und eine Generation bringt immer die nächste zu mir. Aber Thisbe ist und bleibt meine Hauptsängerin — was nur dem Vogel im Kopfe gesteckt haben mag — drei Tage fortzubleiben — das ist noch nicht dagewesen!"

„Sie scheinen hier wirklich wie ein Patriarch zu leben," bemerkte ich, erheitert durch das gemüthlich ansprechende Wesen des alten Soldaten.

„Wie ein Patriarch?“ sagte der Lieutenant, „ja, das ist das richtige Wort, Sie haben es getroffen, ich lebe wirklich so ruhig wie die Hirtenkönige im alten Testamente. Die Händel der Welt kümmern mich nicht mehr. — Pulver genug habe ich in meiner Jugend gerochen und längst Frieden mit der Menschheit geschlossen — wie ein Patriarch — vortrefflich gesagt — aber wie nun, wenn Sie erst meine Holzschnitzereien kennten?! Bitte, begleiten Sie mich in mein Zimmer, vielleicht finden Sie Manches, was sich über die bloße Spielerei erhebt.“ Der Lieutenant erhob sich, strich selbstzufrieden den lang herabhangenden schneeweißen Knebelbart, als freue er sich, zur wohlverdienten Würde eines Patriarchen erhoben zu sein, und ging voran. An dem zweiten Fenster seines Zimmers stand ein, mit kleinem Handwerksgeräth und Holzspähnen bedeckter Tisch, mitten auf der Platte desselben ein aus Holz kunstvoll geschnitzter, aber noch unvollendeter Becher. Der alte Herr schien, nach der Menge der am Boden liegenden Schnitzel zu urtheilen, seit Sonnenaufgang an dem Kunstwerk gearbeitet zu haben.

Mit vielem Wohlgefallen erhob der Alte das kunstvolle Gefäß, so daß die darauf angebrachten Reliefs die vortheilhafteste Beleuchtung erhielten, und schmunzelte nicht ohne Stolz: „Die Engländer haben an meiner Arbeit einen wahren Narren gefressen. Kein Jahr vergeht, in dem ich nicht zwanzig bis dreißig Pfund für meine Kleinigkeiten verdient hätte. Auf dem Wege des Tausches — wohlverstanden — Gold gegen Holz — ich arbeite nicht für Geld — aber was soll man machen, wenn schöne Ladys und vornehme Herren sich auf das Bitten legen!“

„Ihre Arbeiten sind wahre Kunstwerke,“ sagte ich der Wahrheit gemäß, „ich habe in der Schweiz, selbst in den berühmten Fabriken am Brienzer See nichts Aehnliches gesehen!“

Als ich der Schweiz erwähnte, verfinsterten sich die Züge des alten Soldaten, ein grämlicher Schatten flog über sein Gesicht; er sah plötzlich aus wie ein Gebirgsstock, der mächtig emporragend im vollen Sonnenschein, von einer vorüberziehenden Wetterwolke bedeckt, ein trauriges und ruinenhaftes Aussehen erhält. Er mußte in der Schweiz die trübseligsten Erfahrungen gemacht haben und durch die Erinnerung daran innerlich vollständig überwältigt sein, denn er wurde einsylbig, packte schwerfällig die aus der Schieblade des Tisches hervorgeholten kleinen Holzschnitzereien zusammen, und ließ ein dichtes Gewölk von Tabaksqualm zur Decke des Zimmers emporsteigen. Aus dem lebensfrohen Patriarchen schien ein Misanthrop geworden zu sein. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und fragte nur Mittags unsere alte Wirthin, was es mit den Schweizer Erinnerungen ihres Miethers für eine Bewandniß habe. „Näheres weiß ich nicht,“ antwortete die wackere Frau, „aber er hat dort viele Jahre lang als Flüchtling gelebt und sein Brod mit Handarbeiten verdienen müssen.“

„Vielleicht ein ehemaliger norddeutscher Hochverräther?“ — Die Wirthin zuckte die Achseln. „Etwas Geheimnißvolles ist in seinem Leben, er stammt aus einer vornehmen Familie; aber wir können uns hier zu Lande nicht um dergleichen Lappalien bekümmern. Hier halten sich zu viel wunderliche Leute auf — auch die Polizei ist bei uns nicht so neugierig, wie an anderen Orten. Der alte Herr ist überdies im Orte ansässig!“ Eben kochte ein auf dem nahen Heerde stehender Topf über, die Alte rannte eilig hinaus und ich blieb allein, meinem Nachdenken über den seltsamen Veteranen überlassen. Mehrere Tage traf ich mit ihm nicht zusammen, denn die Eintheilung unserer Zeit war zu verschiedenartig. Er blieb gewöhnlich bis vier Uhr Nachmittags zu Hause, während

ich in den Mittagsstunden, theils um im Lesecabinet die Zeitungen zu durchfliegen, theils mein Diner einzunehmen, in den Mittelpunkt des Städtchens hinabstieg. Erst nach einer Woche sollte ich mit dem alten Herrn wieder in nähere Berührung kommen.

Das Wetter hatte sich geändert. Auf die warmen sonnenhellen Tage folgte kalter Regen, bis tief ins Thal sanken graue Wolken, und lange vorher, ehe die Berghöhen der Umgebung des Ortes die Sonnenscheibe verdeckten, brach frühzeitiges Dunkel herein. Mein Zustand in der stillen entlegenen Wohnung wurde fast so unerträglich, wie der in einem Hochgebirgswinkel. Ich suchte meine Arbeiten Vormittags zu beenden und beschloß, den Nachmittag und Abend im Kurhause und den Spielsälen desselben zuzubringen.

Am ersten Tage wurde ich durch eine langwierige Schachpartie im Kaffeesalon bis spät Abends festgehalten, erst am Mittwoch kam ich dazu, auch den Spieltischen einen Besuch abzustatten. Durch den, vom Kaffeehause aus in die Gemächer führenden schmalen und dunkeln Gang gelangte ich zuerst in das Trente et Quarante-Zimmer. Das Spiel zeigte die gewöhnliche ruhige Physiognomie, die es stets bewahrt, wenn kein Waghals sich daran betheiligt. Sämmtliche Sätze waren mäßig und schienen nicht die finanziellen Kräfte der Pointeure zu übersteigen, sogar die anwesenden Pariser Loretten nahmen die Börsen ihrer Anbeter nur bescheidentlich in Anspruch, und begnügten sich mit einzelnen Napoleonsdor oder gar nur mit Fünffrankenthalern. Der anhaltende Regen und die frühe Dunkelheit schienen die Spiellust abgestumpft zu haben; der beaufsichtigende Beamte, ein distinguirter Herr in reiferen Jahren, stand am Fenster, kehrte dem grünen Tische den Rücken und plauderte ver-

traulich mit einem grauköpfigen Ehrenlegionär. Er hielt es nicht der Mühe für werth, ein so niedriges Spiel zu überwachen und hinzublicken, ehe es sich um mehr als ein Tausendfrankenbillet handelte. Die beiden Livreebedienten der Bank schwatzten untereinander, und lachten über einen sehr bourgeoismäßig aussehenden Spieler, dem der Angstschweiß, über fortwährende kleine Verluste, auf der Stirn perlte; die Situation war langweilig. Für die Spieler von Reputation war der Abend noch nicht weit genug vorgerückt.

Befinden sich die kleinen Leute in der Majorität, so pflegt es an den Roulettetischen lebhafter herzugehen. Ich begab mich daher in das angrenzende Gemach, einen weiten Saal, der gelegentlich auch zu Concerten und Bällen benutzt wurde. Die Bankhalter hatten heute zwar nur eine Roulettetafel aufgestellt, da auf Extrazüge der Eisenbahn nicht zu rechnen war, um so eifriger betheiligten sich die Badegäste am Spiele. Erst nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es mir, in den Menschenwall auf dem rechten Flügel des Roulettetisches eine Bresche zu legen, und eine Aussicht auf das Schlachtfeld zu gewinnen. Eine doppelte Reihe von Spielern drängte heran, fast eben so stark war die Zahl der Zuschauer und Beobachter, auf dem linken Flügel des langen Tisches in der Nähe des Fensters schien der Andrang noch lebhafter zu sein. Der Aberglaube der Spieler ist gar wunderlich, vielleicht gab es auf dieser Seite des Tisches einen Glücksvogel, dem alle Unerfahrenen nachzueifern suchten. Vorläufig bemerkte ich nur, daß die Mehrzahl der Spieler den, an der schmalen Seite des grünen Tisches sitzenden Croupier dicht umgab; ich vermochte allein seinen Arm und die zum Einkassiren oder Zurechtrücken des Geldes auf die beabsichtigte Nummer bestimmte hölzerne Handhabe zu unterscheiden. Da man aus höhe-

ren Rücksichten die Spielsäle, auf deren Tischen erhebliche Summen ausliegen, niemals mit Gas, dessen Haupthahn plötzlich zum Verderben der Bankhalter ausgedreht werden könnte, sondern nur mit Oellampen erhellt, deren Licht sich auf dem Zahlen- und Buchstabentableau der Tischplatte, der Roulettemaschine und Spielkasse concentrirt, ließen sich die Personen und Gesichter der Spieler, Bankhalter und Croupiers aus einiger Entfernung nur schwer erkennen. Die Art, wie der erwähnte links sitzende Croupier, dessen Gestalt selber mir durch einen übermäßig beleibten Herrn ganz verdeckt wurde, mit dem hölzernen Instrumente hantirte, fiel mir indessen auf. Er behandelte es mit derselben Berechnung und absichtlichen Würde, wie ein Fürst bei officiellen Gelegenheiten sein Scepter oder Reichsschwert, und sah es, gleich diesem, offenbar für das hauptsächlichste Attribut seines Standes an. Bald richtete er es mit straffer Hand rasch auf, als wolle er damit Achtung gebieten, bald neigte er es huldreich gegen einzelne begünstigte Unterthanen des Reiches; ich mußte im Stillen bedauern, daß die Handhabe nicht wenigstens vergoldet wäre. Unbeschäftigt, wie ich leider war, lag mir Alles daran, mich dem majestätisch arbeitenden Croupier zu nähern, und den sichtlich sehr ernst von seinem Berufe denkenden Bankemployé kennen zu lernen.

Nach einigen Minuten trat der beleibte Herr zurück, sein letzter Doppelgulden war dahingegangen, er stieß einen knurrenden Seufzer aus und verließ den Saal; ich nahm seinen Platz ein. Aber wie ward mir zu Muthe, als ich den Croupier näher betrachtete, und — meinen Flurnachbar, den Verpfleger Thisbe's und ihrer musikalischen Anverwandten, den vermeintlichen politisch Verbannten, den kundigen Holzschnitzer, den Lieutenant erkannte. Anfangs traute ich nicht meinen Augen, kein

sterbliches Wesen ist zu jeder Tageszeit seiner fünf Sinne gleich mächtig, und die Wissenschaft aller Jahrhunderte erzählt von den seltsamsten Hallucinationen; ich nahm die Brille ab und reinigte sie sorgfältig mit dem Lederhandschuh. Aber die Gestalt wich scharf betrachtet weder von ihrer Stelle, noch veränderten sich ihre Umrisse und Züge. Der bewußte Croupier war und blieb mein alter Lieutenant aus der Bergstraße. Wie immer glich auch bei dem gedämpften Lampenschimmer sein langer Kinn- und Knebelbart einem Präparate aus jenem edlen Metall, dessen Abfluß nach dem Orient den europäischen Geldinstituten so große Verlegenheit bereitet, in der eigenthümlichen Beleuchtung, die den Kopf- und Oberkörper im Schatten ließ, sah der alte Herr vielleicht noch ehrwürdiger, patriarchenähnlicher aus, als draußen in der freien Natur oder in unserem schlichten Hauswesen.

Selbst auf die Gefahr hin, für einen kleinlichen, vorurtheilsvollen, hinter dem muntern Geiste des Zeitalters zurückgebliebenen Menschen gehalten zu werden, darf ich doch die Wahrheit nicht verschweigen; es regte sich in mir ein Gefühl der Scham und des tiefen Bedauerns, als ich meinen Patriarchen, den schönen alten Mann, den sinnreichen Naturfreund und Künstler, den Verehrer des gedankenvollen römischen Dichters, an einer so unwürdigen Stelle erblickte. Im Stillen hatte ich ihm eine annähernd kindliche Verehrung gezollt, jetzt fühlte ich mich wie aus allen meinen Himmeln und poetischen Anschauungen gestürzt. Als ob der würdige Patriarch meine Empfindungen theilen müsse, trat ich beinahe verschämt zurück und suchte mich ihm zu verbergen, allein ungeachtet seiner Kurzsichtigkeit hatte er mich schon erkannt. In seinen Mienen war nichts von Verlegenheit zu bemerken, er nickte mir wohlwollend zu, aber zugleich mit einer solchen Sicherheit und Zuversicht, als ob er sich in dem Man-

nesstolze: einen schweren aber segensreichen Beruf gewissenhaft zu erfüllen, überaus glücklich fühle.

Durch sein charakterfestes Benehmen wieder moralisch gekräftigt, suchte ich dem Patriarchen so nahe als möglich zu kommen, obgleich dies nicht so leicht war, da er auf sämmtliche jüngere Spieler einen wahrhaft magischen Eindruck auszuüben schien. Die an den Flanken des Roulettetisches sitzenden Croupiers haben mit der eigentlichen Spieloperation nichts zu schaffen, sie stellen gewissermaßen nur Ehrenwächter vor, leisten den Spielern kleine Dienste und bemühen sich, leicht vorkommenden Mißverständnissen vorzubeugen. Man placirt von Seiten der Direktion an diesen Stellen meistens junge Leute, die den Mechanismus erst gründlich lernen sollen, oder Veteranen, die, für die Praxis zu langsam und geistig stumpf, doch noch diesen leichteren Verpflichtungen nachzukommen vermögen.

Mein liebenswürdiger Nachbar repräsentirte den beaufsichtigenden Croupier auf eine tadellose Weise. Schon seine Tracht war höchst gewählt und ganz für das eigenthümliche Geschäft geeignet. Das blendend weiße Halstuch war nicht nach modernem Brauche pappartig steif angelegt, sondern lose und in beinahe malerischen Falten um den Hals geschlungen, doch hob eine saubere, nur äußerst gesteifte Weste den Eindruck von Hingebung und Vertrauen, den die Art der Ligatur des Halstuches machte, beinahe wieder auf. Der Lieutenant trug einen blauen Frack von etwas altfränkischem Schnitt mit ciselirten vergoldeten Knöpfen, jenes Kleidungsstück, das stets an diplomatisirende Militärs erinnert, an Talente, „gleich groß im Felde, wie im Cabinet.“

Mein Patriarch imponirte den Spielern nicht nur durch diese vornehme Tracht, die ganz von dem zwar saubern, aber doch alltäglich bürgerlichen Costüm der

übrigen Employé's abwich, sondern auch durch sein, derselben entsprechendes Benehmen. Um die Mund- und Augenwinkel schwebte ein sanftes, herablassendes Lächeln; die jungen Leute, die ihre Thaler- und Guldenscheine wagten, mochten ihn für ein, im Geheimen mit der Bankidee zerfallenes, ihrem Vorhaben geneigtes Wesen halten. Da er mit dem hastigen, das Zartgefühl der Verlierenden so tief verletzenden Einscharren der Gelder an seiner Stelle auf der äußersten Linken nichts zu thun haben konnte, erschien seine freundliche Hilfsleistung, wenn es galt, einem glücklichen Spieler den Gewinn zuzuschieben, stets in einem wohlthuenden versöhnenden Lichte, und der dienstfertige Greis selber als das gute Princip des Ortes. Selbst sein ermunterndes Lächeln, wenn einer der unter seinem Patronat spielenden jungen Männer seinen Einsatz verdoppelte oder verdreifachte — eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Benehmen der stets gleichgültig dreinschauenden Bankbeamten — hatte nichts Höhnisches und Kränkendes. Es konnte für eine väterliche Ermahnung angesehen werden, die gehabten Verluste wieder einzubringen, und der heimtückischen Roulette endlich einen empfindlichen Streich zu versetzen. Die würdige Haltung des Patriarchen gab dem Spiele auf diesem Flügel beinahe einen moralischen Anstrich. Fuhr das eingesetzte Geld dahin, so blickte mein Flurnachbar ihm mit einem resignirt beschaulichen Gesichtsausdruck nach, als halte er es für ein wohlthätiges, vielleicht gar patriotischen Zwecken gebrachtes Opfer, wurde etwas gewonnen, so erheiterten sich seine Züge, als solle mit der Summe ein großes, der ganzen Menschheit heilsames Unternehmen, oder die Laufbahn eines genialen jungen Mannes gefördert werden.

Bei aller Ruhe und vornehmen Haltung lag in dem Wesen meines Freundes etwas ungemein Zuthuliches.

Stets war er zu kleinen liebenswürdigen Diensten mit der Handhabe bereit. Eine junge Lorette setzte einen Gulden nach dem andern auf die ominöse Zahl 13, ohne jemals zu gewinnen, aber niemals unterließ der gute Patriarch, mit seinem Holzinstrumente das Geldstück langsam und sorgfältig in dem Viereck zurechtzurücken, so daß es genau die Nummer bedeckte. Und die kleine Pariserin dankte ihrem väterlichen Freunde stets mit einem coketten Blicke, denn sie war tief überzeugt: von seiner Seite geschehe Alles, was der Förderung ihrer gerechten Sache zuträglich sei. Neben dem Lieutenant saß ein Knabe von 17 bis 18 Jahren, ein kleines französisches Unkraut und gänzlicher Neuling im Spiele. Diesen beehrte der Kenner der horazischen Poesie ausdrücklich mit seiner Protection. Da es unangemessen gewesen wäre, durch ein lautes Wort für oder wider Partei zu ergreifen, ermunterte der Patriarch den Kleinen nur durch ein kaum merkliches, aber rührendes Geberdenspiel. Er zuckte leise die Achseln, wenn der Knabe eine wenig Chancen versprechende Nummer-Combination oder Farbe besetzte, er blinzelte schelmisch mit den Augen, wenn Kleinfrankreich wie eine erfahrene Spielratte zuweilen auf Zero und Doppelzero überging; er erinnerte mich an einen alten Kindergärtner, den ich einmal in der Heimath belauscht, als er die ihm anvertrauten Knäblein fröbelte.

Einige Schritte zur Seite rechts vom Patriarchen stand der im Orte ansässige Herzog von H., ein hoher hagerer Herr in einem kurzen Regenmantel, und „knusperte“ an einer Rolle Napoleonsd'ors, wenn wir so sagen dürfen. Gleich einem Kinde, das die Mutter, um es bei schlechtem Wetter im Zimmer festzuhalten, mit einem Päckchen Zuckererbsen zu beschwichtigen sucht, gedachte Se. Durchlaucht, den Genius der drückenden Langeweile durch den allmählichen Consum der Goldstücke zu bannen; aber

der Zufall war dem Vorhaben des geplagten Mannes nicht günstig. Der Herzog gewann fast fortwährend, und bald schwoll der Goldhaufe in seiner Westentasche dergestalt an, daß er einen Theil seiner Bürde in die hinteren Fracktaschen stecken mußte, welche Manipulation der Patriarch mit einem Blicke des achtungsvollen, aber bitteren Vorwurfes begleitete, als fürchte er, der Gönner könne um den Tribut, den ihm pflichtschuldig die Bank entrichtet, durch anwesende Taschendiebe und ruinirte, zu Allem fähige Spieler gebracht werden. Die fälligen Goldstücke hatte mein Hausgenosse stets mit äußerster Devotion, wie die Abgabe eines getreuen Unterthanen, Sr. Durchlaucht zugeschoben. Ohne Zweifel besaß der Lieutenant das beste Herz. Ein junger Mensch von dem Ansehen eines Handlungscommis hat nach mehreren, vor ihm aufgeschichteten Guldenröllchen, auch den Inhalt der Brieftasche und des Portemonnaies bis auf wenige kleine Geldstücke verspielt und blieb in vollständigem Geistesbankerott am grünen Tische sitzen. Keiner der, mit den eigenen Interessen beschäftigten Spieler beachtete den todten Mann, dem Lieutenant war er nicht entgangen. Er gab dem nächsten Livreebedienten einen, nur diesem verständlichen Wink, und der Mensch gehorchte ihm, wie der Henkersknecht den stummen Andeutungen des Scharfrichters. Der Lakai brachte ein Glas Wasser und bot es dem ausgebeutelten Spieler an. Ich hielt diesen Act für ein Moment christlicher Barmherzigkeit meines ehrwürdigen Hausgenossen, aber der boshafte Redacteur der „Mittelrheinischen Räuberhöhle,“ mit dem ich am andern Tag im Kaffeesalon zusammentraf, wollte wissen, die Offerte des Glases Wasser sei nichts als ein verabredetes Zeichen, das Opfer aus seinen unheilvollen Träumereien aufzuschrecken und daran zu mahnen, daß es Zeit sei, einen

Platz zu räumen, den es nicht mehr auf eine, den Interessen der Bank entsprechende Weise auszufüllen vermöge.

Ueber diesen Scenen war die elfte Stunde herangerückt, die Mehrzahl der Spieler hatte sich zurückgezogen, ringsum auf den Sophas und Lehnstühlen nickten nur noch einige alte Damen. Ein höherer Beamter der Bank kam aus dem Roulettezimmer, machte Kasse und notirte den Gewinn, die Baarschaften und Werthpapiere wurden eingepackt, in eine mit Messing beschlagene Kiste aus Eichenholz verschlossen und unter starker Bedeckung von vierschrötigen Bedienten nach dem Kassenlokal zurücktransportirt. Der farbige Napf der Roulette wurde zugedeckt, die Lampen erloschen, die Croupiers trennten sich, nachdem sie noch auf mich einen mißtrauischen Blick geworfen; ich hatte doch nur auf den Lieutenant gewartet. Eine Minute später erschien er, dicht in einen alten Dienstrock gehüllt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt; seine Collegen verabschiedeten sich von ihm, wie Soldaten von dem alten Feldherrn, der sie zu einer Reihe glänzender Siege geführt. Ich schloß mich dem Patriarchen an. Wir schritten quer über den Kurplatz und betraten die stillen Straßen der Stadt; nur aus einigen glänzend erleuchteten ersten Etagen erschallte noch wilder Lärm und Gläsergeklirr.

„Die Saison verspricht recht ergiebig zu werden; die Spieler vermehren sich mit jedem Tage," sagte der alte Lieutenant. Er war in Gedanken noch ganz in seinem Beruf.

Ich gab ihm keine Antwort. Da uns Norddeutschen durchschnittlich das Treiben in den Spielbädern als etwas gesetzlich Verpöntes gilt, empfand ich einen instinctiven Widerwillen, mich mit dem früher so ehrwürdigen Alten darüber zu unterhalten, der sich mir seit wenigen Stunden als einer der gefährlichsten Helfershelfer enthüllt hatte. Verursachte der abscheulich gemischte Wein, den ich im

Kurhause als Nachttrunk genossen, oder die wechselnde Scenerie diese Aufregung; mir war, während wir unserer Wohnung zuschritten, so zu Muthe, als gehöre auch ich zum Bankpersonal und sei der Lehre des Patriarchen als Zögling anvertraut. Der alte Herr ahnte nicht das mindeste von meinen widerwärtigen inneren Regungen. Er sprach so arglos von seiner Stellung, wie ein Geistlicher oder Schullehrer von seinem Amte. „Ich beziehe achthundert Gulden für die Saison," sagte er, „bei Ihnen im Norden glaubt man zwar, eine solche Summe sei hier zu Lande gleich eben so vielen Thalern, aber es ist nicht wahr. Der Gulden ist heute bei den alle Preise ausgleichenden Verkehrsmitteln, in ganz Deutschland gleich viel werth, und man hat doch auch seine Bedürfnisse, aber man kann damit auskommen. Ich habe sogar nach und nach Ersparnisse gemacht, und schon manchem jungen Mann, dem das Glück nicht gelächelt, aus der Noth geholfen; die Leutchen haben mich gar zu gern. Sie kennen mich in allen Ländern; Einer sagt es dem Andern. Meine Freunde wohnen an der Wolga und am Manzanares, an der Spree und am Tiber!"

„Das macht Ihnen Ehre," erwiderte ich. „Sie haben ihnen aus eigener Tasche das Reisegeld vorgeschossen?"

„Das Reisegeld und die Subsistenzmittel!"

„Und Ihr hochherziges Vertrauen ist nie gemißbraucht worden? Sie haben stets Ihre Auslagen zurückerhalten?"

„Die Menschheit ist nicht so verdorben, als man glaubt — und dann — es geschieht ja nur der Vorsicht wegen — ich nehme nie Zinsen — aber ein alter Mann kann seine Ersparnisse nicht verlieren — man muß die Schuldner durch ein zurückbehaltenes Pfand an ihre Verbindlichkeiten erinnern. Zahlen sie innerhalb eines Jahres

das Darlehn nicht zurück, so habe ich mir das Recht gesichert, die Pfänder zu verkaufen — ich bin dabei noch nie zu kurz gekommen.“

Der sanfte Beschützer der Nachtigallen war also auch Pfandleiher.

„Haben Sie noch nie Ihr Glück in der Roulette versucht?“ fuhr der Patriarch gelassen fort, als ich schwieg.

„Ich habe noch in jedem Jahre meine kleine Spielkasse in den ersten Minuten verloren und alle Hoffnung auf Gewinn längst aufgegeben. Mich ergötzen nur noch die wunderliche Goldgier der Menschen, die seltsamen Phänomene der Gesellschaft, das Zusammentreffen so vieler anziehenden oder berühmten Persönlichkeiten in den Spielbädern — ich bescheide mich mit der Statistenrolle eines Zuschauers.“

„Sehr gut,“ sagte der Alte und hustete, „Statistenrolle! — sehr gut — jeder muß wissen, was er innerlich von Emotion vertragen kann. Hm! hm! nicht immer endet es gut. Ich habe auch meine traurigen Erfahrungen gemacht!“

„Traurige Erfahrungen?“ fragte ich. „Sie scheinen doch ein so prächtig gleichmüthiges Temperament zu besitzen?“

„Erfahrungen mit anderen Leuten. So manche meiner Andenken kann ich nie ohne tiefe Betrübniß ansehen. Im Verlaufe der Zeit ist schon eine kleine Sammlung daraus geworden. Die Pfänder meiner armen Freunde, die sich später erschießen oder auf andere Weise zu Grunde gehen, verkaufe ich nie, sondern bewahre sie als Erinnerung auf. Nach meinem Tode sollen sie dem städtischen Waisenhause zu Gute kommen. Wenn Sie mich morgen nach dem Kaffee beehren wollen, werde ich Ihnen die Bijouterien zeigen; es haftet manche traurige Geschichte daran — aber was hilft das? Unser Leben

ist von der Wiege an als Trauerspiel disponirt. Kein Mensch bringt es zu einem Lustspielschluß — früher oder später — es bleibt immer die nämliche Sache!"

Wir waren vor unserem kleinen Hause angelangt, die alte Wirthin hatte uns erwartet, und in Betracht des kühlen Abendwindes für den alten Herrn eine Kanne heißen Thee aufbewahrt. Nachdem der Patriarch mich noch ermahnt, ihm ja im Laufe des Vormittags meinen Besuch abzustatten, trennten wir uns. Ich konnte nicht einschlafen, das Rauschen des Windes, das Knarren der an den Garten reichenden alten Tannen, schreckten mich immer wieder auf; erst gegen Morgen versank ich in einen tiefen Schlaf und erwachte erst spät am Vomittage. Eilig kleidete ich mich an, es war zehn Uhr und Zeit zur Visite bei dem Lieutenant. Da brachte mir die Wirthin ein Billet. Der Patriarch entschuldigte seine plötzliche Abreise, da die Bank ihn, als die würdigste Vertrauensperson, einem jungen Manne aus guter Familie, der sich verschiedene Schwindeleien im Orte erlaubt, nach Paris nachzusenden beschlossen habe. Bei meiner baldigen Abreise traf ich mit dem originellen Erzvater nicht wieder zusammen. Sein altfränkisch geschriebenes Billet bewahre ich noch heute unter meinen Scripturen.

VI.

Eine verfrühte Sommerwohnung.

Beurtheile ich Ihren Leserkreis richtig — schreibt dem Herausgeber dieser Blätter einer seiner ehemaligen Schüler — so werden Sie wider den anbeifolgenden Aufsatz vielleicht nichts weiter, als seine fragmentarische Gestalt einzuwenden haben, und mir den Gefallen thun, denselben abzudrucken. Da ich meine Aufzeichnungen gegen den, von mir angedeuteten Einwand nicht zu vertheidigen vermag, will ich zu meiner Entschuldigung nur anführen, daß es mir lediglich um Wahrheit und Thatsachen, keineswegs aber um anmuthende Phantasiebilder zu thun war, und ich die Uebel der Wirklichkeit ungebührlich zu mildern fürchtete, wenn ich bei ihrer Darstellung gerundeten künstlerischen Formen nachstrebte. Eben deshalb ersuche ich Sie, jeder Umarbeitung sich enthalten, und dem Schriftstück selber seine realistische Wirkung nicht verkümmern zu wollen.

Da Sie, trotz Ihrer freundlichen Theilnahme an meinen Schicksalen doch wohl nicht wissen, daß meine Jahreseinkünfte, inclusive der durch Privatunterricht nach den Lehrstunden erzielten Accidenzien, noch immer tausend Thaler nicht übersteigen, will ich diese Angabe, ohne welche Ihren geschätzten Lesern vielleicht Manches unbegreiflich

erscheinen würde, gleich vorausschicken. Bei der Bescheidenheit unseres Etats sehen wir uns, meine Frau und ich, daher genöthigt, alle jene kleinen Vortheile, welche das bewegte Leben einer großen Residenz den spekulativen Geistern darbietet, möglichst auszubeuten, und so wenigstens einige Partikelchen jener Genüsse uns anzueignen, in denen die vornehme und begüterte Welt schwelgt.

Der Kassenpunkt verbietet uns definitiv, während der Sommerferien eine Erholungsreise anzutreten, denn das, durch einen unbesonnenen Harzausflug verursachte Vierteljahrs-Deficit taucht von Zeit zu Zeit in meinen Träumen noch immer auf; dafür suchen wir uns durch eine Sommerwohnung zu entschädigen. Sie lächeln ironisch; Sie fragen, auf welche Weise die doppelte Miethe gedeckt werde? aber Sie begreifen gewiß sofort Alles, wenn ich Ihnen sage: wir wohnen das Wintersemester hindurch in der Stadt, im Sommersemester vor den Thoren.

Die zahlreichen Neubauten der letzten Jahre und die parasitengleiche Vermehrung der Omnibus erleichtern uns die Befolgung dieses Systems wesentlich. Rechnen Sie uns bei dem Worte „Neubauten“ nicht gleich unter die unglückliche Klasse der „Trockenwohner!“ Läugnen will ich nicht, daß wir, um das Winterhalbjahr billig zu wohnen, zuweilen Quartiere beziehen müssen, welche vor vielleicht nicht allzu langer Zeit noch den Zimmer- und Maurermeister unter ihrem Dache gesehen haben, allein wir meiden alle jene Häuser, in denen die von den Mauern herabrinnenden Thränen noch nicht gestillt sind. Kinder haben wir nicht, Louise, meine Frau, erfreut sich einer bombenfesten Gesundheit, und bei meiner Vorliebe für die Lehren der alten Stoa wird mir der Kampf gegen einen hartnäckigen Rheumatismus in der linken Schulter leichter, als mancher Weichling glauben sollte.

Ein gutes Feuer im Ofen und die Lectüre Seneca's — mag Gregorovius in seiner „Corsica“ ihn noch so sehr herunterreißen, der Heuchelei und des Servilismus gegen seinen allergnädigsten Herrn bezüchtigen — haben mir schon über viele mißliche Stunden hinweggeholfen.

Ein großer Uebelstand ist indessen, daß die steigenden Miethspreise und die wachsende Zahl der Flüchtlinge aus dem Innern der Stadt auch die Zahl der Sommerwohnungen vermindern, und man dieselben zu erträglichem Zins nur noch an den äußersten Grenzen des städtischen Rayons antrifft!

So haben wir denn auch in diesem Jahre unsere Zuflucht während der guten Jahreszeit zu einem halb urbanen, halb ländlichen Bezirk nehmen müssen, aus dem freilich halbstündlich ein Omnibus nach Berlin abgeht, der aber sonst jeder Bequemlichkeit entbehrt, die sich der Bewohner einer großen Stadt nur ungern versagt.

Am Mittwoch vor Ostern sind wir hinausgezogen. Wir hatten diesen frühen Termin gewählt, weil die Wohnung vor den Thoren leer stand, Louise von den voraussichtlich schönen Osterfeiertagen sich viel versprach, und ich die Ferienzeit zum gemächlichen Einpacken meiner kleinen Bibliothek benutzen wollte. Sie ist das einzige Hinderniß, was bei einem jährlich zweimaligen Umzuge etwa in Betracht kommt. Unser sonstiges Mobiliar trägt den Stempel des Nomadischen. Der Angehörige einer reichen, im tiefsten Grunde conservativen Nation mag als Motto über seine Thür schreiben: „Mein Haus ist meine Festung!“ ein Proletarier der Wissenschaft, der Sohn eines Staates, welcher seine Subsistenzmittel weislich einzutheilen hat, thut am Besten, dem Beispiel der Orientalen zu folgen, und sich keiner Geräthe zu bedienen, die seine Existenz überdauern, den fortwährenden Wechsel des Aufenthalts erschweren könnten.

Eben deshalb vermeide ich grundsätzlich die gesetzliche Ziehzeit; außer derselben erfreut sich mein Mobiliar einer größeren Toleranz von Seiten der Möbelfuhrleute. Selbst diesmal, wo den Trägern doch eine ungewöhnlich weite Promenade zugemuthet wurde, begegneten sie uns mit leidlicher Achtung, die ich später durch ein anständigeres Trinkgeld belohnte, als jeder Einzelne vermuthet haben mochte. Ich will nicht sagen, daß sie unsere Tische und Stühle mit jener zarten Sorgfalt behandelten, wie die Brüder des rauhen Hauses, wenn sie die Verwundeten hinter die Front tragen; ich übergehe eine beschädigte Fournirung und einen schwer blessirten Stuhl mit stillschweigender Schonung. Spiegel und Lampen wurden ohne Beschädigung glücklich hinausgeschafft.

Den Wirth des Hauses fanden wir nicht anwesend. Den Schlüssel unserer Wohnung hatte er dem Pächter des Gartens übergeben, mit dem wir uns, wie ich schon am Gründonnerstag zu meiner höchsten Ueberraschung erfuhr, wegen der Sommerlaube zu vereinbaren haben werden. Da er ein billigdenkender Mann zu sein scheint, der wahrscheinlich nur einen geringen Zins für den Genuß der Gartenluft von den Miethern zu erzielen gedenkt, wird es keine Schwierigkeiten haben, sich mit ihm zu einigen. Wäre nicht die Anfertigung eines schriftlichen Contractes unterblieben, ich hätte mir die bevorstehenden, immerhin nicht angenehmen Verhandlungen ersparen können! Glücklicher Weise sind wir die ersten Miether des Hauses und werden für uns das beste und sonnigste Plätzchen aussuchen.

Am Charfreitag erfuhr ich, daß der Wirth überhaupt nicht im Hause wohnen werde, und daß er selbiges mit geringen Kosten nur als einen Zufluchtsort für kleine Miether gebaut habe. Das dazu angewandte Material bestand aus den architektonischen Ueberbleibseln mehrerer,

auf den Abbruch verkauften Bauernhäuser und einiger, in der Stadt erstandenen Ruinenreste. Ganz im Charakter einer Sommerwohnung ist das oberste Stockwerk so leicht gebaut, daß es nicht erst einer Erderschütterung, sondern vielleicht nur einer auf der nahen Chaussee vorüberfahrenden schweren Batterie bedarf, um über den Köpfen seiner Bewohner zusammenzustürzen.

Je aufmerksamer ich das Haus untersuche, desto mehr komme ich dahinter, daß sein Charakter nur ein durch und durch provisorischer genannt zu werden verdient. Vielleicht im Felde verfährt man mit noch geringerer Sorgfalt. Jedenfalls werden solidere Vorkehrungen getroffen, wo es sich um „künstliche Fischzucht" handelt, als hier, wo Menschen die bessere Jahreszeit zubringen sollen.

Da die Zimmer noch von Niemanden bewohnt gewesen waren, herrschte darin jene eigenthümliche Atmosphäre, deren Analyse Spuren von Anstreicheroxyd, töpfersauren Gasen, Tischlerstoff u. a. m. aufweist. Wir stellten nothgedrungen stundenlange Wachholderäucherungen an, machten uns durch geöffnete Fenster die stärkende Märzluft zu Nutze und unterhielten in den Oefen ein tüchtiges Feuer von Reisig, das uns der Pächter des Gartens abließ. Schon stellte sich heraus, daß es höchst unbedachtsam gewesen war, den Holzvorrath nicht rechtzeitig zu erneuern, aber der nächste Holzhof ist von unserer Wohnung eine halbe Meile weit entfernt, Requisitionen in der Nachbarschaft darf ich als Civilist und Gymnasiallehrer mir nicht gestatten; wir mußten uns daher bis nach den Feiertagen gedulden.

Die halbe Charwoche und das Osterfest haben wir nicht allzu heiter verlebt. Ohne Zweifel wäre der erste Feiertag fröhlicher ausgefallen, wenn mein lieber College — Sie kennen Dr. Piper, den Ordinarius von Sexta —

unser Haus gefunden hätte. Trotz aller Anfragen in der Nachbarschaft war es ihm nicht gelungen. Die Mehrzahl sämmtlicher Miether war eben erst eingezogen, sie stammten aus den verschiedensten Berliner Stadtvierteln und hatten sich untereinander noch nicht kennen gelernt. Jeder stand vereinzelt da, wie die Pioniere, welche im fernen Westen Amerikas den Urwald niederbrennen, oder die Prairieen urbar machen. Dr. Piper war rathlos umgekehrt. Einige Tage später und er hätte uns nicht mehr verfehlt. Da in unserer entlegenen Gegend eine Materialwaarenhandlung noch nicht bestand, sondern erst am nächsten 1. April eingerichtet werden sollte, also ein Tauschhandel zwischen den einzelnen Familien nothwendig wurde, kamen zunächst die Dienstmädchen, dann die Hausfrauen in nähere Verbindung; man war bald genügend unterrichtet, um keinen Fremden mehr abzuweisen.

Ohne meinen alten Freund Piper waren wir am ersten Feiertage ganz allein, Louise arbeitete an einer Decke für unseren Kaffeetisch, ich studirte das Leben Jesu von David Strauß. Das Exemplar war aus einer Buchhandlung geliehen und durfte nur an der Seite aufgeschnitten werden; die Lectüre gehörte folglich nicht zu den leichtesten. Beim Einbruch der Dunkelheit wurde unsere Einsamkeit unterbrochen. Einige Berliner Familien ausgenommen, die mit dem Omnibus herausgekommen, langsam vorübergegangen waren, um unsere Kolonie zu besichtigen, den ungemüthlichen Aufenthalt aber bald wieder verlassen hatten, war kein Fremder sichtbar geworden. Jetzt zeigte sich ein, nicht von Osten, sondern von Westen kommender Fremdling, der an unsäglicher Müdigkeit zu leiden schien, und sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochte. Da ich das Fenster öffnete, entging mir kein Wort seiner Unterhaltung mit dem Gartenpächter.

Anfangs hielt ich den Grund seiner Hinfälligkeit für die Folge einer angestrengten Wanderung, und seine abgebrochenen Mittheilungen für mangelhafte Kenntniß unserer Muttersprache; aus den heitern Antworten des Gartenpächters ersah ich jedoch sehr bald, daß die Wiege des vermeintlichen Fremdlings an den Ufern der Spree stehe, und er des deutschen Idioms vollkommen mächtig sei, aber durch den übermäßigen Genuß des Bockbiers an einer richtigen Vocalisirung und deutlichen Meinungsäußerung verhindert werde. Der Unbekannte hatte vom Kreuzberg ausgehend, den Weg durch die Felder eingeschlagen, und nach langen Irrfahrten endlich unsere Häusergruppen erreicht. Seine Absicht, die Nacht auf dem Flur unseres Hauses zuzubringen, wurde durch die schöne Menschlichkeit des Gartenpächters vereitelt, der ihn nach dem Endpunkte der Omnibusstation geleitete, und dort an einer erhöhten Stelle so sichtbar bettete, daß er dem Blick der Passagiere nicht entgehen konnte. Wirklich hatte auch der Fremdling seinen Samariter gefunden. Als ich am späten Abend noch einen Spaziergang durch das Dorf machte, war er verschwunden. Ein Mitglied des Comités für die invaliden Passanten dürfte ihn für einen Oesterreicher gehalten und auf seine Kosten im Omnibus mitgenommen haben.

Fast noch melancholischer verlief der zweite Feiertag. Sie werden unser Schamgefühl ehren, nach so laut ausgesprochenen Hoffnungen auf einen gedeihlichen Landaufenthalt, am vierten Tage schon wieder in Berlin, und im Kreise unserer Bekannten zu erscheinen! Obgleich ich Louisen wiederholt anbot, nach der Stadt zu fahren und ein Theater zu besuchen, widerstand sie beharrlich meinen Zumuthungen. Sie behauptete, sich glücklich zu fühlen, obwohl ihr ganzes Aussehen dem widersprach.

Einige Krähen abgerechnet, die sich einige hundert

Schritte von unseren Fenstern auf dem kahlen Acker zu schaffen machten, war weithin kein lebendes Wesen zu erblicken. Die Staubwolken auf der Chaussee gewährten wirklich eine reizende Abwechselung. Louise saß am Fenster und beobachtete die erste Fliege des Lenzes. Aus ihrem Winterschlafe erwacht, war sie die Fensterscheibe einige Zoll hoch hinaufgekrochen, dann aber zurückgetaumelt und in einer sphinxähnlichen Erstarrung hangen geblieben. Die liebenswürdige Tochter seines leichtbeflügelten Geschlechtes saß da, als belasteten Bleiplatten ihre zarten Schwingen. Die künstliche Erwärmung der Sommerwohnung erwies sich nicht als ausreichend für einen höheren Zustand der Freiheit und Selbstbestimmung. Den hingestreuten Zucker ließ sie unbeachtet; sichtlich beschäftigten sie die letzten Fragen des Daseins. In den Morgenstunden des Dienstags nach dem Feste fanden wir sie todt. Sie war das erste Opfer der Sommerwohnung. Mit grausamer Klappe habe ich in den Hundstagen schon Tausende von Fliegen ohne die geringsten Gewissensbisse getödtet; die Leiche d i e s e r Fliege machte mir schmerzliche Vorwürfe. Das einzige Wesen, das unserer Gastfreundschaft vertrauend, seinen stillen Aufenthalt verlassend, sich uns genähert, mit uns gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, war den Folgen unserer ungeregelten Häuslichkeit erlegen. Fort mit dem traurigen Bilde! Ich eilte in die Stadt, brauchte aber fast den ganzen Vormittag dazu, den unumgänglich nöthigen Vorrath von Brennholz anzuschaffen, da kein Fuhrmann und kein Holzhauer sich so weit von der Stadt entfernen wollte. Nur zu einem ungewöhnlich hohen Preise fand ich einen Wagen und zwei Leute, die eben eine mehrjährige Gefängnißstrafe erlitten hatten und ins gesellige Leben zurückzukehren suchten. Als ich wieder zu Hause anlangte, saß Louise mit der Muffe am Ofen, und las

in den Stunden der Andacht. Die lebenslustige Frau hatte geweint. Draußen flog ein Schneegestöber über das Feld.

Ich will Sie nicht durch unser Tagebuch ermüden, denn noch am letzten Tage des Vierteljahres entschloß sich Louise, aus Verzweiflung ein solches anzulegen. Gestatten Sie mir lediglich einige Details aus unserem Stilleben. Die Morgenzeitung erhalte ich erst Mittags; später gedenke ich ein besonderes Uebereinkommen mit den Omnibus-Conducteuren zu treffen. Meine Correspondenz ist von geringem Umfange, aber man sagt mir, daß ein Landbriefträger unsere Verbindung mit der Civilisation unterhält. Um den nächsten Schlächter zu erreichen, bedarf es einer längeren Fußwanderung, sonst verproviantiren uns die Gemüsefrauen, wenn sie von Wochenmärkten durch unseren kleinen Ort fahren, und müssen wir mit dürftigen, von den Berliner Hausfrauen und Einkäufern verschmähten und vielfach befingerten Ueberresten fürlieb nehmen. Landbrod bäckt unser Nachbar; des Weißbrodes haben wir uns entwöhnt. Man spricht jedoch von der Einführung von Schrippen, sobald sich alle Sommereinwohner zu ihrer Abnahme entschlossen haben. Louise meint, bei den jetzigen Schwierigkeiten der Verpflegung sei es rathsam, eine Versammlung aller Sommergäste auszuschreiben und den Antrag zu stellen, förmliche Lieferungsverträge mit irgend einem soliden Berliner Hause abzuschließen. Können Sie uns einen Geschäftsmann empfehlen?

Sollten Sie mir die Ehre Ihres Besuchs zugedacht haben, so benachrichtigen Sie mich einen Tag vorher gefälligst von Ihrer Ankunft. Von der Omnibusstation an gehen Sie ruhig auf der Chaussee weiter bis zu der Baustelle rechts am Sandwege. Der Vorsicht wegen bitte ich, den Sandweg zu überschreiten und auf dem

Fußpfade zur Linken zu bleiben. Bei dem gegenwärtigen Schneefall könnten sie rechts in eine heimtückische Kalkgrube gleiten, die mich jungen Mann schon zweimal Abends zu Fall gebracht hat. Das Haus mit dem grauen Staketenzaun und der, wie ein Fisch geformten Wetterfahne auf dem Dache ist unser Sommerquartier. Mit dem kleinen Hunde des Gartenpächters machen Sie sich nicht zu schaffen, so freundlich er auch wedelt. Er leidet an der Mauke — klimatische Einflüsse! — und schnappt gern nach den Fingern.

Nun noch eine Bitte! Den einliegenden frankirten Brief an den Kammerjäger S. werfen Sie wohl in den Briefkasten neben Ihrer Wohnung. Gestern haben sich im Hausflur einige Ratten gezeigt, die statt nach Art ihrer Stammverwandten vor dem Stocke zu fliehen, Neigung zu offener Widersetzlichkeit verriethen. In diesem Punkte muß man sich gleich an die rechte Schmiede wenden, besorgen Sie also gütigst den Brief an den Apotheker von Mantua.

VII.

Ein Nachtstück.

Endlich waren die Geschäfte der beiden Herren geordnet; die Uhr unter der Glasglocke auf dem Kamingesims schlug halb eins. Das Wagengerassel in der Spandauerstraße wär längst verstummt; der letzte Nachzügler der Arriere-Garde von Borchardt, Dedel oder Blumenthal hatte bereits die Decke über die Ohren gezogen; die Herren erhoben sich von den Lehnstühlen und drückten einander noch einmal die Hände. Da während der mehrstündigen Unterhandlungen die Thüren der Gemächer zur Rechten und Linken fest verschlossen geblieben waren, vermochte Niemand über die Beschaffenheit des Abschlusses der beiden Geldaristokraten Auskunft zu ertheilen, doch mußte derselbe, wenigstens für eine Partei, unbedingt zufriedenstellend ausgefallen sein.

Herr Banquier Brennicke zog eine dicke, durch jahrelangen Gebrauch unscheinbar gewordene Brieftasche aus dem Rocke, las ein länglich geformtes Papier noch einmal langsam durch, lächelte schwach, legte es in den verborgensten Winkel der Tasche, und flüsterte dann tonlos, aber doch mit jener Innigkeit, die ihm nur der gute besitzende Mensch nachempfinden kann: „fünf und sechszig Tausend Thaler, neunzehn Sielbergroschen, elf Pfennige!"

Da auch der alte Herr, aus dessen Händen Herr Brennicke die Obligation empfangen hatte, kein Zeichen des Mißvergnügens, welches die Trennung von einer bedeutenden Summe jeder unverdorbenen Natur zu verursachen pflegt, von sich gab, vielmehr die beiden Wachskerzen des Armleuchters anzündete, und freundlich Herrn Brennicke in das Seitenzimmer geleitete, wo Letzterer sich in seinen Nerzpelz hüllte, den Hut tief in die Stirn drückte und den Kragen in die Höhe schlug, ist nicht der geringste Zweifel zulässig, daß die Herren sich auch als Freunde trennten.

Der Hausherr, der wie sein scheidender Gast noch ganz in Gedanken über den großartigen Geschäftsabschluß vertieft sein mochte, schloß die Thüren auf, begleitete, ohne die Bedienung herauszuschellen, Herrn Brennicke die Treppe hinab, sagte ihm zärtlich Lebewohl und drückte eigenhändig die Hausthür hinter ihm zu. Nicht einmal die Dienste des bei seiner Lampe eingenickten Portiers wurden in Anspruch genommen.

Herr Brennicke stand vor der Thür, er legte noch einmal mit der Geberde eines Zeugen, der vor Gericht einen über Leben und Tod des Angeklagten entscheidenden Eid leisten soll, die Hand auf das Herz, welches ganz und gar von der Tasche mit der bewußten Obligation bedeckt war, fuhr vom Halse bis auf den Magen über den festzugeknöpften Rock, schlug die Flügel des Pelzes übereinander und setzte sich mit raschem Schritte in Bewegung.

Der Banquier hatte einen langen Weg vor sich, denn er wohnte in der Hohenzollernstraße, aber er war weit davon entfernt gewesen, seine Equipage nach der Spandauerstraße zu bestellen, und die beiden Braunen, so wie ihren Herrn Kutscher zu incommodiren. Obgleich Herr Brennicke die Equipage bis auf das letzte Haferkörnchen

bezahlte, disponirte doch seine Gemahlin ausschließlich über das Gespann, und dem Besitzer war nicht einmal die Theilnahme an dem Frühlingscorso gestattet. Unter dem Vorwande, durch körperliche Bewegung seiner Gesundheit zu nützen, verfügte sich der Banquier täglich zu Fuß nach der Stadt und in seine Wohnung zurück. Er war seit Jahren daran gewöhnt und fand nichts Außerordentliches darin, sich auch nach Mitternacht auf den Weg zu machen.

Die Straßen waren mit Schnee bedeckt und der Mond stand hoch am unbewölkten Himmel, mit wunderbarer Schärfe die Umrisse der schwarzen Schatten aller Gebäude auf den blendend weißen Teppich zeichnend. Die Januarnacht war überaus kalt, und Niemand unterweges, als eine aus süßer Ruhe aufgestöberte Hebeamme, der ein mit Regenschirm und Laterne, den Attributen der Wehemütter, bewaffnetes Mädchen voranschritt, oder die Schildwache im Schloß, deren Schritte auf den Quadern der Durchfahrt im Schweigen der Nacht weithin erschallten; die Nachtwächter zeigten sich diese Stunde nicht öffentlich. Sie wußten aus langer Erfahrung, daß strenge Kälte und heller Mondschein ein besserer Schutz der bürgerlichen Sicherheit sind als ihre Anwesenheit. Herr Brennicke schritt rüstig vorwärts.

In einem langen und soliden Geschäftsleben hatte seine Einbildungskraft weder Zeit noch Spielraum zu ihrer Entwicklung gehabt. Er las keine Dichter, sein Sinn für malerische Situationen war, obgleich er eine stattliche Bildergallerie besaß, ganz unausgebildet; der würdige Mann beachtete also nicht weiter die prächtigen Lichteffekte, den phosphorischen Glanz des Himmels und die scharfen Schlagschatten, er eilte spornstreichs weiter und trat nur absichtlich fest auf das Trottoir, wo es zwischen dem Schneeüberzuge zu Tage kam. Nicht die Besorgniß auszugleiten, bewegte ihn dazu, er wünschte

nur, sich selbst hörbar zu werden und die unheimliche Stille der Nacht zu unterbrechen.

Fünf und sechszig Tausend Thaler, neunzehn Silbergroschen, elf Pfennige!

Wenn die Sonne hinter den Horizont hinabgesunken ist, verliert jeder Mensch einen Theil der natürlichen Festigkeit seines Wesens. „Es war die Stunde, wo mit stillem Weinen der Schiffer an die ferne Heimath denkt,“ sagte Dante in seinem unsterblichem Gedichte beim Einbruch der Dämmerung. Nichts begreiflicher also, wenn der abgehärtete Mann, der Schiffer auf hoher See, schon um diese frühe Abendstunde die schwachen Stellen des Gemüthes hervorkehrt, daß ein solcher Vertreter der modernen Kultur, wie ein Berliner Banquier, der mit der genannten Summe in der Tasche nach Mitternacht die Linden entlang allein nach Hause wandert, sich gewisser unheimlicher Anwandlungen nicht zu erwehren vermag.

Herr Brennicke blieb indessen vollkommen frei von sentimentalen Schwächen, nicht die Ahnen seines Geschlechtes tauchten im Dunkel der Schattenseite unter den Linden vor seiner Imagination auf, nicht der Geist eines Commis, den er im vorigen Jahre eines Diebstals wegen hatte verhaften lassen und der im Gefängniß an seinem allzu enge um den Hals geschlungenen schwarzseidenen Tuche gestorben war; als Kind des modernen Zeitalters war er nur mit sich selber beschäftigt.

Wiederholt prüfte er mit unsicherer Hand, ob der Oberrock fest zugeknöpft sei, er verließ sogar die Schattenseite der Linken und begab sich in den Vollmondschein. Wäre ihm nicht die Scheu vor einem unbekannten Etwas in den Arm gefallen, er hätte die Brieftasche hervorgezogen und sich überzeugt, daß die Obligation noch vorhanden sei. War es ein Rest von Scham, war es die Besorgniß, irgend eine dämonische Faust könne sich aus

der Mauer des nächsten Hauses hervorstrecken und mit dem ihm entrissenen Schriftstück wieder verschwinden; der ehrwürdige Geldmann enthielt sich dieser Vorsichtsmaaßregel und setzte seinen Weg fort.

Jetzt befand er sich an der Ecke der großen Friedrichsstraße und blickte einigermaßen sehnsüchtig nach Kranzlers Ecke hinüber. Die Nachtdroschken hatten ausnahmsweise frühe ihre gewohnte Station verlassen; es mochte in dieser Nacht nirgends getanzt oder mit Damen soupirt worden sein. Nicht Roß, nicht Mann war zu erblicken.

Herr Brennicke eilte rascheren und leichteren Schrittes weiter.

Die breite Straße in ihrer Verlassenheit versetzte ihn in eine peinliche Stimmung. Obgleich ihm Niemand begegnete, fürchtete er doch, aus der nächsten Hausthür könne einer jener Unbekannten hervorspringen, die in der venetianischen Romanliteratur ein so große Rolle spielen, und ihm ein Leids anthun.

Als er am Pariser Platz angelangt war, schritt er quer über denselben und näherte sich im Drange einer unaussprechlichen Sehnsucht der Thorwache. Mitglied der patriotischen Vereinigung hatte Herr Brennicke stets ein außerordentliches Wohlgefallen an dem herrlichen Kriegsheere gehabt, aber nie war ihm der langsam hinter dem Gitter auf- und abgehende Soldat theurer gewesen als in dieser Nacht. Der fromme Pilger verweilt einige Augenblicke vor dem Heiligenbilde am Wege und verrichtet sein Gebet, oder beugt das Knie vor dem vorübergehenden Priester und empfängt seinen Segen, so zögerte der Banquier in der Nähe der Wache. Ihre militärischen Ausstrahlungen belebten seinen Muth von Neuem. Es mußte geschieden sein, Herr Brennicke kehrte ihr leise seufzend den Rücken, ging durch die an der Accise offenen Thorflügel und näherte sich langsam dem Thiergarten.

Der Vollmondschein verbreitete zwar ein angenehmes Licht in seinen Gängen, allein der Wanderer wagte nicht, den Weg abzukürzen und den Park quer zu durchschneiden. Auf den benachbarten Kirchthürmen schlug es ein Uhr, selbst das Werk der Matthäikirche ging in dieser Nacht ziemlich richtig, und schlug nur eine Minute später die Stunde an, Herr Brennicke erschrack über den Ton. Er drang wie ein eiskalter Luftstrom in sein Ohr; der Herausruf der Wache zur Ablösung beruhigte ihn wieder. Sogar die Kommandoworte des Officiers waren vor dem Thore hörbar. Er schritt weiter.

„Fatale Geschichte, so weit vor dem Thor zu wohnen! eigensinnige Weiber!“ flüsterte er vor sich hin, und griff nach der Brieftasche.

Was war das? — Nein! es war nichts!

Dreißig oder vierzig Schritte weiter, in der Mitte zwischen dem Brandenburger Thor und der Ecke der Schulgartenstraße glaubte Herr Brennicke Fußtritte hinter sich zu hören!

Pah! was konnte es sein? — das Echo seiner eigenen Schritte — er hatte ja in dieser Nacht schon besondere Erfahrungen im Gebiete der Akustik gemacht. Der Sicherheit wegen ist es besser, sich umzusehen. Ein entschlossener Mann schaut der Gefahr dreist ins Auge; Herr Brennicke blieb nicht stehen, aber er sah sich um.

Aus einem Seitenweg zur Rechten trat eine dunkle Gestalt, blickte, das Auge mit der Hand gegen das blendende Mondlicht schützend, nach dem Banquier und folgte festen Fußes seinen Schritten.

So viel hatte Herr Brennicke unterschieden, die Gestalt ragte über die gewöhnliche Männergröße hinaus, war in einen langen Ueberrock gehüllt, und hatte die Rechte in den Busen gesteckt, als halte sie dort eine Mordwaffe, einen Dolch zum sofortigen Gebrauch bereit.

Vielleicht hätte auch ein muthigerer Mann den Kopf verloren, desto bewundernswürdiger ist, daß Herr Brennicke seine bisherige Fassung nicht ganz verlor, sondern die Wanderschaft, wenn schon mit kürzeren, beschleunigteren Schritten fortsetzte.

Wer war dieser Unbekannte, der nur auf ihn gewartet, es nur auf ihn gemünzt haben konnte, da er statt nach seiner anfänglichen Absicht in die Stadt zu gehen, sobald er sich der Identität Brennickes vergewissert, sich ihm schnurstracks angeschlossen hatte?

Hier konnte nur ein Raub- oder Mordplan vorliegen.

Eine Obligation über fünf und sechszig Tausend Thaler neunzehn Sgr. elf Pfennigen in der Tasche, dort das schweigende Dunkel der Lennéstraße, die gänzliche Einsamkeit; wer kann das Geheimniß diesem Bösewicht verrathen haben? Das etwa waren, lakonisch ausgedrückt, die Gedanken des unglücklichen Banquiers. Nur die gnädige Frau, Madame Brennicke, wußte um die lange Unterredung, die ihr Gemahl mit seinem ehemaligen Compagnon in der Spandauer Straße beabsichtigt hatte; aber die treffliche Gattin war in Geldsachen und Wechselgeschäften ein Muster der Verschwiegenheit. Waren die Freunde in der Stadt belauscht, Meuchler vorausgesandt worden, Herrn Brennicke niederzustoßen und sich der Summe zu bemächtigen?

Der Banquier machte an einer lichten Stelle des Baumganges einen letzten Versuch und blieb stehen; auch die dunkle Gestalt hemmte ihre Schritte. Die Gelegenheit zur That schien ihr mithin noch nicht günstig. Wahrscheinlich war das Grab zur Aufnahme der geplünderten Ueberreste Brennickes weiterhin im Thiergarten gegraben und die Gefährten des Unbekannten lauerten dort auf das Opfer und den Anführer.

Herr Brennicke hielt es nicht unter seiner Würde, sich

in Trab zu setzen. Was konnte das helfen? Die Gestalt folgte ihm mit eiligen Schritten und ahmte endlich sogar die hastige Gangart des Banquiers nach. Der Verfolgte rannte wie ein gehetztes Wild; in einer bestimmten Entfernung jagte der Raubmörder hinterdrein. Er lief über die Chaussee; der blutgierige Schatten blieb an seine Fersen geheftet.

Sollte er um Hülfe schreien? Niemand war zu sehen, der Banquier hielt für rathsam, dieses letzte Rettungsmittel für den Alles entscheidenden Moment des Angriffs der Gestalt und ihrer Complicen aufzusparen. Nichtsdestoweniger griff er wieder nach der Brusttasche; das kostbare Document durfte nicht verloren gehen. Erst seinen erlahmenden Armen sollte es entrissen werden. Der Soldat stirbt für die Fahne des Regiments, der Geldmann für seine Obligation.

Vielleicht zeigte sich in dem oberen Geschoß einer Thiergarten-Villa ein Lichtschimmer, dann wollte er die ganze Kraft seiner Lunge daran setzen; er blickte während seines fortgesetzten Laufes vergeblich an den Gebäuden empor. Alle Fenster waren dunkel; die reichen Grundbesitzer, die Diplomaten und ihre Sekretaire lagen längst in tiefem Schlaf. Herrn Brennicke verließen endlich die Kräfte, sein verzweifelter Trab wurde wieder Schritt, er stand still und hielt sich an einem Gitter.

Wunderlicher Weise zögerte der Unbekannte zum Werk zu schreiten, so günstig der Ort war. Der Banquier, dem alle Gegenstände vor den Augen umhertanzten, hatte unbedachtsam das Gitter einer Baustelle gefaßt. Erfolgte jetzt der Angriff, so konnte ihm Niemand zu Hülfe kommen, aber die dunkle Gestalt verhielt sich durchaus friedlich, ja sie näherte sich dem Opfer nicht einmal. Beabsichtigte sie den Banquier nur zu Tode zu jagen, und den, wie ein gestürztes Pferd, am Boden Liegenden gefahrlos zu

berauben? Das wäre eine neue Gattung des Verbrechens gewesen. Herr Brennicke erinnerte sich, daß in der Parterrewohnung eines der nächsten Häuser das Domicil des Revier-Commissarius sei und der Verfolger sich hüten werde, seine Unthat unter den Augen des Rächers zu begehen. Darauf bauend setzte er sich wieder langsam in Bewegung.

Eine gewisse Ruhe war über ihn gekommen, nach der fürchterlichen Aufregung stellte sich die Reaktion wieder ein; er dachte an die Möglichkeit eines energischen Widerstandes von seiner Seite.

Wahrscheinlich hätte er sich gleich zur Wehr gesetzt, aber ein leichtes Gewölk überzog den Mond, der Muth erhöhte nicht länger die Spannkraft seiner Brust, flüchtig sah er sich um, die Gestalt schien in dem grauen Zwielicht um die Hälfte größer geworden zu sein, mit verdoppelten Schritten ihm nachzusetzen, der Verlorne raffte den Rest seiner Kräfte zusammen, und jagte von Neuem davon.

Der Unbekannte mochte sein Spiel verloren geben, er folgte zwar dem Banquier, aber mit jeder Sekunde wurde die Entfernung zwischen dem Wilde und dem Jäger größer.

Herr Brennicke hatte das Gitter vor seiner Wohnung in der Hohenzollernstraße erreicht. Im Zimmer seiner Gemahlin brannte Licht; man wartete auf ihn.

Mit fieberhafter Eile schlug er, trotzdem der Schweiß in Bächen an ihm hinablief, den Pelz zurück und fuhr mit der Rechten in die Rocktasche nach dem Hausschlüssel. Er fand nichts, als mürbe geriebenes Zeitungspapier, wie es jeder publicistisch geschulte Zeitgenosse bei sich trägt; Herr Brennicke war ja, als wohlrangirter Mann, niemals mit einem Hausschlüssel versehen.

Er stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus.

Oben vor dem Fenster erschienen Gestalten, doch ach! vor seiner eigenen Wohnung sollte der Unglückliche unter den mörderischen Händen des Bösewichts fallen. Als die Gestalt in dem langen Oberrock den Schrei vernahm, stürzte sie athemlos herbei, riß die bis dahin in der rechten Busentasche verborgene Hand heraus und eilte, die Waffe auf Herrn Brennicke richtend, unaufhaltsam über den Weg.

Der Banquier glaubte den glänzenden Lauf eines Revolvers zu erkennen, er schrie nicht zum zweiten Male, er drückte nur die Hand auf die Brust und die Brieftasche, taumelte und sank in den großen Schneehaufen neben dem Gitter. Das Fenster wurde geöffnet, mehrere Damen zeigten sich und bange Klagerufe erschallten.

„Gerechter Gott," rief die lange Gestalt, „ich begreife nicht, was unserem Herrn fehlt." Sie hatte mit dem Revolver, der in Wirklichkeit nur der Haus- und Gitterschlüssel war, die Thür geöffnet und schleppte den halbohnmächtigen Banquier den Vorgarten entlang.

„Johann! Johann! bist Du es?" lallte Brennicke.

„Ja wohl," brummte der treue Diener mit wehmüthigem Baß, „Herr Brennicke blieben so lange aus und da hatten mich Madame vor einer halben Stunde auf dem gewöhnlichen Weg Ihnen entgegengeschickt."

„Ah ha!" sagte der Banquier tief aufathmend, und griff in die Tasche, „da hast Du einen Thaler, aber Du verstehst — es ist nichts vorgefallen." Die Obligation war gerettet und Johann hat pflichtgemäß Schweigen beobachtet. Die Schrecken der Januarnacht sind dem Publikum unbekannt geblieben.

VIII.

Moderne Bediente.

1. Ein Silberdiener.

Am Morgen des 17. Februar fand ich auf meinem Schreibtische ein Billet des Commissionsrathes B., verehrten Gönners der Wissenschaften, Künste und Literatur. Noch spät Abends am 16ten war es von einem Dienstmann überbracht worden, der sich in der Ueberzeugung, meinem Hause durch Ablieferung desselben einen wichtigen Dienst erwiesen zu haben, nicht allein den an den Nachtwächter für das Oeffnen der Hausthür gezahlten Silbergroschen, sondern auch eine Entschädigung für die Verkürzung seiner Nachtruhe ausgebeten hatte.

Die Person des Ueberbringers, die späte Stunde und die Form des Billets waren gleich abweichend von der Sitte des Absenders. Commissionsrath B. hielt, wie so viele büreaukratische Größen dieses Ranges der Räthe, auf höfischen Anstand; er bediente sich sogar mit einigem Widerstreben der Stadtpost. Seine schriftlichen Meinungsäußerungen und Einladungen wurden für gewöhnlich von einem Bedienten in geschmackvoller Livree, oder von einem älteren Manne in feiner bürgerlicher Tracht übergeben, den man bei geringer Menschenkenntniß leicht für den Vertrauten seines Gebieters im Sinne der Tra-

gödie Corneille's und Racine's halten konnte. Auch bestanden die Einladungen stets in gedruckten Blanketts, in denen nur der Name des Gastes, der Tag und die Stunde des Diners oder Soupers ausgefüllt zu werden brauchte. Das englische Papier war bläulich satinirt, Octavformat gestattete die Anlegung der schwarzen Cravatte, Quartformat verpflichtete den Eingeladenen zur weißen Halsbinde; der Commissionsrath, als ein Mann von erheblichen Mitteln, schätzte die Etikette, und lud je nach den Umständen seine Gäste vier oder fünf Tage vorher ein. Das Billet des 17. Februar bestand in einem halben Bogen Postpapier, der von der andern Hälfte nur mit dem Briefstreicher getrennt und in der Hast nicht einmal beschnitten worden war. Die Handschrift wich durch auffallende Flüchtigkeit von der sonstigen Sorgfalt des Commissionsrathes ab, der Inhalt war höchst fragmentarisch; der Gönner forderte schon am Tage des Empfanges, also am 17. Februar Abends 8 Uhr, meine Anwesenheit in seiner Behausung. Ausdrücklich war bemerkt, daß außer Dr. Optativus, in dessen Hause Richard, der einzige Sohn des Commissionsrathes, sich in Pension befand, keine weiteren Gäste zugegen sein würden.

Ein ähnlicher Fall war noch nicht vorgekommen; ich las das Billet einmal, zweimal, und vernachlässigte darüber beinahe die Lectüre der Zeitungen; die Einladung glich der Berufung zu einer wichtigen Conferenz. So mag ein Premier seine Collegen versammeln, wenn Drohnoten von Westmächten oder Würzburgern angelangt sind. Es konnte sich, da Professor Dr. Optativus zugegen war und Ostern heranrückte, nur um ein wichtiges pädagogisches Ereigniß, vielleicht gar um die Versetzung des kleinen Richard nach Untertertia handeln, oder sollten Vater und Erzieher das Engagement eines Clavierlehrers beabsichti-

gen und meine Rathschläge hören wollen? Ich vermochte meine Spannung nur mit Mühe zu bemeistern, und fand mich mit dem Glockenschlage acht Uhr in der Wohnung des Commissionsrathes ein. Schon daß das Hausmädchen und nicht ein Diener die Thür öffnete, war auffallend, noch mehr, daß im Vorzimmer kein Licht brannte. Die Zofe führte mich in das Arbeitszimmer ihres Gebieters, das Allerheiligste, in dessen traulich düstrem Raum der große Mann sich einst zu jenen Großthaten begeistert, die der Staat mit dem Titel „Commissionsrath" belohnt hatte. Am Marmorkamin, auf dessen Herd ein lustiges Kohlenfeuer flammte, saß Professor Dr. Optativus, tief versunken in den Weihrauch einer Cigarre, deren Sorte für den Geldbeutel eines Gymnasiallehrer-Standes durchaus unerschwinglich duftete. Der Commissionsrath hatte sich in die Sophaecke gedrückt. Kein freundliches Wort des Empfanges, nur stumme Händedrücke und fieberhaftes Schütteln derselben; in den Mienen des Wirthes ein Gemisch von Schmerz und Entrüstung! Niedergedrückt nahm ich zur Rechten des Wirthes Platz. Ich fürchtete, durch ein unbesonnenes Wort die ernste Gedankenentwickelung der beiden Männer zu stören; ich schwieg und betrachtete Dr. Optativus, den ich seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Der Fortschritt der Jahre hatte ihm nicht viel angehabt und keinen Schnee auf sein Haupt gestreut, aber er war abgenutzt, fast hätte ich gesagt: abgetragen. Die Aehnlichkeit seines Schädels mit einem alten Hute war immer unverkennbar gewesen; jetzt konnte man beide verwechseln. Dr. Optativus' Haar schillerte zart in allen Farben, nicht des himmlischen Regenbogens, sondern eines Tuchkastens zu zwei Silbergroschen sechs Pfennige; die Nase hing lebenssatt, wie eine gebrochene Krämpe herab; halb rauchte, halb kaute der seltene Mann an der Havannah. Der ganze Jammer deutscher Schul-

jahre stieg, wie eine zu schwere Mahlzeit, beim Anblick des für den Trödelmarkt der Menschheit reifen Mannes in mir empor; ich pries mein Schicksal, nicht „Richard" zu sein!

So verging eine Minute, dann sagte der Commissionsrath: „Meine Herren, Sie verzeihen mir hoffentlich, wenn ich Sie unvorbereitet in Ihren Berufsgeschäften gestört habe, allein ein Gegenstand, ich darf sogar sagen ein Mensch, mit gewissen Einschränkungen gewissermaßen der Vertreter einer ganzen Klasse, durch dessen Betragen und Denkungsart mir und meinem Hauswesen die größten Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, hat mich dazu gezwungen. Es lag mir daran, mit zwei Männern Rücksprache zu nehmen, die ich hochschätze, mit Männern, die gleich mir das Volk lieben, es gleich mir zum Studienobject gemacht haben. Professor, Sie sind Erzieher der Jugend! Sie, mein Freund, beschäftigen sich mit den Besonderheiten der Gesellschaft! ich habe mir erlaubt, Sie Beide zu berufen; Sie sollen von mir einen schätzenswerthen Beitrag erhalten, Sie Professor Optativus für das große wissenschaftliche Werk, von dessen öffentlichem Erscheinen ich die Regeneration unseres verkommenden Geschlechtes zu datiren hoffe, Sie, als Schriftsteller, für Ihre Mappe, Ihre Sammlungen. Die Benutzung des Stoffes sei Ihnen ganz anheimgestellt." Der Pädagoge warf den Cigarrenstumpf in das Feuer und bemächtigte sich eines frischen Tabacksröhrchens; der Commissionsrath und meine Person folgten dem löblichen Beispiele.

„Sie wissen, meine Herren!" hub der Wirth an, „welche Veränderungen die kriegerischen Ereignisse in den Herzogthümern auch in unserer Mitte hervorgebracht haben. Von den neuen staatsbürgerlichen Verpflichtungen, die allen wahrhaft loyalen Männern dadurch auferlegt wor-

den, von den humanen Leistungen, den gebotenen Honneurs gegen militärische Gäste, lassen Sie mich schweigen; ich beschränke mich auf die Veränderungen im Schooße der Häuslichkeit. Viele von uns — ich spreche von der besitzenden Klasse — sind durch die Einziehung der Dienstpflichtigen um ihre Bedienten gekommen; dies ist mein Fall! Sie wissen, oder Sie wissen vielleicht auch nicht, daß Friedrich, der Vorige, uns Alles geworden war, daß er nicht einmal mit uns, seiner Herrschaft, sondern auch mit dem Kutscher und dem Hausmädchen, ja mit der Köchin (!) im besten Einvernehmen stand, und unsere Köchin — ich darf es zum doppelten Ruhme Friedrichs nicht verschweigen — ist eine alte und perfecte, ja eine ungewöhnlich alte und perfecte Köchin! Friedrich wurde uns plötzlich entfremdet — ich ersehe aus den Verlustlisten, daß ihn das Geschick für eine schönere friedliche Zukunft aufgespart hat, — allein unser Haus stand durch seinen Abmarsch verwaist. Die dänischen Generale konnten sich nicht schwerer von Schleswig trennen, wie wir von unserem treuen gehorsamen Bedienten. Was sollten wir thun? ohne männliche Hilfe zu existiren, war unmöglich — wir mußten uns nach einem Ersatzmann umsehen!“

Das kann für einen so ansehnlichen Haushalt doch nicht schwer gewesen sein. Als unser Calefactor am delirium tremens gestorben war, meldeten sich am nächsten Morgen mehr als zwanzig Stellvertreter!“ bemerkte der Professor mit etwas wegwerfendem Tone.

„Wir suchten ja nicht einen Calefactor; wir suchten einen Bedienten, Herr Professor!“ antwortete belehrend der Commissionsrath, „er war schwerer zu finden, als Sie glauben mögen. Ich mußte seinethalben mehrere Tage lang die Stadt durchfahren.“

„Sie? fahren? nach einem Bedienten?“ rief Opta-

tivus und machte mit der Hand instinctiv eine schwenkende Bewegung, als verabreiche er einem, nur ihm sichtbaren Lakaien-Phantom einen Backenstreich.

„Ein distinguirter Dienstbote macht keine Besuche, er empfängt nur künftige Principale!“ sagte seufzend der Commissionsrath, „meine Frau wünscht zudem einen älteren, nicht mehr von der Einziehung bedrohten Bedienten. Weihnachten war vorüber, und die disponible Mannschaft erträchtlich zusammengeschmolzen; es blieb nach vielen vergeblichen Mühen nichts übrig, als sich an einen Unterhändler zu wenden. Er versprach, mich Nachmittags zu einem, für unsere häuslichen Zwecke ganz geeigneten Mann zu führen, und ich holte ihn in meiner Equipage ab. Wir fuhren in die Königstadt und hielten vor einem dortigen viel besuchten Hotel. Hier dient er also? fragte ich meinen Führer. Er befindet sich außer Diensten und wohnt hier nur so lange, bis sich eine neue Stelle für ihn gefunden hat, antwortete der Unterhändler. Dann erkundigte er sich bei dem Portier, ob Herr Klemmke zu Hause sei. Dieser bejahte die Frage, rieth uns aber ab, Herrn Klemmke aus dem Nachmittagsschlaf aufzuschrecken; er sei reizbarer Natur und liebe nach der Table d'hôte die Stille, weshalb er auch gewohnt sei, den Kaffee auf seinem Zimmer einzunehmen.“ —

Hier hielt der Commissionsrath ein wenig inne, der Professor saß mit weit aufgesperrtem Munde da; die Geschichte fing an, mir interessant zu werden.

„Lassen Sie mich die Sache kurz machen,“ fuhr der Wirth fort, „wir fanden Herrn Klemmke in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes, aber glücklicher Weise schon ermuntert und zu geschäftlichen Unterhandlungen leidlich aufgelegt. Das Wohlgefallen war gegenseitig, nur erregten die auffallend krummen Beine Klemmke's gerechte Bedenken über seine plastischen Erfolge in der Gesell-

schaft, doch beruhigte mich der Gedanke seiner Sicherheit vor militärischen Nachfragen über diese bemerkenswerthen Curven. Er erhielt das Handgeld, und erwiederte auf meine Frage nach seinem Vornamen: er sei daran gewöhnt, nur nach dem Familiennamen genannt und gerufen zu werden. Er halte es für einen überwundenen Standpunkt patriarchalischer Abhängigkeit, wie ein Minorenner behandelt zu werden. Am nächsten Tage langte Herr Klemmke an, und bezog das Bedientenzimmer: ein Möbelwagen brachte seine Effekten."

„Wollen Sie nicht," unterbrach ich den Erzähler, „der Kürze wegen die Bezeichnung „Herr" fortan weglassen? unsere Hochachtung vor Ihrem neuen Hausgenossen wird dadurch nicht vermindert!"

Der Commissionsrath warf mir einen billigenden Blick zu und sagte: „Es wird Ihrem Scharfblick nicht entgangen sein, daß ich in Klemmke mit einem socialen Phänomen zu thun hatte, aber er imponirte mir! Sie kennen mich und wissen, daß ich stets auf Würde und Gemessenheit des äußeren Daseins halte. Ein heidnisch einfacheres Zeitalter legte ein ungebührliches Gewicht auf die innere Harmonie des Individuums; in unserem Jahrhundert kommt es nicht darauf an, wie es im Menschen aussieht, wenn er nach Außen hin repräsentirt. Immerhin Kraut und Rüben in der Seele, nur Politur, Firniß vor der Welt!"

Zu Ehren des Dr. Optativus muß ich bemerken, daß er bei der letzten Aeußerung einen unwillig grunzenden Ton ausstieß, aber in Erwägung des gut honorirten Futterkindes Richard seine philosophische Opposition nicht in Worte zu kleiden wagte. Ich für mein Theil war entartet genug, den frivolen Philosophen durch freundlich zustimmende Blicke und Kopfnicken zu ermuntern.

„Klemmke imponirte mir, habe ich gesagt," sprach unser Wirth, „aber er setzte mich zugleich als Hausherr

in Verlegenheit, da ich selber — nur ausnahmsweise — ihn empfangen hatte. Seine Effecten waren so zahlreich, daß sie in dem Bedientenzimmer nicht untergebracht werden konnten, und theilweise, z. B. das Cylinderbüreau — ja, Klemmke besaß ein solches Möbel — auf den Boden getragen werden mußten. Er schien unzufrieden, enthielt sich aber aller ferneren Bemerkungen und trennte sich von mir mit der Frage: ob „Meininger" an der heutigen Börse nicht um ein Procent gefallen seien?"

„Reichte er Ihnen nicht auch seine Stiefeln und schickte Sie nach einer Flasche frischen Wassers in den Hof?" fragte Dr. Optativus.

„So viel nahm er sich nun wohl nicht heraus," sagte schwermüthig unser Wirth, „allein eben weil ich auf Würde und Gemessenheit des äußeren Daseins halte, fühlte ich mich am nächsten Morgen durch den vertraulichen Ton verletzt, den Klemmke anzuschlagen wagte. Die Rechte der Menschheit ehre ich selbst in meinem Markthelfer — Bedienten, wollte ich sagen, dafür soll mein Bedienter die Rechte der Herrschaft ehren! Klemmke traf leider nicht den richtigen Ton der Hochachtung; er detonirte, wenn ich so sagen darf, und sprach mit mir, wie mit einem Manne, dessen Schwächen er seit einem Jahrzehnt nicht allein kennen gelernt, sondern auch genau studirt hatte. Ich begreife schlechterdings nicht, was diesen Menschen zu einer solchen Frechheit veranlassen konnte." —

Unser Wirth hielt ein wenig inne, als beabsichtige er, das schwierige Problem noch einmal zu durchdenken. Mir gelang die Lösung; ich las in Klemmke's Seele. Der große Bediente hatte sein Zeitalter begriffen, er war Menschenkenner, fühlte sich dem Commissionsrath ebenbürtig. Die Ungleichheit des Besitzes und der bürgerlichen Stellung war in den Augen Klemmke's nur ein zufälliger Umstand. Klemmke mochte den Ideen der

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit huldigen, und den Stand des Bedienten für die einzige gesellschaftliche Form halten, in der es möglich sei, an den Freuden seiner besser situirten Mitbürger theilzunehmen.

„Schon daß Klemmke die Zeitung vor mir las, mißfiel mir im höchsten Grade," setzte der Commissionsrath seine Rede fort, „ich bin daran gewöhnt, sie an jedem Morgen auf meinem Sophatisch am Kamin zu finden. Ich erhielt sie erst gleichzeitig mit dem Kaffee, die Beilage, die den Courszettel enthält, war augenscheinlich zerknittert, Klemmke hatte wirklich Papiere: ich konnte nicht daran zweifeln. Meine bisherigen Bedienten waren froh gewesen, wenn sie ihr Bischen Erübrigtes in einem Sparkassenbuche anlegen konnten. Ich enthielt mich aller Bemerkungen und sprach nur den Wunsch aus, die Zeitung schon bei meinem Erwachen vorzufinden, da ich gewohnt sei, das Hauptblatt, vielleicht auch diese oder jene Theaterrecension im Bette zu lesen. Werden Sie es glauben, was Klemmke erwiderte? Er bewies mir, wie schädlich es sei, nicht gleich nach dem Erwachen das Bett zu verlassen, er sprach von meinem blassen aufgeschwemmten Aussehen, von mangelnder Bewegung, kurz er gestattete sich Ausdrücke, die sich nur ein Hausarzt erlauben darf."

„Einen solchen Kerl hätte ich auf der Stelle zum Hause hinausgeworfen!" brummte Dr. Optativus.

„Mir schien es rathsamer, erst das Urtheil meiner Frau zu hören," sagte etwas vornehm der Commissionsrath. „Der feine Geist der Frauen findet gewöhnlich zarte Auskunftsmittel. Sie, mein lieber Professor, sind für eine Politik von Blut und Eisen — ich weiß es — leugnen Sie nicht — in meinem Hause ist die Theorie der Vereinbarungen noch nicht aufgegeben! Es schien mir am zweckmäßigsten, erst den Mittagstisch abzuwarten, und beim Kaffee mit meiner Frau Rücksprache zu nehmen."

„Bei Tisch fand ich meine Frau ungewöhnlich schweigsam,“ sagte unser Wirth, „eine Anwandlung, die mich, als mit ihren glücklichen Anlagen für lebhafte Unterhaltung im Widerspruch stehend, befremden mußte. Sie zerlegte das in der Suppe befindliche Huhn auf eine gewaltsame Weise. Vor ihrer Phantasie schien das Bild eines unangenehmen Geschöpfes zu schweben, dessen Gebeine sie ungleich lieber einer solchen Zerstückelung unterworfen hätte. Wenn meine Frau beim Tranchiren des Geflügels eine lebhafte Action entwickelt, pflegt stets im Haushalte etwas vorgefallen zu sein; in solchen Fällen liebe ich es, mich durchaus abwartend zu verhalten. In der Kriegskunst und im Schachspiel soll, theoretisch betrachtet, durchschnittlich der Angriff vortheilhafter sein, als die Vertheidigung; Frauen gegenüber scheint mir die Initiative niemals rathsam.“

Professor Dr. Optativus nickte mit dem Kopfe; er mochte in den Worten des lebenserfahrenen Wirthes eine tiefe Wahrheit entdecken und an historische Ereignisse, vielleicht gar an Bürgerkriege im eigenen Haushalte erinnert werden. Der Commissionsrath fuhr fort:

„Du scheinst mit unserem neuen Bedienten keine glückliche Wahl getroffen zu haben,“ sagte endlich meine Frau, „es haben sich heute Vormittag schon Meinungsverschiedenheiten gezeigt. Klemmke hat feierlich erklärt, grundsätzlich keine Fenster zu putzen!“

„Ah ha! Fensterputzen gehört zum Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und Klemmke hält sich nur für das Innere verpflichtet; mir sind solche vornehme Bedienten anderweitig bekannt,“ fügte ich erheitert hinzu.

„Sie haben es getroffen. Nach Klemmke's Auseinandersetzung besitzt die Thätigkeit eines distinguirten Bedienten einige Aehnlichkeit mit der inneren Mission. Es hieße, die Würde eines solchen Priesters des Hauses be-

einträchtigen, wollte man ihn zwingen, sich zu den Fenstern des Gebäudes hinausgelehnt, in einer leichtfertig gymnastischen Stellung vorübergehenden Standesgenossen zu zeigen. Was sollte ich meiner Frau erwidern, ich ermahnte zur Geduld, ich versprach, meine Autorität geltend zu machen, und überreichte ihr zuletzt zwei Billets zum schwarzen Domino. Ein gereiztes Frauengemüth wird gemeinhin durch solche Theaterconcessionen beschwichtigt."

„Man muß freilich Ihre Mittel haben, um den Hausfrieden auf diese Weise zu erhalten!" setzte der mürrische Professor hinzu.

„Es gelang mir wirklich, meine, durch Klemmke's Insurbordination schwer gekränkte Frau zu beruhigen. Die Zeit für eine so delikate Unterhandlung war außerdem schlecht gewählt, denn Klemmke machte sich fortwährend mit der Aufwartung und dem Büffet zu schaffen und schien uns nicht eine Secunde lang allein lassen zu wollen. Meine Frau brach das Gespräch ab, nahm es im Theater aber wieder auf. Die Introduction der Oper und das erste reizende Gesangstück der Artot ist mir natürlich darüber verloren gegangen. Nach Tisch hatte Klemmke sich schon wieder auf die Hinterfüße gesetzt. Bei seiner großen Menschenkenntniß war ihm nicht entgangen, daß unser Hausmädchen zugleich für Madame die geheimen Referate über alle etwaigen Vorkommnisse des Hauswesens besorge und er nichts Besseres thun könne, seine Beschwerden der Principalin kund zu thun, als dieselben in den Busen dieses weiblichen Polizeibeamten auszuschütten. Klemmke hatte beträchtliche Ausstellungen an der Mittagskost gemacht. Das erwähnte Huhn in der Suppe war ihm nicht angemessen erschienen. Er sei daran gewöhnt, das gekochte Fleisch mit einer holländischen Sauce zu verzehren und nicht geneigt, sein Naturrecht durch die Willkür

einer, nicht auf der Höhe der Eleganz des Zeitalters stehenden Herrschaft verkümmern zu lassen. Gleich sehr beunruhigte ihn die Zahl der Gänge; das Kammermädchen, eine höchst glaubwürdige Person, versichert, er habe feierlich erklärt, ohne sechs Gänge nicht bestehen, oder doch seine für die Verwaltung des wichtigen Amtes nothwendige geistige Spannkraft nicht aufrecht erhalten zu können."

Professor Dr. Optativus stieß einen halb stöhnenden, halb grunzenden Laut aus. Dachte er an die Kohlrüben des heimischen Heerdes? Preßte ihm das Mitleid mit seinen mangelhaft beköstigten Pensionären, oder der Gedanke an die Trauer der eigenen Verpflegung diesen Seufzer aus?

„Sie werden mir einräumen," setzte der Commissionsrath seinen Bericht fort, „daß diese Ansprüche auch mich empören mußten! Sie kennen die Solidität — es geziemt mir nicht, einen schmeichelhaften Ausdruck zu brauchen — unseres Haushaltes. Ein Gast kann sich zu jeder Zeit an meinem Tische niederlassen und wird befriedigt aufstehen. Wir alle unterscheiden zwischen der „täglichen Mahlzeit" und dem „Diner"; es war mir aber neu, daß ein Bedienter zu seiner Existenz regelmäßig des letzteren bedarf."

„Wenn meine Frau Ihren Klemmke in die Macht bekäme!" rief der Professor und ballte die rechte Faust in der Richtung des Kaminfeuers, aber sofort setzte er einen Dämpfer auf seine allzumittheilsame Zunge. Es wäre unvorsichtig gewesen, den reichen Vater seines Kostknaben einen tieferen Blick in die spartanisch geordnete Haushaltungs-Theorie der Frau Professorin thun zu lassen.

„Die Mittheilungen meiner Frau hatten mir die ganze Vorstellung vergällt; ich kam mit Kopfschmerzen nach

Hause. So mag es einem constitutionellen Minister zu Muthe sein, der bei einer wichtigen Frage plötzlich die Entdeckung macht, die Abstimmung werde nicht zu Gunsten der Regierungspartei ausfallen. Ich durfte nicht daran zweifeln: durch Klemmke war ein negatives Element in unser sonst so friedliches Haus gekommen!"

Mir schwoll bei den klagenden Worten des Commissionsrathes der Kamm. „An Ihrer Stelle," sagte ich, „wäre ich noch am demselben Abende dem frechen Burschen zu Leibe gegangen und hätte ihm seinen Standpunkt klar gemacht."

„Sie vergessen, mein Lieber," antwortete der Wirth, „daß ein solches energisches Auftreten meinen Principien widerstrebt. Von jeher habe ich mich bei der Beobachtung einer würdigen Repräsentation wohl befunden. Nur Ruhe und Würde macht das Leben schön, sagt der Dichter von Muskau; ich lasse mich nicht gern hinreißen. Vor einer gemessenen Haltung prallen selbst die unverschämtesten Zumuthungen zurück; davon habe ich mich oft genug überzeugt. Nicht allein auf dem Throne, auch im Bürgerstande, wirkt die Majestät der Tournüre bessernd und reinigend auf die Umgebung. Könige und Philosophen dürfen nicht mit den Händen um sich schlagen, und leidenschaftliche Reden halten. Das Aeußerste ist ein Bonmot; oft genügt ein durchbohrender Blick. Ich darf nicht verschweigen, daß meine Versuche, Klemmke mit Blicken zu durchbohren, fruchtlos ausfielen. Leichter beschädigt man ein Panzerschiff mit Schüssen aus gezogenen Kanonen. Meine Blicke machten ihn vielmehr, wie die Strahlen der Augustsonne eine heranreifende Frucht, erst recht üppig."

„Sie hätten ihn wenigstens mit Arbeit überhäufen sollen," fügte Dr. Optativus hinzu „ein edles Roß setzt den letzten Hauch an die Erfüllung seiner Pflicht im

Reitergefecht, aber ein übermüthiger Ackergaul läßt nach mehrstündiger Arbeit mit dem Pfluge kleinlaut die Ohren hängen. Ihr Klemmke scheint mir eher zu der letzten Kategorie zu gehören."

„Das möchte ich nicht behaupten," entgegnete der Wirth, „allerdings entschied ich mich anfangs für dieses Verfahren, allein ohne irgend welchen Erfolg. Am nächsten Sonntag sandte ich Klemmke mit einem wichtigen Geschäftsbriefe an einen Freund in eine entfernte Stadtgegend. Er fragte gleich, ob es nicht zweckmäßiger sei, das Schreiben einem Dienstmanne anzuvertrauen. Ich erwiderte, daß ich gerade ihn entbiete, um der raschen Ueberbringung gewiß zu sein. Klemmke entfernte sich schweigend, und kam erst nach einer starken halben Stunde zurück, um das Schreiben in Empfang zu nehmen. Er hatte die Livrée ausgezogen und seine bürgerliche Tracht angelegt, neben dem Hute hielt er in der Rechten sogar ein nettes Spazierstöckchen mit einem medallenen Fuchskopfe am Griff. „Ich habe auf Sie gewartet," sagte ich nicht ohne Bitterkeit. „Ich zeige mich nie in Uniform auf der Straße, nie!" antwortete Klemmke, „ich mußte mich also von Kopf bis Fuß umkleiden." Sie werden mich vielleicht für schwach halten, meine Herren, aber Klemmke imponirte mir wieder; in seinem Ton lag etwas von deutschem Mannesmuth. Der günstige Eindruck mochte ihm nicht entgangen sein, denn er sagte noch, indem er den Brief in die Brusttasche des Oberrocks steckte, und diesen sorgsam zuknöpfte, auch die Schöße desselben glättete: „Die Uniform nur im Dienste; Civiltracht im gewöhnlichen Leben, das habe ich bei den französischen Militärs gelernt." Es war ungemein schwierig, ihm ernstlich zu Leibe zu gehen. Ertheilte man ihm eine Menge Aufträge, so that er so viel, als ihm beliebte, nicht einen Schritt, nicht einen Handgriff mehr.

Wie das Stubenmädchen aussagte, hatte er aber gewisse Lieblingsbeschäftigungen, die ihn niemals ermüdeten. Im Putzen des Silbergeschirrs konnte man ihm nicht zu viel zumuthen. Mit innigem Behagen spiegelte er Mittags und Abends seine geistreiche Physiognomie in den blanken Kannen und Präsentirtellern; meine Frau nannte ihn den „Narciß" unter den Silberdienern. Im Empfang unserer Gäste war er groß, selbst uns, wenn wir nach Hause kamen, öffnete er mit einem eigenthümlichen Anstande. Mir mißfiel derselbe weniger; meine Frau hingegen war darüber empört. Der Mensch mache sie ganz ungewiß, ob sie bei sich, oder bei ihm wohne! pflegte sie zu sagen. Er stand in der Thür, wie der erste Priester in der Zauberflöte, der Zauberflöte, wenn Tamino um Einlaß bittet und nähere Erkundigungen über Sarastro's Privatcharakter einzieht. Wer ihm mißfiel, wurde ohne Weiteres abgewiesen. Uns erwuchsen in gesellschaftlicher Hinsicht daraus natürlich die größten Unannehmlichkeiten. Unterdessen setzte das Hausmädchen ihre Mittheilungen unermüdlich fort; genoß sie doch das unbegrenzte Vertrauen Klemmke's. In sein einfenstriges Zimmer hatte er sich allmählig gefügt, beim Putzen der Fenster leistete er wenigstens vom Innern der Gemächer aus manuelle Hilfe; wenn er uns Abends aus dem Theater abholte, gestattete er den Livrée-Oberrock, auf die drei Gänge unseres Tisches blickte er mit einer philosophischen Resignation; nur mit den Dimensionen unseres gesellschaftlichen Umganges vermochte er sich schlechterdings nicht zu befreunden. Das Hausmädchen mag sich einige Uebertreibungen gestattet haben, aber auch die mildesten Ausdrücke Klemmke's in Betreff unserer Freunde waren noch immer überaus hart und lieblos. Er entblödete sich nicht, von Pack zu sprechen."

„Und das durfte er sich ungestraft gestatten?"

knirschte Dr. Optativus, „ich will nicht hoffen, mein Herr Commissionsrath, daß er Ihnen auch damit imponirt habe?“

„Nein, mein würdiger Freund,“ sagte der Wirth mit stolzem Ernst, „wenn das Gefäß voll ist, läuft es über. Klemmke's Art, sich über unsere Freunde auszusprechen, führte endlich den Bruch herbei.“

„Wie konnte sich der tollkühne Mensch aber nur erlauben ...?“ warf ich ein, da mir Klemmke's Dreistigkeit denn doch unglaublich erschien.

„Es handelte sich um die Trinkgeldfrage!“ sprach der Commissionsrath sich zu mir wendend. „Klemmke behauptete, in unserem Hause nothgedrungen banquerout zu werden. Eine so elende Saison sei ihm in Praxi noch nicht vorgekommen. In seinen früheren Verhältnissen — des Wortes „Herrschaft“ bediente er sich niemals — habe er in dieser Jahreszeit regelmäßig mit dreißig bis vierzig Thalern in jedem Monate abgeschlossen. Bei uns werde er es höchstens bis zehn Thaler bringen. Er beklagte sich vorzüglich über den Mangel an einträglichen Spielpartien.“

„Wo hatte der Mensch denn gedient? Da könnte sich ja ein alter Philologe entschließen, in den Abendstunden aufzuwarten,“ sagte Optativus.

„Sein letzter Dienst war bei einem jungen Bonvivant, in dessen Hause sich allerlei Glücksritter und angehende Griechen versammeln und ein nach hiesigen Begriffen hohes Spiel getrieben wird. Da mag es denn nicht an Gelegenheiten gefehlt haben, den Gästen Gefälligkeiten zu erweisen, die nicht unbelohnt bleiben durften. Unser zahmes l'Hombre und Whist wirft nicht so viel ab, das läßt sich nicht leugnen!“

Die lange Erörterung hatte die Kräfte des Wirthes erschöpft, er zog die Uhr und schüttelte den Kopf: „Neun

Uhr! wie die Zeit verinnt — ich glaubte, kaum eine halbe Stunde gesprochen zu haben. Meine Herren, wir bedürfen alle drei einer kleinen Erquickung, ein paar Austern, wir schreiben heute Mittwoch, die Temperatur ist vortrefflich und die neueste Sendung aus Holstein angelangt, ich hoffe, die Erinnerung an den verlassenen Bruderstamm wird Ihnen den Verzehr nicht verleiden; hier ist der einzige Punkt, auf dem ich den bekannten Heißhunger der Dänen in Schutz nehme. Wir können unser Gespräch nach Tisch fortsetzen."

Im anstoßenden Zimmer war servirt, ich musterte das mit der Bedienung beauftragte männliche Wesen, aber ich fand an ihm keines der ausgeprägten Merkmale eines Klemmke. Wir hatten höchstens den Kutscher vor uns, einen biderben Gesellen mit einem haferfrohen Gesichte. Wir nahmen Platz.

„Wo ist Klemmke?" rief der Wirth, der seinen „Goldbedienten" uns erst jetzt hatte vorführen wollen.

„Klemmke liegt zu Bette, Herr Commissionsrath!" antwortete ein niedliches junges Mädchen, das mit dem Champagnerkühler beschäftigt war. Sie konnte nur die erwähnte geheime Referentin der Hausfrau sein, erfreute sich aber, nach dem kecken Tone ihrer Rede zu urtheilen, auch des unbedingten Vertrauens ihres Gebieters.

„Er liegt zu Bette? ich habe ihm ja absichtlich den Abend freigegeben, und nur gesagt: er solle bei Tisch aufwarten, weshalb hat er sich niedergelegt?"

„Er sagte, er sei nervös, und bitte, ihn entschuldigen zu wollen, in diesem Zustande helfe ihm nichts, als eine horizontale Lage und gänzliche Ruhe."

„Dasselbe Mittel, welches Goethe auf seiner Ueberfahrt von Neapel nach Palermo gegen die Seekrankheit anempfiehlt!" brummte Dr. Optatius und bemächtigte

sich des größten und beleibtesten der holsteinischen Schaalthiere.

„Klemmke riecht Lunte; er ahnt, daß Sie ihn einem so ausgezeichneten Kenner der menschlichen Entartung in allen Jahrhunderten, wie Herrn Prof. Optativus, vorstellen wollten und verbirgt lieber schüchtern sein Antlitz," wagte ich zu bemerken.

Meine Worte gingen verloren, denn auch der Wirth unternahm einen Angriff auf die wehrlose Schaar der Meerbewohner, und begann, gleich dem Philologen, ohne Erbarmen ihre Niedermetzelung; erst zehn Minuten später kam er wieder zu Worte. Die Domestiken hatten auf seinen Wink das Zimmer verlassen.

„Sie wollten uns, wenn ich Ihre Absichten errathen habe, noch von der Katastrophe in Kenntniß gesetzt haben!" sagte ich, mich zu dem Rathe wendend, der mit der Resignation des verurtheilten Sokrates soeben einen tiefen Trunk aus einem Bierglase gethan hatte. Nur enthielt dasselbe nicht einen aus Schierlingsstengeln gepreßten Saft, sondern kunstgerecht erkälteten St. Marceaux.

„Die Katastrophe ist bald erzählt," rief der Commissionsrath tief athemholend, „durch Einmischung der Frauen kommt es stets zur Peripetie!"

„Sehr wahr," glossirte der Professor, „das läßt sich in Geschichte und Kunst nachweisen, von Ninus und Semiramis an, bis auf Napoleon und Marie Louise, von Antigone bis auf die beiden Königinnen in den Nibelungen!"

„Meine Frau intervenirte," sagte der Wirth, und eine Wolke zog sich auf seiner Stirn zusammen, „es kam zu einer Erörterung mit Klemmke und diese Erörterung wurde zu einer Katastrophe; Klemmke zieht am 2. April! Meine gute Frau erklärte, sie beabsichtige nicht, seinem

ferneren Glücke im Wege zu stehen, aber in seinem Gesindebuch werde sie sich in der letzten Spalte verewigen, kein Anderer —."

„Corpus inscriptionum!" murmelte Dr. Optativus; er hatte inzwischen das letzte Körnchen Schulstaub aus seiner Kehle zu vertilgen gesucht. „Jetzt ist mir leicht ums Herz, es handelt sich nur noch darum, ob wir Klemmke Lohn und Kostgeld sofort auszahlen, oder bis zum Quartalschluß warten. Die Unterhandlungen schweben noch; seine Forderungen sind zu unverschämt."

„Kann mir's bei einem Manne denken, der im Hotel wohnen und sein Kostgeld auf sechs Gänge berechnen muß!" bemerkte ich lächelnd.

„Meine Herren," rief der Commissionsrath und füllte die Gläser, „wenn mein häuslicher Einfluß siegt, wird Klemmke schon morgen entlassen, ich zahle und entledige mich damit aller ferneren Verpflichtungen, aber an Ihnen ist es, die Menschheit vor ähnlichen Täuschungen zu bewahren, Klemmke, diesen Schmarotzer auf unserer verwöhnten Gesellschaft nachdrücklich zu kennzeichnen!"

„Verdiente nicht vielmehr die besitzende Klasse, welche doch allein die Schuld der Verwilderung solcher Subjekte trägt, statt seiner eine ernste Zurechtweisung?" fragte ich leise, eines schlechten Eindrucks gewiß, doch hatte ich die Feinfühligkeit des Commissionsrathes überschätzt.

„Machen Sie mit ihm, was Sie wollen!" rief der Wirth und drückte meine Hände, „Klemmke gehört Ihnen!"

Wahrscheinlich war der Commissionsrath noch Willens gewesen, seinen originellen Bedienten dem Professor zur warnenden Bearbeitung in einem pädagogischen Journal, oder als Stoff für die lateinische Abhandlung eines Programms zu empfehlen, wenn Dr. Optativus sich noch in einem literarisch zurechnungsfähigen Zustande befun-

den hätte. So blieb nichts anderes übrig, als alle gelehrteren Pläne zur Besserung der männlichen dienenden Klasse aufzugeben, und den modernen Bedienten der schönen Literatur allein zu überliefern. Es schlug elf Uhr, als wir uns trennten. Um Dr. Optativus zum Heil seiner jungen Zöglinge wohlbehalten nach Hause zu schaffen, hatte der Commissionsrath anzuspannen befohlen.

---

2. Er kommt aus dem Felde.

„Noch wenige Wochen, mein verehrter Freund, und die Friedensunterhandlungen werden so weit vorgerückt sein, daß wir alle Besorgnisse vor einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten aufgeben können, der Soldat legt die Waffen nieder und kehrt an den häuslichen Heerd zurück; an uns, die wir für die Kranken und Verwundeten gesorgt, wird es sein, nun auch den Heimkehrenden eine gastliche Stätte zu bereiten, sie aus dem Feldlager in den Schooß der bürgerlichen Gesellschaft zurückzuführen, sie, die an kriegerische Aufregung Gewöhnten, wieder mit Sanftmuth an die Pflichten des Hauswesens zu erinnern, ihrem stolzen Nacken von Neuem, jedoch mit zarter Hand, das Joch der Dienstbarkeit aufzulegen. Sie brauchen einen Bedienten, mein Verehrtester, ich erlaube mir daher, Ihnen einen meiner Schutzbefohlenen für diese Stelle vorzuschlagen. Der junge Mann ist nach Beendigung des Feldzuges entlassen worden, und in Folge mehrwöchentlicher Anwesenheit in Berlin nicht mehr geneigt, in seine ländliche Heimath zurückzukehren. Da seine wissen-

schaftliche Ausbildung indessen nicht weit genug vorgeschritten ist, um irgend ein selbstständiges Geschäft zu begründen, will er mit Vergnügen, um nur seine Ausbildung hiesigen Orts vollenden zu können, sich fremden Wünschen fügen und die bezeichnete Stelle in einem geachteten Hauswesen bekleiden. Morgen früh um zehn Uhr wird mein Schützling Ihnen seine Aufwartung machen."

Dieser Auszug aus dem Briefe des Majors von W. an den Particulier, Herrn Franke, wird hinreichen, uns mitten in die Situation zu versetzen.

Herr Particulier Franke war nach zweimonatlicher Abwesenheit aus Interlaken nach Berlin zurückgekehrt, und richtete, als ordnungsliebender Mann, sein Augenmerk auf die Vervollständigung seines Hauswesens. Er hatte sich, gleich dem pensionirten Major von W., bald nach dem Ausbruch des Krieges, einem Vereine angeschlossen, der sich wesentlich angelegen sein ließ, für die Verpflegung durchmarschirender Krieger auf den Bahnhöfen zu sorgen, und war erst von Berlin abgereist, als die Friedenspräliminarien einen Stillstand in den Truppenbewegungen versprachen. Bei den periodischen öffentlichen Festmahlen waren beide Herren stets an der Spitze gewesen, sei es, daß sie die Chefs der Berlin passirenden Commandos als Deputationsmitglieder empfingen, sei es, daß sie die Speisen und Getränke in eigener Person an die Hungrigen und Durstigen vertheilten. Seit dem 1. Februar 1864 hatte Herr Franke den schwarzen Frack und die weiße Halsbinde nicht mehr abgelegt; er lebte nur noch für marschirende und auf der Eisenbahn fahrende Krieger, bis sein Hausarzt dem aufreibenden Treiben aus Furcht vor einer bleibenden Störung des psychischen Gleichgewichts endlich Einhalt gebot, und eine zerstreuende Reise nach dem Süden anempfahl. Wenige

Tage nach seiner Rückkehr war es, als das Schreiben des Majors anlangte, und wieder sämmtliche patriotische und humane Funken in seiner Seele anfachte. Er begab sich sogleich zu seiner Gemahlin, die sich in allen häuslichen Angelegenheiten die entscheidende Stimme vorzubehalten pflegte, und machte sie mit dem Anerbieten des Majors bekannt. Da Madame Franke, unbeschadet ihrer gouvernementalen Selbstständigkeit am häuslichen Heerde, mit den loyalen Bestrebungen ihres Gatten durchaus einverstanden war, hatte sie gegen das Engagement des von Major v. W. vorgeschlagenen neuen Bedienten nichts einzuwenden, und machte nur zur Bedingnng, daß ihr die Unterhandlungen mit dem künftigen Hausgenossen überlassen würden. Herr Franke war weit entfernt von jeglichem Widerspruch. Er hatte sich durch eine lange Praxis überzeugt, daß stumme Unterordnung unter die Bestimmungen seiner Ehehälfte das einzige Mittel sei, ihn vor späteren Vorwürfen möglichst zu schützen. Vier und zwanzig Stunden später war „Jakob“ — auf diesen Vornamen hörte der entlassene Vaterlandsvertheidiger — ordentliches Mitglied des Franke'schen Hausstandes, allen dienstbaren Geistern desselben vorgestellt und im Entresol einquartirt.

Da die Vorstellung des angekündigten Troubadours am Abende des Tages wegen Unwohlsein der ersten Sängerin abgesagt worden war, saß das Ehepaar in dem Arbeits-Cabinet des Gemahls. Herr Franke musterte ein Actenbündel, enthaltend Rechnungen und Verzeichnisse angekaufter und geschenkter Victualien, Madame arbeitete an dem Besatzfragment einer großen gestickten Decke, die für die Schleswig-Holstein-Lotterie bestimmt war; Beide schienen in tiefes Nachdenken versunken. Endlich unterbrach die fleißige Hausfrau das Schweigen.

„Lieber Mann!“

„Ja, liebe Minna?" und Herr Franke blickte fragend aus dem Actenbündel empor.

„Nun, wie gefällt dir denn unser Jakob?"

Herr Franke war durch langes Studium ein großer Kenner der rhetorischen Taktik der Frauen geworden, und schloß aus dem Zusatz „unser" Jakob auf eine günstige Ansicht seiner Gemahlin, der man schon ihrer Zufriedenheit wegen beipflichten müsse, er erwiderte also: „Jakob gefällt mir sehr wohl, ich hoffe, er wird sich bald im Hause heimisch fühlen und seinen Dienst ordentlich versehen. Er scheint mir ein tüchtiger Mensch zu sein."

Der Kenner der Frauen befand sich im Irrthum; Madame hatte leider Jakob nur ironischer Weise „unseren" Jakob genannt.

Madame Franke blickte einige Augenblicke lang auf ihre Stickerei, als ordne sie ihren mündlichen Feldzugsplan, dann sagte sie, den Gemahl fest ins Auge fassend: „Du weißt, lieber Mann, daß ich grundsätzlich mir in deine Anordnungen nie die geringste Einrede erlaube, aber du hättest doch mit Major von W. die nöthigen Verabredungen treffen können, ehe wir Jakob zum Bedienten genommen haben . . ."

„Verabredungen — was ist denn unterlassen worden?" fragte Herr Franke, nicht ohne einige Unruhe, inwiefern sich die beginnende Debatte weiter entwickeln werde.

„Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt — ich will nur sagen, du hättest deinem Freunde einen kleinen Wink geben können!"

„Kleinen Wink? ich verstehe dich nicht, liebe Minna."

„Major von W. ist doch so zu sagen eine Art Vorgesetzter von Jakob, wenn er auch nicht mehr im activen Militärdienste steht?"

„Nun ja, allerdings . . ."

„Ich meine nur, du hättest dem Major andeuten sollen, er möge Jakob den Rath ertheilen, ehe er zu uns zieht, sich den Bart abzuschneiden!“

„Den Bart, liebes Kind, was hast du nur gegen Jakob's Bart?“

„Seit wann tragen denn Bediente solche Bärte?“

„So viel ich weiß, gilt ein stattlicher Bart bei herrschaftlichen Bedienten, vorzüglich bei Jägern, sogar für einen gesuchten Schmuck, und am Ende befinden wir uns denn doch — du weist, ich prahle niemals — in einer Lage, die uns einen solchen Aufwand erlaubt!“

„Aber, lieber Mann, davon ist ja gar nicht die Rede, sieh' Jakob nur ein wenig näher an; er trägt ja den reinen Feldbart.“

„Vergiß nicht, liebe Minna,“ sagte Herr Franke zwar mit großem Ernste, aber doch so vorsichtig, als seine diplomatische Weisheit ihm gebot, „daß alle diese jungen Leute aus dem Feldlager kommen, an gewisse rauhe Abzeichen ihres Berufes gewöhnt sind, und daß selbst ihre Vorgesetzten, wenn sie vor ihnen in Berlin paradirten, nichts dagegen einzuwenden hatten.“

„Das wird sich mit der Zeit schon wieder ändern, ich kenne das, aber wie dem auch sein mag, dabei bleibe ich, und die Köchin ist auch meiner Meinung, im Hauswesen schickt sich ein solcher Bart nicht. Du kannst mir sagen, was du willst, es liegt immer etwas Oppositionelles darin. Ein Mensch, der sich nach uns Frauen richten muß, darf nicht so bärbeißig aussehen!“

„Da kann ich weiter nichts hinzufügen, als daß du Jakob selbst deine Meinung sagen sollst, für einen Mann in meiner Stellung würde sich das nicht ziemen.“

„Nicht ziemen?“

„Ich bin eine bekannte Persönlichkeit, liebe Minna, mein Name ist in dem letzten Jahre vielfach genannt

worden, wer weiß, welche Anerkennung meiner Bestrebungen man mir von höheren Regionen aus noch zu Theil werden läßt; ich kann doch unmöglich vor den jungen Mann treten und ihm zumuthen, die männlich militärische Zier, den Bart, abzuscheeren! ich wende mich an dein Billigkeitsgefühl, liebe Minna!"

„Du wirst doch nicht mir zumuthen, ich solle mit Jakob über den Bart unterhandeln? aber etwas muß geschehen, Christine, die Köchin, hat mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge gehalten... Jakob weiß, wie sehr mir sein Bart zuwider ist!"

„So seid Ihr ja schon auf dem besten Wege von der Welt — was soll da noch meine Einmischung — Ihr ordnet die inneren Angelegenheiten am besten auf eigene Hand... Jakob scheint mir ein vernünftiger Mensch zu sein!"

„Nicht so vernünftig, als du glaubst," sagte Madame Franke mit überlegenem Tone, „er hat Christine ins Gesicht gelacht. Du kennst Christine, sie ist nicht die Person, sich ein solches Betragen gefallen zu lassen!"

„Das hätte ich Euch vorhersagen können, einem siegreichen Soldaten muß man nicht mit dergleichen Unverschämtheiten kommen."

„Unverschämtheiten nennt der Mann das!" rief Madame Franke, „und es dreht sich doch nur um eine Frage des Anstands, des Ceremoniels!"

Die Unterhaltung hatte eine mißliche Wendung genommen, da langte ein Billet an, Herr Franke war sofort zu einer Comitésitzung berufen. Ein Commando österreichischer Truppen war angekündigt, und man wollte darüber berathen, ob die Gäste nicht, insofern sie Böhmen und Ungarn seien, mit Schweinefleich und Erbsen, insofern Italiener, mit Reis und Salami zu bewirthen seien. Da es sich nicht mehr um Erfrischung Verwundeter handle,

komme es darauf an, auch die Delicateßfrage wohl in Erwägung zu ziehen. Die Sitzung war wichtig und Herr Franke ergriff mit Freuden die Gelegenheit, das mißliebige Gespräch abzubrechen.

Wir würden uns, auch wenn wir mit Herrn Franke für den Feldbart Partei ergreifen wollten, eines großen Unrechts schuldig machen, bezichtigten wir die Damen des Franke'schen Haushaltes einer thörichten Voreingenommenheit gegen den jungen Mann. Es war nur der bewundernswerthe Instinct der Frauen, der sie gleich in den ersten Stunden hinter dem Barte Jakobs seine Unbrauchbarkeit für den Dienst ahnen ließ. Schon nach wenigen Tagen ergab sich, daß der sieggekrönte Staatsbürger in Folge der Ovationen seiner Mitbürger, die auch ihm reichlich zu Theil geworden, eine sehr hohe Meinung von sich gefaßt hatte, welche er in einer gewissen Selbstständigkeit auszudrücken strebte.

„Lieber Mann," eröffnete acht Tage nach Jakob's Zuzug Madame gewohnter Weise in der traulichen Abendstunde die Unterhaltung, „Jakob steht zwar unter deiner Protection, allein ich halte zu viel von deinem Gerechtigkeitsgefühl, als daß ich glauben sollte, du werdest ihn diesmal in Schutz nehmen. Es muß rund herausgesagt werden, Jakob ist nach Tisch nicht zur Arbeit zu bringen. Kaum hat er das Tafelgeschirr aus dem Eßzimmer geschafft, so macht er sich aus dem Staube, und statt Christinen einige Hülfe zu leisten, stellt er sich vor die Hausthür, macht den Dienstmädchen der Nachbarschaft den Hof, und raucht bis vier Uhr Cigarren."

„Aber, liebe Minna, findest du das bei einem jungen Manne, dem bürgerliche Zustände sich nach längeren militärischen Strapazen soeben in neuem Reize entfalten, denn so tadelnswerth? Bedenke, Jakob war in Jütland, und hat von seinem Quartiergeber vorschriftsmäßig täg-

sich auch zehn Cigarren außer der anderweitigen Verpflegung erhalten — zehn Cigarren wollen verraucht sein! — Jakob hat Ersparnisse gemacht."

„Er kann seine jütischen Ersparnisse an freien Sonntagen aufrauchen, und braucht nicht wie ein Faulpelz vor der Thür zu stehen!"

„Wie ungerecht du bist, das sind verzeihliche Reminiscenzen aus dem Vorposten- und Schildwachendienst. Der junge Mann ist froh, endlich einmal um sich schauen zu können, ohne vor der Kugel eines heimtückischen Feindes hinter den Knicks zittern zu müssen."

„Außerdem hat sich die Assessorin über Jakob beklagt: er macht sich mit ihrer Amalie zu schaffen!"

„Die Quartier- und Marschgebräuche sind dem Soldaten nicht wieder so rasch abzugewöhnen, liebes Kind," antwortete Herr Franke begütigend, „allerdings kann auch ich mit Jakobs Betragen im Einzelnen nicht ganz einverstanden sein, allein gerade für ihn giebt es eine Menge Entschuldigungsgründe, und am Ende darf ich als Mitglied der patriotischen Vereinigung gegen einen, mir gewissermaßen anvertrauten jungen Mann nicht so entschieden auftreten, als du zu beabsichtigen scheinst."

Der gütige Hausherr hatte noch nicht geendet, als Jakob mit dem Theegeschirr eintrat. Er trug die Platte mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der an die Bedienung schwerer Geschütze und an die Handhabung wuchtiger Munitionsstücke gewöhnt ist, demzufolge aber beim Transport so leichter Gegenstände durch einen Ueberschuß an Kraft in Verlegenheit gesetzt wird. Alle Geräthe klirrten und klapperten auf dem kurzen Wege von der Thür bis an den Theetisch, und zum Ueberfluß versetzte Jakob Letzterem noch einen ursprünglich nicht beabsichtigten Fußtritt, der selbst die Astrallampe in bedrohliche Schwankungen versetzte. Die Livree des Hauses, ein

grauer Sürtout mit blauem Vorstoß war ihm noch nicht angemessen, er trug daher den, noch von seinem Vorgänger herrührenden, etwas zu knappen Rock, und schien sich in demselben höchst unbehaglich zu fühlen.

„Schon mehrmals habe ich Ihnen gesagt, Jakob,“ sprach vorwurfsvoll Madame Franke, „Sie sollen mit dem Theegeschirr behutsam umgehen. Die zarten Tassen schweben unter Ihren Händen immer in Gefahr!“

Jakob war nicht der Mann eitler Redensarten, er verschmähte es, sich zu vertheidigen. Nur mit seinen gewaltig ausgearbeiteten Händen machte der Tapfere eine demonstrirende Bewegung, bei welcher die leidenden Näthe des zu engen Rockes ein, dem Abschnappen eines Flintenschlosses ähnliches Geräusch hervorbrachten. Dann entfernte er sich, und die Dielen des angrenzenden Zimmers, in dem die persischen Teppiche noch nicht gelegt waren, erbebten unter seinen ehernen Fußtritten.

Das Ehepaar blieb allein, Herr Franke fand auf dem Theebrette nach gewohnter Weise die Blätter seiner Partei, und vertiefte sich in ihre Spalten; Madame hing ihren Gedanken nach. Sie mochten nicht die angenehmsten sein, denn von Zeit zu Zeit ertönten von ihren Lippen einzelne leise Laute innerlich arbeitender Entrüstung. So war eine Stunde verflossen, als leise an die Thür gepocht wurde, und sogleich das ehrwürdige Haupt Christinens erschien. Die Hausfrau erhob sich und trat der Köchin entgegen, um sich leise nach ihrem Anliegen zu erkundigen.

„Das ist nicht übel, lieber Mann,“ rief Madame, „ich bin neugierig, wie lange du noch deinem Schützling die Stange zu halten gedenkst? Jakob gibt heute in unserer Küche eine Gesellschaft ....“

„Drei Herren sind schon da,“ fügte Christine nicht ohne Ironie hinzu, „drei werden noch erwartet, die ganze

Küche ist voll Tabacksqualm.“ Zugleich räusperte sich die Matrone mit einiger Lebhaftigkeit, als wolle sie eine Probe des in der Küche verbreiteten Cigarrenarom's vorlegen und wirklich hielt der Hausherr sofort das Taschentuch vor die Nase.

„Jütländische Ersparnisse — ich habe mich nicht geirrt,“ seufzte der Cigarrenkenner, und suchte mit dem Taschentuch die brenzlich scharfen Dünste zu zerstreuen.

„Was sagst du nun, mein Lieber?“ fragte Madame.

„Er will seinen Bekannten Kriegsgeschichten erzählen,“ rief Christine, empört über die Entweihung der friedlichen Küche, in der sonst nur mit dem Milchmanne und der Hühnerfrau friedliche Unterhandlungen gepflogen wurden.

„Hat Jakob vorher keine Anzeige gemacht, nicht um Erlaubniß gefragt?“ sagte Herr Franke.

„Das pflegt er nie zu thun,“ nahm Christine das Wort, „wenn ich ihm etwas sage, giebt er mir entweder gar keine Antwort, oder er brummt, ich hätte einem alten Soldaten nichts zu befehlen, und dabei ist der ganze Mensch kaum mündig.“

„Der junge Mann scheint sich in der That bei uns in einer falschen Position zu befinden,“ murmelte Herr Franke mißvergnügt, „Sie müssen ihm Ihre Anweisungen nur auf eine maßvolle Weise ertheilen, merken Sie sich das, Christine, der junge Mann hat als Soldat Selbstgefühl!“

„Einen so ungeschickten Burschen haben wir noch nie im Hause gehabt,“ antwortete die ergrimmte Köchin, und griff in die Tasche, „hier habe ich Alles aufgeschrieben, was er seit acht Tagen zerschlagen hat — drei Obertassen, fünf Untertassen, neun Teller, zwei Messer beim Putzen aus dem Heft gebrochen, zwei Lampencylinder und eine eiserne Ofenthür! ja nicht einmal das Eisen ist vor ihm sicher. Ich hab' es Madame immer gesagt, der

Mann paßt für uns nicht. Er ist ein geborener Hausknecht, aber kein Bedienter für eine feine Herrschaft. Gegen ihn muß scharf aufgetreten werden — ja — das hilft Alles nichts — wenn er dann nicht gut thut, wird ihm gekündigt, und er geht entweder nach Hause oder unter die Droschkenkutscher, er wäre nicht der Erste!"

„Was wird Major von W. sagen, wenn ich den jungen Menschen den Wünschen der Frauen opfere?" flüsterte der in die Enge getriebene Partriot. Seine Liebe zu dem Jünglinge war groß, aber sein Kummer über das zertrümmerte Geschirr und das ungebührliche Benehmen des Kriegers größer.

„Wenn Ihr mit Jakob nicht auskommen könnt, so entlaßt ihn am nächsten gesetzlichen Termin, ich will mit der Sache nichts weiter zu thun haben," sagte nach einigem Erwägen endlich Herr Franke und griff wieder zum Zeitungsblatte. Er war gerade bei einem Artikel über die frechen Ansprüche des Parlamentarismus unterbrochen worden.

Madame Franke warf Christinen einen triumphirenden Blick zu und sagte leise: „Er kann sich gleich morgen früh nach einem neuen Dienste umsehen, wir haben ihn ja außer der Zeit in's Haus genommen und noch gar nichts Bestimmtes mit ihm abgemacht!"

Inzwischen nahm das Fest in der Küche seinen ungestörten Fortgang, erst um halb zehn Uhr führte der Gastgeber die Freunde in eine benachbarte Bierhalle, um die durch Rhapsodenvortrag und Tabacksqualm ausgedörrten Sprach- und Athmungsorgane wieder anzufrischen. Als Jakob eine halbe Stunde vor Mitternacht wieder anlangte, empfing er seine Kündigung. Die Hausfrau hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in Gesellschaft Christinens auf ihn zu warten. Beide, die Hausfrau und ihre vertraute Dienerin, waren darüber einig, daß

die den jungen Kriegern dargebrachten Huldigungen die Begriffe derselben verwirren und sie zu irrigen Vorstellungen über ihre an die Gesellschaft zu erhebenden Ansprüche führen müßten. Es wäre bedenklich gewesen, ihre tiefsinnigen Folgerungen in Zweifel zu ziehen, denn Jakob, als er sich am nächsten Morgen pünktlich um neun Uhr des Dienstgesuches halber entfernte, kehrte erst Abends halb zehn Uhr wieder zurück.

Der Zweck seiner Expedition war indeß erreicht. Durch Assessors Amalie erfuhr Christine später, daß Jakob von einem Materialienhändler als Hausknecht gewonnen worden sei. Der ehemalige Artillerist mochte im Stillen zur Erkenntniß seiner eigentlichen Lebensaufgabe gekommen sein.

Herr Franke mied längere Zeit die Reunionen seiner politischen und socialen Gesinnungsgenossen. Er fürchtete die Nachfragen des Majors v. W. in Betreff seines für Civilversorgung anempfohlenen Schützlings und ließ erst den Handel in Vergessenheit gerathen.

IX.

Ein Thierbändiger-Dilettant.

Es gehört zu den größten Annehmlichkeiten unseres Residenzlebens, die Vormittagsstunden eines schönen Sonntags im zoologischen Garten zuzubringen. Ob man im Schatten eines kühlen Laubganges lustwandeln und seinen Gedanken nachhängen, oder sich in unterhaltender Gesellschaft bewegen will, zu Beidem ist stets der Ort und die Gelegenheit vorhanden. Man begegnet Freunden und Bekannten, man sieht Reisende aus allen Ländern, und wem es um das Studium eines Originals zu thun ist, hier wird er bei einigem Glück noch immer ein Exemplar dieser, dem Aussterben nahen Gattung antreffen.

Ein Besuch des zoologischen Gartens um diese glückliche Stunde gehört um so mehr zu meinen Liebhabereien, je seltener meine Berufsgeschäfte mir denselben gestatten. Nur eine besondere Combination der Verhältnisse gönnt mir gewöhnlich diese Freiheit. Es war einer der letzten, vom Himmel bevorzugten Sonntage, als mir nach langer Unterbrechung durch schlechtes Wetter und Arbeitssorgen der ersehnte Genuß wieder zu Theil wurde. Vor der Pforte des Gartens hatte sich schon ein Häuflein von Equipagen angesammelt, Kutscher und Bediente nahmen

vor der Bude des Marketenders die ersten Erfrischungen des Tages ein; es war auf zahlreiche Gäste zu rechnen.

Der Gewohnheit aller Besucher folgend richtete ich meine Schritte zunächst nach dem Affenhause. Jeder berliner Zoologe hält es für seine Schuldigkeit, vor allen Dingen jener Familie, aus der sich nach der neuesten naturwissenschaftlichen Theorie das menschliche Geschlecht allmählich entwickelt hat, seine Aufwartung zu machen. Auffallender Weise war Niemand als ein Herr in reiferen Jahren zugegen. Nach seiner Tracht zu urtheilen gehörte er zu den soliden Leuten älterer Schule; sein Aussehen flößte unbedingtes Vertrauen ein. Auffallend war nur sein weiter Oberrock, da innerhalb der ungewöhnlich langen Schöße desselben zwei große und breite Taschen hingen, die mit unbekannten, aber gewichtigen Dingen angefüllt waren, auch die unförmliche Busentasche des altfränkischen Kleidungsstückes strotzte von einem räthelhaften Füllsel. Langsam wandelte der Herr an dem Gitter auf und ab, indem er sanfte und melancholische Blicke auf die Insassen warf, und von Zeit zu Zeit seltsam schnalzende Töne ausstieß, welche die Affen zu verstehen schienen. Sie näherten sich dem Gitter, hielten ihrem Gönner die Köpfe hin, um eine Liebkosung zu empfangen und wurden durch einige Rosinen und Mandeln belohnt. Ich glaubte einen weichherzigen Waisenhaus-Inspector unter seinen Pfleglingen zu sehen. Die Sprossen der tropischen Zone befleißigten sich in Gegenwart des Herrn eines sichtlich geregelteren Betragens, und als einer jener zottigen Unholde, die keine Gelegenheit versäumen, durch heftiges Läuten an Meerkatzenschwänzen sich von der dauerhaften Befestigung derselben zu überzeugen, eben wieder eine gleiche Ausschreitung beging, genügte ein strafender Laut, den Unruhstifter zur Ordnung zu rufen.

„Merkwürdig!“ sagte ich, in unverhohlener Bewunderung mich dem gütig blickenden Herrn nähernd.

„Nicht wahr?“ schmunzelte der Gönner der Affen, „fähige Thiere, allerlei Spuren von Intelligenz, aber ein allzugroßer Ueberschuß von Temperament!“

Die Bekanntschaft war angeknüpft, ich beschloß bei dem Unbekannten zu bleiben; der Vormittag versprach ergiebig zu werden. Gemächlich begaben wir uns zu dem Gehege der Casuare, nachdem mein Mann sich noch vorher dem Fenster des Cabinets, in welchem die Alligatoren aufbewahrt werden, genähert, und einen entsagenden Blick hineingeworfen hatte. So betrachtet der Erzieher den hoffnungslosen Idioten, der denkende Criminalist den unverbesserlichen Verbrecher.

Als die australischen Vögel meinen Begleiter erkannten, näherten sie sich rasch dem Geländer, und stießen ihren bekannten trommelartigen Ton nur auf eine zartere Weise aus; im Gesichte des Herrn zeigte sich jedoch keine Veränderung.

„Ein unverbesserliches Geschlecht,“ sagte er, leise den Kopf schüttelnd und in der Busentasche nach irgend einem Brocken umhertastend, der dem Geschmack der robusten Vögel zusagen konnte, „still, dumm und gefräßig! jetzt füttere ich sie und in der nächsten Sekunde wollen sie mir mit dem dicken Schnabel den Schädel einschlagen, wie vor Jahren der alte Strauß. Trüge ich nicht immer mein Taschentuch und Handschuhe in meinem Hute, mein Leben wäre längst Gras gewesen!“

Einigermaßen verächtlich sich abwendend, setzte er seinen Spaziergang fort; ich wagte kaum, sein Nachdenken durch zudringliche Fragen zu stören. Er schien sich mit einem neuen Plane zu beschäftigen, die Casuare an den vertraulichen Umgang mit alten Herren zu gewöhnen. Wir kamen an das neue prachtvolle Gebäude der Körner

fressenden Vögel; ein lärmendes Gegacker erhob sich bei unserer Annäherung. Mein Begleiter kam zu liebevollen Bekannten. Pfauen, Fasanen und Hühner rannten an das Gitter und empfingen Hände voll Futter, der Thierfreund stieß unerklärliche Töne aus, und ein alter ausländischer Hahn krähte ihn mit einer solchen Aufrichtigkeit an, daß ich einen Augenblick lang durch den weitgeöffneten Schnabel bis in den Magen des Sängers zu blicken glaubte; der alte Herr lächelte zufrieden.

„Keiner von ihnen vergißt mich!“ sagte er freundlich, „wie viele Scheffel Gerste, wie viele Bröde habe ich im Verlaufe der Jahre unter sie vertheilt, aber Wohlthaten belohnen sich; würden die Gitter geöffnet, sie folgten mir Alle auf dem Fuße — mitten durch die Stadt! ach! daß ich euch bei mir aufnehmen könnte! aber es geht nicht, nein, es geht nicht!“

Tiefes Bedauern klang aus den Reden des guten Mannes, offenbar stellte das Schicksal der Befriedigung seiner zoologischen Herzensbedürfnisse unübersteigliche Schranken in den Weg.

Die linke Tasche des Rockes war wesentlich erleichtert, die Sonne schien ungewöhnlich warm, und wir begaben uns, die Reihenfolge der Thierkäfichte unbeachtet lassend, in den nächsten schattigen Gang.

Mein Gefährte lüftete den breitkrämpigen Hut, nahm das Taschentuch hervor, trocknete den Schweiß von der Stirn und bedeckte von Neuem sein edles Haupt, sehnsüchtige Blicke einem an uns vorbeisummenden Käfer nachsendend.

„Bedienen Sie sich doch Ihres Hutes!“ rief ich. Er schüttelte den Kopf, befestigte aber seinen mit Leder überzogenen und oben in einen „Lebensretter“ endenden Stock mit dem Riemen an einem Rockknopf und faßte den Käfer abermals scharf ins Auge. Ein Moment vorbe-

reitenden Zauderns, eine geschickte Schwenkung mit der Rechten und er hatte ihn. Eine Mutter kann ihren Neugeborenen nicht sorglicher aus der Wiege nehmen, wie der alte Herr seinen Gefangenen aus der hohlen Hand. Mit wissenschaftlicher Sauberkeit hielt er ihn zwischen zwei Fingern, betrachtete ihn von oben, von unten, die Füße, die Zangen; er schien sich geirrt zu haben und setzte den Käfer wieder behutsam auf einen Baumstamm. Kannte auch dieses Geschöpf den alten Herrn, hatte es vielleicht schon früher Subsistenzmittel aus seiner Hand empfangen? Nach meinen bisherigen Ansichten von Käfern hatte es sich für ein ungebildetes Insect viel zu geduldig und nachgiebig betragen.

Wir waren beim Hause der Löwen, Tiger und Panther angelangt.

Wider die Gartenordnung stieg mein Begleiter über die, das Publikum von den Gittern trennende hölzerne Barrière, und näherte sich dem Löwen, ohne daß der anwesende Wärter ihm Einhalt gebot. Das Thier näherte sich langsam, der alte Herr steckte den Arm durch die Eisenstäbe, liebkoste den Löwen und kraute in seiner Mähne. Die Natur hat dem König der Wüste keine hervorragenden Gaben verliehen, Empfindungen freudiger Art auf eine, uns Sterblichen wohlgefällige Art darzulegen, das Wiedersehen schien ihn indessen angenehm zu berühren. Er rieb sein buschiges Haupt am Arm des Alten und duldete, daß dieser seine furchtbare Schnauze berührte und mit der Hand sanft über Rücken und Schweif fuhr. Auf einem noch vertraulicheren Fuß stand der Unbekannte mit dem Jagdpanther. Der dunkle Geselle sprang mit zwei Sätzen aus dem Hintergrunde seines Kerkers, hüpfte vergnüglich über den Arm meines Begleiters und knaupelte wie ein Schoshündchen an seinen Fingern. Beide Fälle setzten mich in Erstaunen. An-

fangs hatte ich den Alten warnen wollen, aber die Schnelligkeit seiner Bewegungen hatte es mir verwehrt; jetzt mußte ich näheren Aufschluß erlangen.

„Die Thiere haben sämmtlich ein merkwürdiges Vertrauen zu Ihnen," bemerkte ich, als der Alte sich von dem schmeichelnden Jagdpanther trennte, „auf welche Weise gelang es Ihnen, dasselbe zu erwerben?"

„Ich besuche den zoologischen Garten seit seiner Gründung, und habe mich immer mit allen Thieren zusammengehalten," antwortete der Alte selbstzufrieden und ergötzt durch meine, mit Ehrfurcht gemischte Bewunderung.

„Aber welches Verfahren wählten Sie? ich habe noch nie einen Thierbändiger gesehen, der sich Aehnliches erlauben durfte und mit diesen furchtbaren Geschöpfen so liebevoll umging. Immer war der Prügel zur Hand, und eine eiserne Stange oder geladene Flinte in der Nähe."

„Prügel, Flinte, Stange!" rief der Alte und lächelte geringschätzig, „damit habe ich nichts zu thun. Anfangs nähert man sich den Thieren vorsichtig und blickt sie ruhig an. Der Mensch kann sie durch das Auge einschüchtern, aber auch gewinnen. Dann beginnt man mit ihnen zu reden; Sie glauben nicht, welche Gewalt die Sprache auch über das Thier ausübt! Ist die erste Bekanntschaft eingefädelt, so ergiebt sich das Weitere von selbst. Man behält das Thier scharf im Auge, setzt seine Anrede fort, und berührt es endlich, natürlich behutsam, äußerst behutsam! Zuletzt wird es durch einen guten Bissen belohnt. Sie sehen, mein Verfahren ist kein anderes, als das alltägliche unter zahmen Menschen übliche. Die Unterschiede in den Naturen sind in der That nicht so groß, als man glaubt."

„Haben Sie denn nie mit Ihren Zöglingen üble Erfahrungen gemacht," fragte ich halblaut, und warf einen

Seitenblick auf den mir etwas verdächtigen Lebensretterstab. Der Thierfreund wich meiner Frage aus.

„Ah! immer nur mit der Linken hineinfassen!" antwortete er, mit dem Stocke ein wenig in der Luft fuchtelnd, „immer nur mit der Linken!" Wir näherten uns der Bärengrube und die früheren Scenen begannen von Neuem. Die täppischen Gesellen betrugen sich so zuthätig, daß der Alte in Gefahr schwebte, seinen Arm an den eisernen Stangen des Gitters gequescht zu sehen. Dessen ungeachtet äußerte er über ihr zutrauliches Betragen doch nur geringere Befriedigung.

„Mit den Katzen habe ich lieber zu thun!" murmelte er gedankenvoll, „sie sind weit klüger und prägen sich die Persönlichkeit besser ein. Mit der Hundeverwandtschaft unter den Raubthieren ist viel weniger anzufangen." Dann schwieg er, als durchkreuzte seinen Geist ein anderer Gedanke.

„Ich möchte nur wissen, ob es wahr ist, daß der Biß des Löwen nicht allein schwerer heilt, wie jede andere Wunde, sondern auch alljährlich wieder aufbricht!"

Aus seinen Worten klang ein so tiefer wissenschaftlicher Schmerz, daß ich mich nicht der Ueberzeugung zu verschließen vermochte, er bedauere, nicht einmal vom Löwen in den Arm gebissen zu sein. Da ich nicht im Stande war, ihm Auskunft zu ertheilen schwieg ich und machte nur eine theilnehmende Bewegung mit dem Kopfe. Vor dem Fuchsbehälter blieben wir stehen. Reinecke lag hinten links in der Ecke und betrachtete jede unserer Regungen mit dem tiefsten Mißtrauen. Einen finstern Verdacht mochte ihm der Lebensretter einflößen; sein scharfes grünliches Auge kehrte immer wieder zu dem besponnenen Bleikopf zurück.

„Schade! schade!" sagte mein Thierfreund, „so viel herrliche Anlagen und so viel böser Willen! glauben Sie,

daß es mir je gelungen ist, die Canaille auch nur für einen Augenblick zu gewinnen? was für ein belastetes Gewissen! Dieser Raubmörder ist das einzige Geschöpf des Gartens, das sich nicht durch den Blick fesseln läßt."

Reinecke, der die ihm durch unseren Besuch verursachte Unbehaglichkeit nicht verbarg, schlug zu unserer schleunigen Entfernung ein tendentiöses Verfahren ein, das in dem, seinem Andenken gewidmeten Epos ausführlicher beschrieben wird, sich aber nicht zu einer Wiederholung in prosaischen Schriestwerken eignet. Wir räumten das Feld und begaben uns zu den Wölfen und Hyänen, nachdem der Alte unterwegs noch an allerlei Gevögel, namentlich an die Gänse und Enten im großen Bassin hinter der Restauration, die Ueberbleibsel seiner Futterbestände vertheilt hatte.

Zum ersten Male während unseres Rundganges befremdete mich die auffallende Vorsicht des Alten, die er den Wölfen gegenüber beobachtete. „Immer mit der Linken!" wiederholte er, als der größte der Isegrimme dem Gitter sich näherte und scheu die Hand meines Begleiters beschnupperte. Ich war unterdessen auf die linke Seite getreten und nahm eben die Hand näher in Augenschein.

„Dieser ist der Einzige, der mich einmal gebissen hat," flüsterte der Thierfreund, „ich sah unvorsichtiger Weise nach der anderen Seite, da fuhr er zu und riß meinen Arm an sich . . . da sehen Sie!"

Der Alte zog die Hand zwischen den Eisenstäben hervor und zeigte mir dieses, als Opfer der Zoologie allen gewagten Versuchen gewidmete Glied. Wenn mein Begleiter behauptete, nur einmal, und zwar von dem in Rede stehenden Wolfe gebissen zu sein, so erschien ihm eine Menge anderweitiger Verletzungen seiner Linken wahrscheinlich allzu geringfügig, um ausdrücklich erwähnt zu

werden. Die Ober- und Handfläche bildete ein vollständiges Album von Beiträgen zur Geschichte der Verbrüderung mit den Bewohnern des zoologischen Gartens. Die verschiedenartigsten Klauen, Krallen, Nägel und Schnäbel hatten sich durch Autographe darin verewigt, ein tiefer Riß zeigte sich neben dem andern oder durchkreuzte ihn. Ein junges Mädchen kann aber ihr, soeben mit dem Verlobungsringe geschmücktes Händchen nicht andächtiger und verwunderter betrachten, wie der Alte seine, für immer ruinirte erdfarbene Pranke.

„Wenn es wenigstens nur der Löwe gewesen wäre," sagte er, auf vier tiefe Narben unten und oben an der Hand deutend, „man könnte sich denn doch persönlich überzeugen, ob das jährliche Aufgehen der Wunde mehr ist, als eine Jägergeschichte!"

Der alte Mann dauerte mich. Ich betrachtete die schwer mißhandelte Linke und fragte, auf den Lebensretter deutend: „Wie konnten Sie sich aber nur den Biß der Bestie gefallen lassen; Sie haben ja die Hilfe stets in der Nähe?"

„Ah, man will doch den Thierchen nicht wehe thun! bedenken Sie, wenn Jeder, nach dem sie schnappen, ihnen mit dem Stocke lohnen wollte!" erwiederte er mit dem gutmüthigsten Gesichte von der Welt.

Mit dem Manne war nichts anzufangen; er gehörte unter die geschlossenen Individualitäten. Ich sah nach der Uhr, er ließ die seinige, eine Art goldener Bombe in vier Gehäusen „elf" repetiren.

„Wir thäten wohl, ein wenig zu frühstücken, lassen wir uns auf den Stühlen unter den Bäumen der Restauration nieder!" Ich hatte nichts dawider einzuwenden; denn auch ich empfand nach der anderthalbstündigen Wanderung und Unterhaltung Hunger und Durst.

Mein Begleiter war überaus mäßig. Er, der eine

Masse Kuchen, Fleischstückchen, Früchte und Leckereien an die Thiere vertheilt hatte, verlangte für seinen eigenen Bedarf nicht mehr als eine Butterschnitte und ein Glas frisches Wasser. Die Art des Verzehrs beider Stoffe war indessen desto außerordentlicher und geistig luxuriöser. Die Brotscheibe war nach üblicher Weise in mehrere Theile zerlegt, und jeden derselben verzehrte der alte Herr der Freßmethode eines anderen Thieres entsprechend. In Gedanken noch mit dem furchtbaren Gebiß des Löwen beschäftigt, warf er den ersten Bissen rasch in den Mund, schnappte ihn gewaltsam zu, und verschlang das ganze Stück, ohne zu kauen, obgleich unter der Anstrengung sein Gesicht sich blauroth färbte und die Augen weit hervorquollen. Dadurch erschöpft, wählte seine unabläßig mit den Thieren beschäftigte Phantasie eine praktikablere Methode der Ernährung des Leibes. Vermuthlich suchte er die Ente nachzuahmen. Er zerbröckelte das Brot und verzerte die Fragmente im strengsten Sinne des Wortes mit den Kinnladen schnatternd und den untern Kiefer beinahe auf den Teller neigend. Beim Verzehr des letzten Bissens ahmte er die Winderkäuer nach. Er versank in büffelmäßige Lethargie und deutete durch leise Bewegungen der unteren Kinnlade die innere Arbeit des sorglichen Hornviehs an. Endlich war er mit den Brotresten fertig. Neu gestärkt sprang er auf und rief gebieterisch: „Jetzt, zwei Seidel! aber rasch!“ — „Wie!“ rief ich ganz erschrocken, „gleich zwei?“ „Nicht für mich,“ fügte der gute Mann hinzu, „nur für meinen Elephanten!“ Die Seidel erschienen und wir begaben uns nach dem nahen Aufenthaltsorte des Thieres. Der Koloß erblickte seinen Freund nicht so bald, als er uns so weit entgegeneilte, als die Kette an seinem Beine es ihm gestattete. Gern hätte er uns eine höfliche Verbeugung gemacht, wäre er nicht durch seinen plumpen Wuchs daran ver-

hindert gewesen; er mußte sich mit der höflichsten Position der Tanzordnung seines Stammes begnügen. Weit her streckte er den Rüssel durch das Eisenspalier, der Thierfreund ergriff das gekrümmte Ende des Organs, hielt es liebkosend an den Mund und überhäufte das Thier mit den zärtlichsten Schmeichelworten und Diminutiven, dann goß er beide Seidel nacheinander in die Mündung des Rüssels und achtete sorgfältig darauf, daß seinem Lieblinge auch nicht ein Tropfen verloren ging. Zuletzt warf er mir einen triumphirenden Blick zu; er hatte den zoologischen Haupteffect für den Schluß verspart.

So endete unser Rundgang, der alte Herr ließ seine Uhr abermals repetiren und sagte: „Ich muß mich Ihnen empfehlen, meine Wohnung ist weit entfernt, und meine Haushälterin wartet nicht gern mit dem Essen!"

X.

Häuser, Wirthe und Miether.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit die Straßen Berlins durchwandelt, wird sich nicht verbergen können, daß jene holde Mannigfaltigkeit des älteren Styles im Häuserbau im Verschwinden begriffen ist und einer eleganten Einförmigkeit Platz macht. Nur in den Seitenstraßen finden sich noch ein- und zweistöckige Häuser, in deren Form man eine von architektonischen Schulvorschriften freie Thätigkeit der Einbildungskraft ihres Baumeisters erkennt. Häuser, die seltsamen städtischen Einsiedeleien gleichen, ganz unpassend für das heutige Salonleben, nur geeignet für abgeschlossene nachdenkliche Existenzen, für Möbel der Vergangenheit, für eine Beleuchtung mit Talglichtern, für seltene starke Charaktere, die jährlich mit vierhundert Thalern alle ihre Quartier- und Lebensbedürfnisse zu bestreiten vermögen. Das öffentliche Leben, die freie Presse, die Eisenbahnschiene und der Telegraphendraht rotten allmählich die menschlichen Originale aus; die Speculation, die wachsende Macht des Capitals, die Abnahme des Verlangens nach einem häuslich gemüthlichen Aufenthaltsorte bedrohen auch diese kauderwälschen Häuser der anspruchsloseren Vergangenheit mit dem Untergange. Eines nach dem andern geht in den Besitz unternehmender Ge-

schäftsleute über, in wenigen Tagen sind die Mauern, in deren wunderlichen Winkeln noch romantische Fratzen zu kauern schienen, niedergerissen, nach einigen Monaten erhebt sich auf der spärlichen Baustelle nicht ein Haus: nein, ein Vermiethungsthurm von vier Stockwerken, überwiegend nicht aus Mauern, sondern aus eisernen Pfeilern und Spiegelfenstern, unten aus Läden, in der Mitte aus Gesellschaftssälen und dunklen Schlafhöhlen, oben aus photographischen Ateliers bestehend, der für jedes frühere Hundert jetzt tausend Thaler Miethe einbringt.

Wir brauchen diese langweiligen Prachtbauten des Tages nicht zu beschreiben, jeder kennt und bewohnt sie, vielleicht gewinnen wir aber dem Leser in einer müßigen Stunde ein Lächeln ab, wenn wir ihn bitten, uns in die Vergangenheit zu jenen Miniaturhäusern, in die Gesellschaft der älteren Wirthe und Miether zu begleiten, und einige, nach persönlicher Beobachtung entworfene Skizzen zu durchfliegen.

---

1. Ein Miethszimmer-Haus.

Im Leben jedes Studenten gibt es Augenblicke, wo der Ausfall von Stipendien und Privatstunden, die nothwendige Anschaffung kostspieliger Bücher oder die Aussicht auf einen strengen Winter ihn zwingen, sein selbstständiges Quartier aufzugeben, mit einem nicht besser situirten Commilitonen gemeinschaftliche Sache zu machen, und zunächst auf Verminderung des Mieths- und Heizungsbudgets zu sinnen. Lange vor Columbus war Amerika da, und schon vor Schulze-Delitzsch machte sich

der bedrängte Musensohn die Wohlthaten der Association zu Nutze, ohne weiter darüber nachzudenken. Bei der gedrückten Finanzlage fast aller heutigen Staaten braucht der Einzelne keinen Anstoß zu nehmen, von den Calamitäten, den Budgetverlegenheiten seiner Jugend zu reden. Ja, es giebt Epochen, wo es erforderlich ist, die Ausgaben für die Lampe, den Stiefelputzer, den Ofen und den Wirth mit einem Gefährten zu theilen. Es ist jetzt festgestellt, daß die Zubereitung der Speisen in größeren Quantitäten auf die Qualität vortheilhaft einwirkt, und Ersparnisse an Brennmaterial zuläßt; der Student der dreißiger Jahre wußte wenigstens schon, daß ein Quart Spiritus beinahe eben so lange ausreicht, wenn es sich darum handelt, statt einer, zwei Portionen Kaffee zu kochen.

Der Verfasser und sein Leidensgefährte, der Theologe, hatten nicht lange nach einer Wohnung zu suchen, als es beiden aus den angeführten Gründen darauf ankam, ihre Ausgaben zu bestreiten, doch überließ Letzterer Ersterem die ganze Mühewaltung der Forschung und des Abkommens mit dem Wirthe. Mit Ausnahme jener öffentlichen Vorlesungen, in welche sich die gebildete Mannschaft aller Lebensalter theilt, waren sämmtliche Collegia des Theologen gestundet, für lange Jahre stand er in der Santa Casa, d. h. der Quästur, heiligen Registern; sein Gemüth war zu verdüstert für irdische Angelegenheiten, die sich ohne einigen Humor nicht verhandeln lassen.

Das Haus, jetzt lange niedergerissen, mit der angrenzenden Baustelle vereinigt und in einen Schnittwaarenpalast umgewandelt, lag in der Jägerstraße, also in einer Gegend, die heute für eifrige Bauherren so ergiebig ist, wie der Bergsand Californiens für Goldgräber. Damals war es anders. Der Speculation war noch nicht der Staar gestochen, Handel und Industrie Berlins

lagen unter dem so vielberühmten patriarchalischen Regimente hülflos in den Windeln; in den Erdgeschossen der Geschäftsgegenden gab es noch menschliche Wohnungen, in denen Kinder geboren wurden, Eltern mit ihnen zum Fenster blickten, Myrten- und Rosenstöcke hinter den Scheiben standen, alte Männer und Frauen ein bequemes Unterkommen fanden, ohne Treppen zu klettern, gemüthlich leben und sterben durften. Aber selbst wenn der Besitzer des Hauses unternehmungslustiger gewesen wäre, und er hatte triftige Gründe, es zu sein: an der Schwäche seines Nervensystems wären alle Speculationsversuche gescheitert. Er litt seit vielen Jahren unheilbar am nervus rerum gerendarum. Nachdem er durch mehrere ungeschickt veranlagte und durchgefochtene Bankerotte bei seinen Mitbürgern allen Credit verloren hatte, war er durch eine Erbschaft seiner Ehehälfte, die bald darauf das Zeitliche segnete, in den Besitz des erwähnten Hauses gekommen, von dessen Ertrag er den Lebensunterhalt seiner Familie, die aus zwei unmündigen Töchtern bestand, bestreiten mußte. Das Gebäude war von ausnehmender Kleinheit. Gleich über dem ersten Stockwerk erhob sich die Mansarde, ein schmaler Hof trennte es von einem eben so hohen Hinterbebäude. An mehrere Familien vermiethet, hätte es also bei der Unscheinbarkeit aller Räume, nur eine sehr geringe Jahresrente abgeworfen; einer Einrichtung als „Hotel garni," mit denen man sich damals zu beschäftigen anfing, widersprach der gesammte architektonische Plan; dennoch wußte der Besitzer sich zu helfen und eine leidliche Miethseinnahme zu erzielen. Wir sollten nach und nach in alle seine hausökonomischen Geheimnisse dringen.

Auf meiner Wanderschaft führte mich ein über der Thür hängender Zettel, welcher ankündete, daß hier eine Stube nebst Schlafcabinet zu vermiethen sei, in das Haus.

Der Inhaber des Erdgeschosses, ein bayerischer Bierzapfer, wies mich in das erste Stockwerk; hier würde ich den Wirth treffen. Nachdem ich die unglaublich schmale Treppe erstiegen, und an der Glocke, die neben einer Porcellantafel mit der Inschrift: „Zum Wirth!" befestigt war, gezogen hatte, öffnete mir sofort eine junge Dame, und führte mich in das zweite, nach vorn gelegene Zimmer, um dann, ohne ein Wort zu sprechen, zu verschwinden. Hier saß an einem Cylinderbüreau ein kleiner Fünfziger, angelegentlich beschäftigt mit einem dickleibigen Wirthschaftsbuche.

„Bitte, wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen? ich bin gleich fertig." Ich ließ mich in einem Korbstuhl nieder, und betrachtete, schüchtern, wie es einem bedrängten Jünglinge geziemt, meinen Mann. Sein Haupt zeigte nur hinter und über den Ohren einiges borstige dunkle Gestrüpp, der Schädel war von jener Festigkeit und tadellosen Politur, welche schon im grauen Alterthum die Vögel des Himmels durch ihre Aehnlichkeit mit Marmor täuschte und einen derselben sogar verleitete, eine gefangene Schildkröte auf das Haupt des großen Tragikers fallen zu lassen. Der Inhaber des klassischen Schädels besaß zwei höchst arglistige Augen, die mich, über das Wirthschaftsbuch hinweg, eifrig musterten, aber meine Blicke beharrlich mieden. Er trug einen russischgrünen Oberrock und Schreibeärmel aus grober Leinwand, an der er die Feder abwischte, oder vielmehr mit dem Anstand eines Schlächters, der mit dem Zerlegen eines Stückes Vieh fertig ist, „wetzte," und in ein Fach des Pultes legte.

„Womit kann ich dienen?" begann der Wirth das Gespräch.

„Habe ich die Ehre, mit dem Vermiether des Zimmers und Schlafcabinets zu sprechen?"

Er bejahte meine Frage durch eine kurze Verneigung, und die Unterhandlungen waren eröffnet. Nach wenigen Worten sah ich mich aber in die mißliche Stellung eines Angeklagten zurückgeworfen, der in einer Voruntersuchung dem peinlichen Richter gegenüber steht. Der Fünfziger fragte nach einem gewissen criminalistischen System. Er mußte entweder die traurigsten Erfahrungen mit jungen Bösewichtern von Miethern gemacht haben, oder zu jenen Untersuchungsrichtern aus Passion gehören, denen es einen hohen Genuß gewährt, wenn sie durch ein amtliches Verhör ihre Nebenmenschen in Verlegenheit bringen, oder gar in Schrecken versetzen können.

Nicht die geringsten Umstände, aus denen er über den Charakter, die Gewohnheiten, namentlich über die Zahlungsfähigkeit des Miethers Auskunft zu erhalten hoffte, entgingen seinen Nachforschungen.

„Ich liebe die Jugend, die studirende Jugend ist mir besonders ans Herz gewachsen," sagte er, und warf unwillkürlich einen flüchtigen Blick in das Wirthschaftsbuch, „mein ganzes Haus wird von jungen Leuten bewohnt. Es würde mich freuen, wenn auch Sie und Ihr Freund an meinem Herde eine zweite Heimath finden sollten!"

Er mußte bei dem Worte „Herd" einige Bedenken in meinen Zügen gelesen haben, denn er fügte hinzu: „Nur kein Mißverständniß! Herr Studiosus, ich spreche bildlich, mein Haus ist keine Garküche. Der Herd ist für mich nur ein Symbol Alles dessen, was dem Familienoberhaupte, seinen Angehörigen und Gastfreunden heilig zu sein pflegt. Alle jungen Leute, die mein Haus bewohnen, beziehen nur den Morgenkaffee aus meiner Wirthschaft. Meine Verbindungen mit Hamburg setzen mich in den Stand, die wohlschmeckendste Bohne billiger zu liefern, als irgend Jemand in der Stadt. Auch das Heizungsmaterial muß aus meinen Vorräthen entnommen

werden. Mein Hausdiener ist mit der Lieferung betraut, er besorgt auch die tägliche Reinigung der Kleidungsstücke und Stiefeln. Für die Buchführung bin ich allein verantwortlich; die Wochenrechnungen werden Sonntags früh ausgehändigt und — — bezahlt!" War der Ton der ganzen Auseinandersetzung musterhaft höflich, so klang das letzte Wort dafür desto entschlossener. Man hörte wohl: der Fünfziger war nicht der Mann der ausstehenden Reste und schlechten Bezahler. In seinem Hause ging Alles Zug um Zug. Er hatte sich nach den Facultäten erkundigt, denen der Commilitone und ich angehörten, nach der Zahl der bisherigen Semester, dann brachte er das Gespräch auf die gehörten Collegia, auf die muthmaßliche Reise, die wir im nächsten Sommer unternehmen würden; endlich mochte er sich ein Endurtheil über die neuen Miether gebildet haben. Es schien nicht ungünstig ausgefallen zu sein, denn er verschloß das Wirthschaftsbuch, zog aus einem gestickten Täschchen den Hauptschlüssel zu allen Zimmern seines Hauses, und lud mich ein, das zu miethende Quartier zu besichtigen.

Wir stiegen in das zweite Stockwerk hinauf, die Stube und das Schlafcabinet lagen in der Mansarde. Der bisherige Einwohner schien nicht zu Hause zu sein, denn der Wirth öffnete, ohne anzupochen, die Thür, und machte eine demonstrirende Bewegung, als wolle er durch dieselbe ausdrücken: diese Gemächer sind der Stolz meines Hauses; ich nehme nur sichere Personen darin auf." War von den vorhandenen Utensilien ein Schluß erlaubt, so gewährte der Miethsmann hinsichtlich seiner Sicherheit nur geringe Garantien. Außer einem Tintenstecher, der unter dem trübäugigen Spiegel lag und einer langen Tabakspfeife, war nichts von Besitzthümern zu bemerken. Der Kleiderschrank stand offen, es war indeß auch kein Grund zum Verschluß vorhanden.

„Sie können gleich einziehen!“ bemerkte der Wirth mit einem trübseligen Blick in den leeren Kleiderschrank, wir werden uns über eine kleine Vergütigung für die drei letzten Tage des September einigen.“

„Hat der Herr Miether denn kein Recht mehr an die Zimmer?“ fragte ich, obgleich mir gar nichts daran lag, gleich einzuziehen.

„Wie kann Jemand ein Recht als Miether besitzen, der noch keine seiner Pflichten gegen den Wirth erfüllt hat? Aerger, wie dieser junge Mensch, hat mich noch Niemand getäuscht. Bis auf den heutigen Tag habe ich noch keinen Pfennig Miethe erhalten. Das ist Alles, was mir von ihm bleibt. Ein Tintenstecher und eine Pfeife! Für zwei Monate Quartier, Kaffee und Milchbrot! Mein letzter Trost ist das Universitätsgericht!“

Wahrscheinlich las der würdige Hausherr in meinem Gesicht bei Erwähnung dieses hohen Gerichtshofes einige Unbehaglichkeit; er setzte mit tröstlichem Tone hinzu: „Es war eine unverzeihliche Schwäche von mir, dem Leichtsinnigen so lange zu creditiren, gewiß! aber sein sanfter Ausdruck von Humanität hatte mich irre geführt — meine Cäcilie bat für ihn — man ist nicht allein väterlicher Freund der männlichen Jugend, man ist auch leiblicher Vater seiner Töchter. Die Stimme der Unschuld hat stets etwas Verführerisches für ein liebevolles Gemüth — aber schweigen wir davon, Sie können gleich einziehen — Sie haben doch Gepäck? Bagage? Bücher? Sie und Ihr Herr Commilitone?“

Unser künftiger väterlicher Freund warf bei den letzten Worten noch einen wehmüthigen Blick in den leeren Kleiderschrank, schien sich aber wesentlich erleichtert zu fühlen, als ich ihm die Versicherung gab, daß wir Beide im Besitz, nicht nur der erforderlichen Utensilien und Garderobe, sondern auch einer nicht unbeträchtlichen Anzahl

wissenschaftlicher Werke, der Früchte unserer Sparsamkeit und Frugalität seien, und ihn beim Umzug um die Hilfe seines Hausdieners und die Absendung eines kleinen Handwagens ersuchten. Seine Hochachtung stieg noch mehr, als ich ihm versicherte, daß wir beide mit unseren bisherigen Wirthen im besten Einvernehmen stünden, nur durch den Wunsch, zusammen zu wohnen, zu einer Veränderung veranlaßt würden, und bis zur letzten Minute des gesetzlichen Termines bei ihnen zu bleiben gedächten. „Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, mein lieber junger Mann, ich freue mich, Ihren lieben Commilitonen kennen zu lernen," sagte vollkommen erheitert der liebevolle Wirth, und steckte in der Freude seines Herzens den Tintenstecher in die Rocktasche, nachdem er sich vorher überzeugt, ob er fest zugeschroben sei, „Sie werden sich beide in unserer Mitte wohl fühlen. Am fünfzehnten des Monats steht uns die Kündiguug frei. Kaffee erhalten Sie aus meiner Küche. Sobald die Heizung erforderlich ist, beginnt die Holzlieferung." Zu gleicher Zeit machte er eine hohle Hand. Das bestimmte Wesen des Mannes hatte mir, dem Neuling des Faches, imponirt. Ich legte zur Bürgschaft einen Thaler in seine Rechte, und besprach scheidend Modus und Ceremoniel unseres Einzuges, obgleich die Bedingungen der Kaffee- und Holzlieferung mir schon jetzt als künftige Steine des Anstoßes erschienen.

Der Theologe, mein Commilitone, hatte gegen den von mir geschlossenen Miethsvertrag nicht viel einzuwenden, doch verheimlichte er mir nicht sein Bedenken, in Betreff der Lieferungsgeschäfte des Wirthes. Nach seiner Auffassung widersprachen sie dem Charakter eines „väterlichen Freundes der Jugend" durchaus und entsprachen vielmehr dem Plane eines Mannes, der leicht vertrauende Jünglinge nach Kräften ausbeuten wolle. Als

ein in der heiligen Schrift wohlbelesener Studirender belegte er seine Ansicht mit so vielen treffenden Citaten, daß ich nicht zu widersprechen wagte. Am tiefsten erschütterte mich aber eine seiner historischen Notizen, in der er den Wirth in der Jägerstraße mit dem römischen Kaiser Caracalla verglich, der von einer christlichen Amme gesäugt und mit der Büste des Stifters unserer Religion in seinem Gemach, nichtsdestoweniger mit den Bekennern des Christenthums auf das grausamste verfuhr.

Am gesetzlichen Tage des Wohnungswechsels bezogen wir das neue Quartier und wurden von dem Wirthe in eigener Person in unsere beiden Gemächer geführt. Der würdige Mann ließ seine ganze Liebenswürdigkeit spielen, da unser reichlicher Vorrath von gut eingebundenen Büchern ihm hinlängliche Garantien für den richtigen Empfang des Miethzinses gewährte. „Ich liebe junge Männer mit vielen Büchern,“ sprach er mit erbaulichem Tone, „dagegen mißtraue ich dem Fleiße jener Studiosen, die mehr Gewicht auf den Besitz von Rappieren und Schwertern legen. Das Buch gilt mir für eine Bürgschaft ihrer Häuslichkeit; Jünglinge mit Hiebwaffen und Schnurrbärten halten sich lieber an öffentlichen Orten auf. Glauben Sie mir, meine Herren, es kommt dabei nichts heraus.“

Dann legte er seine Rechte, wie ein Roßkamm auf den Rücken eines von ihm empfohlenen Gaules, auf den noch ungeheizten Ofen und setzte hinzu: „Er heizt sich vortrefflich, Sie werden merkwürdig wenig Holz brauchen.“ Der Theologe warf mir einen halb vorwurfsvollen, halb verständnißinnigen Blick zu.

So waren wir denn zusammen einquartirt und studirten an dem mit buntem Wachstuch überzogenen runden Tische vor dem Sopha. Während des Octobers kamen

wir wenig mit unseren Hausgenossen in Berührung, da das anhaltend schöne Wetter sie zu zahlreichen Excursionen einlud und der Besitz von Büchern sie nicht veranlassen mochte, am Pulte zuzubringen; im November und December lernten wir auf der Treppe, dem Rendezvousplatze der Miether, mehrere derselben kennen. Hier war es auch, wo die meisten Begegnungen mit dem Wirthe stattfanden. Die Mehrzahl seiner Gespräche mit den jungen Leuten wurde ebendaselbst abgehalten und von uns bis auf das letzte Wort verstanden. Das Haus war, ob aus leichtsinniger Bauart, oder aus Altersschwäche, so akustisch, wie der beste Theaterraum, und ließ den geringsten Laut der Unterhaltung selbst bis in unser Schlafgemach dringen. Der liebenswürdige Wirth hatte das Haus ererbt, sonst lag die Vermuthung nahe, er habe dasselbe nach dem Muster des Dionysusohres bauen lassen, um, wie jener Tyrann, jede Meinungsäußerung der Miether in seinem Gemache zu belauschen. Daher war seine Vorliebe, die wichtigsten Punkte der Unterhandlungen erst auf der Treppe, d. h. im Halbdunkel zur Sprache zu bringen, sehr bemerkenswerth. Er erinnerte mich durch diese Schwäche an die Briefstellerei der Frauen, welche gewöhnlich die Hauptsache ihres Schreibens erst im Postscriptum berühren.

Gleich das erste Gespräch mit zwei Liefländern, die eine Wohnung im Hinterhause gemiethet hatten, gestattete uns einen tiefen Blick in das Wesen unseres Wirths. Man war hinsichtlich des Miethspreises um zwei Thaler auseinander, welche die beiden vorigen Einwohner, mit denen unglücklicherweise die Liefländer bekannt waren, weniger gezahlt hatten. Obgleich ihnen die Wohnung, wegen der großen Nähe der Universität und Bibliothek gefiel, protestirten sie doch gegen die Mehrforderung, und behaupteten, sie sei durch keine Verbesserung der Zim-

mer und keine Leistung von Seiten der Wirthsleute motivirt.

„Keine Verbesserung — keine Mehrleistung?“ sagte der väterliche Freund der Jugend mit ungewöhnlich lauter Stimme, „laden Sie Ihre Landsleute zu einem Besuche ein“ — die Zimmer hatten eine Woche hindurch leer gestanden — „und Sie werden sich sämmtlich eines Besseren überzeugen! Haben Sie das Hinterfenster meiner Wohnung betrachtet? Haben Sie den Blumenflor bemerkt? Er ist eine neue Anlage, eine entschiedene Verbesserung des Prospectes für die Bewohner des Hinterhauses. Meine Herren! früh und spät sinne ich darüber nach, wie das Dasein meiner Gastfreunde (ich darf sie so nennen) angenehm zu machen sei. Längst habe ich mich in ihren Seelenzustand versetzt und die Mängel der Aussicht schwer empfunden. Der Zimmermiether im Hinterhause kann nicht auf die Straße sehen, das liegt in der Beschaffenheit der Gebäude, und ich vermochte es nicht zu ändern, aber ich sagte mir, du kannst im Wege der Landschaftsgärtnerei, der Blumencultur, etwas für die armen jungen Leute thun, ihre Phantasie mit heiter anregenden Bildern erfüllen, vielleicht einen lyrischen Dichter der Zukunft wecken, ich sagte es mir, und beschloß, innerhalb des Hinterfensters einen kleinen Park oder auch nur ein Treibhaus in Miniatur-Verhältnissen anzulegen.“

„Was geht das uns an?“ rief der Wortführer der Liefländer.

„Was Sie das angeht?“ schrie der Wirth mit Pathos und riß geräuschvoll die auf die Treppe mündende Thür des Hinterzimmers auf, „was Sie die Anlage eines Fenstergartens zum ästhetischen Besten der Sprößlinge polarisch situirter Nationen angeht? Sehen Sie diese beiden Gummibäume, sie sind noch nicht bezahlt, aber sie rahmen, wie eine Allee, alle übrigen Gewächse

ein, sehen Sie diese Fuchsien, diese Rosen und Camellien, und versetzen Sie sich im Geiste in Ihr Hinterzimmer, malen Sie sich den Beginn des Frühlings aus, und dann schelten Sie mich gleichgiltig gegen die Bedürfnisse lebhaft pochender poetischer Herzen! Meine Herren, Sie sind Liefländer! — geboren in einer Zone, wo der Frühling zu spät, der Winter zu früh beginnt, sind gerade Sie dazu geartet, dieses Hereinragen der Natur in eine, durch hohe Mauern, durch eine Bierfässer-Atmosphäre beschränkte Existenz zu würdigen, gerade Sie sollten durch diese Erinnerung an die Vegetation milderer Himmelsstriche harmonisch berührt werden! Nur in väterlicher Fürsorge für junge Söhne des russischen Reiches, die sich aus mir unbekannten Gründen in meinem armen Hinterhause stets heimisch gefühlt haben, dachte ich an die Begründung dieses Fenstergartens. Bestreiten Sie jetzt noch eine Veränderung, eine Mehrleistung, halten Sie noch eine monatliche Zulage von zwei Thalern für unbillig? Sie sollen meine Bücher sehen! Die monatlichen Unterhaltungskosten betragen das Doppelte! ich bringe Opfer, aber ein väterlicher Freund der Jugend ist immer zu Opfern verpflichtet."

Die Verhandlungen waren noch nicht beendet, aber die Parteien unten auf dem Hausflur angelangt, und ihre weiteren Worte nicht mehr verständlich. Ich brach in ein lautes Gelächter aus, der melancholische Theologe machte ein trübseliges Gesicht. „Wir werden an diesem Manne die traurigsten Erfahrungen machen. Ist die Zunge des Menschen schon falsch, so gebe ich nicht einen Deut für seine Handlungsweise!"

Die bisherigen Kaffeelieferungen bestätigten leider die Ansicht des Commilitonen. Das Getränk war nicht schlecht, seine Quantität nebst der aller sonstigen Zuthaten viel zu spärlich für den Bedarf zweier Personen.

Außerdem wurde uns dafür so viel abgefordert, daß wir mit dem vierten Theil der erlegten Summe eben so weit gelangt wären. Der Theologe murrte, aber erst der Beginn der Holzlieferungen sollte sein ursprünglich friedfertiges Gemüth zum Aeußersten bringen. Unser Hausvater berechnete uns das Dutzend Holzstücke nach dem alten Tarif der Victualienkeller mit einem Silbergroschen, doch glich das Format der Scheite so sehr dem der Schwefelhölzer, daß eine ausreichende Heizung des Ofens erst gelang, wenn eine unglaubliche Menge dieser Splitter hineingesteckt wurde. Der Stubenkamerad befand sich längst im Zustande der Empörung; ich als ursprünglicher Contrahent hatte nicht den Muth, mich gegen das Uebereinkommen aufzulehnen. Es blieb mir nichts übrig, als den Theologen gewähren zu lassen. Nachdem wir länger als einem Monat unter diesem Erpressungssystem gelitten hatten, begab er sich Nachmittags und nicht Vormittags, wann der Aerger ungleich nachtheiliger auf sensible Naturen einwirkt, zum Wirthe, um zunächst unseren Holzvertrag, den empfindlichsten für das beiderseitige Budget, rückgängig zu machen, oder doch auf wesentliche Modificationen desselben zu dringen. Er traf den Menschenfreund wieder auf der Treppe. Eben war er von einer Recognoscirung des Hinterhauses zurückgekehrt, wo die Liefländer, obgleich sie den Zweithaler-Zuschlag für den Fenstergarten nicht beanstandet hatten, doch ihren Unmuth durch Anzettelung kleiner Verschwörungen und häuslicher Unruhen Luft machten.

Mein Commilitone war schon damals ein ausgezeichneter Redner. Er „stellte,“ gleich dem entschlossenen Förster, wenn er dem Eber begegnet, den die Treppe hinansteigenden Wirth und behandelte ihn von den oberen Stufen aus, wie ein strenger Seelsorger sein lasterhaftes Pfarrkind. Er hielt ihm die auf Holzplätzen zu zahlen-

den Engros-Preise und den mäßigen Gewinn der Kleinhändler vor; er beschwor ihn, dem unmoralischen Verfahren des Hausknechtes in der Zerspaltung der Scheitern zu steuern, oder viermal mehr für dasselbe Geld zu liefern; er bedrohte ihn endlich mit Gewissensbissen in den letzten Lebensjahren, der Seelenfolter des Sterbebettes und den höllischen Strafen im jenseitigen Leben. Es war nicht artig, aber mein Commilitone erlaubte sich im rhetorischen Feuer die Bemerkung, daß an dem Ort der ewigen Qual jeder diesseitige Holzsplitter sich in einen Holzkloben verwandeln werde, um daran das ungerechte Fleisch des Lieferanten zu rösten. Dessenungeachtet hatte er sich in der Wirkung auf das Gewissen unseres väterlichen Freundes vollständig verrechnet. Selbst bei dieser zerschmetternden Anklage, bei den dräuenden Fingerzeigen über dieses Leben hinaus, blieb der Wirth vollkommen höflich und ruhig. Er lud den Theologen ein, ihm in das Zimmer zu folgen, da er vermuthlich bei den vorauszusehenden lebhaften Unterhandlungen in Betracht der Fäulniß seiner Sache die Oeffentlichkeit auszuschließen gedachte; als mein Freund sich jedoch weigerte und ihm den Weg vertrat, verschmähte er nicht, sich auf dem allgemein zugänglichen Forum des Hauses zu vertheidigen.

„Ihre Anklage ist schwer, mein lieber junger Mann," hörte ich ihn sagen, „dennoch ist die Vertheidigung leicht. Alle Ihre Bemerkungen sind nicht frei von Einseitigkeit. Sie zeihen mich der Gewinnsucht, und es mag wahr sein, daß ich einem kurzsichtigen Blicke dieses Lasters schuldig erscheinen kann, meine Holzstücke sind schlanker, als üblich zu sein pflegt, und der Kleinstädter, der die Concurrenz mit Gewerbegenossen zu ertragen hat, mag sie von mehrerer Schwere liefern; Sie vergessen leider nur die höheren Gesichtspunkte, von denen ich als Herr

und Conservator dieses Hauses auszugehen berufen bin! Nichts weiter als die Verpflichtung: das Gebäude und sein Inventarium zu schonen, den Comfort meiner Miether nicht zu stören, hat mich überhaupt auf den Gedanken eigener Holzlieferungen gebracht. Der periodische Import durch entlassene Strafgefangene und ähnliche bedenkliche Individualitäten gefährdet nicht allein die Sicherheit aller Einwohner, sondern giebt auch häufig Veranlassung zu Beschädigung der Wände des Flures und der Zimmer. Nichts beunruhigender, als der unaufhörliche Verkehr fremder Menschen im Hause! nichts ungemüthlicher, für die Geruchsorgane empfindlicher, als durch Aufbewahrung des Vorrathes von Brennmaterial, die Verwandlung der Zimmer in Holzböden! Den verehrungswürdigen Eltern meiner Miether bin ich schuldig, einen solchen Mißbrauch zu verhüten. Daher die elegante Glätte meiner Scheite, daher die Einrichtung, nach deren Buchstaben mein getreuer Friedrich an jedem Morgen allen Miethern ihren Tagesbedarf an Holz aushändigt! Kommt Ihnen die Heizung etwas theurer zu stehen, als manchem Ihrer Altersgenossen, so wollen Sie bedenken, daß Sie diese geringe Steuer nur zu Ihrem eigenen Besten zahlen, jede Gefahr, im Hause bestohlen zu werden, dadurch abwenden und die Annehmlichkeit des Aufenthaltes im Zimmer vermehren. Die Erhöhung Ihrer Lust zum Studium schlage ich nicht gering an."

Der Theologe war in den Grund gebohrt, er wich aus, festen Fußes erstieg der Wirth die Treppe und schlug im Gefühl seines Triumphes ungewöhnlich laut die Thür seiner Wohnung zu. Ganz kleinlaut langte mein armer Freund in unseren Zimmern an.

„Mit Wortgefechten und vernünftigen Einwendungen erreichen wir nichts," sagte er und warf sich mißmuthig in die Sophaecke; „wir müssen handeln."

„Kündigen? ausziehen?" fragte ich schüchtern; denn die vortheilhafte Lage des Quartiers behagte mir bei beginnendem Winter nicht wenig.

„Noch nicht!" antwortete der Freund; „aber wir wollen uns auf das Schlimmste vorbereiten. Mein Plan ist, den Kaffee und das Holz noch heute zu kündigen, sogleich unsere größere Maschine in Stand zu setzen, die nöthigen Einkäufe zu besorgen und morgen früh allein Kaffee zu kochen. Bei der Gelegenheit werde ich zugleich in dem nächsten Keller einen Besuch abstatten und eine größere Bestellung machen. Wir können das Holz unter die Betten und den jedesmaligen Tagesbedarf hinter den Ofen schichten. Ich habe den Holzgeruch noch niemals für ungesund gehalten."

Nach diesen entschlossenen Worten sprang er auf, fuhr mit den Aermeln so rasch in den etwas knappen Paletot, daß alle Näthe knackten, drückte den röthlich schimmernden Hut tief in die Stirn und ging an die Ausführung seines Planes zur Erringung unserer finanziellen Selbstständigkeit.

Eine Viertelstunde war noch nicht verflossen, als ich auf der Treppe schwere Männertritte vernahm und gleich darauf ein beinahe elephantenartiges menschliches Geschöpf erschien und die erste Bürde des erstandenen Holzes ablud. Mir kamen die einzelnen Stücke desselben wie Balken vor; ich hatte alles Augenmaß verloren. Bald traf auch der Gefährte ein; er war, wie ein Indienfahrer, reich beladen mit Kaffee, Zucker und Brennspiritus. Seine revolutionären Flammen sollten lichterloh über dem Haupte des Wirthes zusammenschlagen. Wir heizten ein, daß der an eine so starke Ladung nicht gewöhnte Ofen schwere Seufzer ausstieß, und bald verbreitete sich in den Zimmern der angenehme Duft frisch gebrannten gemahlenen Kaffees. Der Theologe hatte, als Beitrag

zu seinem künftigen Wirthschaftsinventarium, den Etat durch Ankauf einer Kaffeemühle belastet. Die Pfeifen wurden in Brand gesteckt und beim lustigsten Schneegestöber genossen wir in gehobener Stimmung das für uns neue Schauspiel, die Fenster von dem warmen Hauch der Zimmerluft angelaufen und bald mit zarten Wassertröpfchen bedeckt zu sehen.

In diesem Augenblick des Genusses ward an die Thür gepocht. Das ungewohnte Geräusch der Holzeinfuhr und das, in alle Gemächer des leicht gebauten Hauses dringende Arom des gemahlenen Kaffee's hatte die Aufmerksamkeit des Wirthes erregt. Seine Spürnase führte ihn vor die richtige Thür; er war einfach wie Friedrichs des Großen Kaffeeriecher der Witterung nachgegangen. Kaum eingetreten, entging seinem Scharfblick nichts von dem, was geschehen war. Ein geistreicher Mann, berechnete er die ganze Tragweite des Ereignisses.

„Bruch der Verträge!" murmelte er bestürzt und blieb nahe an der Thür stehen. Er mochte in dem Auge des Theologen das heimliche Verlangen lesen, ihn hinaus- und die Treppe hinabzuwerfen. Der künftige Hirt der gläubigen Gemeinde war jedoch weit von einer solchen Gewaltthat entfernt; die Befreiung von dem drückenden Joche hatte ihn versönlicher gestimmt. Jetzt klagte er die Habgier des Wirthes nicht mehr an, erwärmt durch das reichliche Ofenfeuer, die Fülle kräftigen Kaffee's, suchte er nur unsere kühne Handlungsweise zu entschuldigen. Seine Ansprache war herzlich und hätte jeden Andern gerührt; unseren väterlichen Freund ermuthigte sie nur. Das Erwachen des ruhigen männlichen Selbstgefühls hielt er für ein Zeichen von Unentschlossenheit und Schwäche.

„Wir schreiben erst in acht Tagen den fünfzehnten,

meine Herren, aber ich bitte Sie, auf die Kündigung sich vorzubereiten. Ich bin nicht Willens, meine reiflich erwogene Hausordnung Ihrem Trotz zu opfern; ich empfehle mich Ihnen!“ Nach diesen Worten verschwand er, und zwar so leise, als wollte er diesen Auftritt vor der Mitwissenschaft aller Hausgenossen verbergen. Er hatte nicht die Akustik des Hauses, das ahnende Feingefühl geknechteter Völker, die Verrätherei seines eigenen Sklaven bedacht; um sechs Uhr Abends war die Nachricht unseres Aufstandes in allen Quartieren verbreitet. Die Miether lehnten sich auf und die Treppen des Hinter- und Vorderhauses krachten schon unter den Füßen der rasch herbeigerufenen Holzträger. Man konnte glauben, ein Scheiterhaufen solle errichtet werden, um den väterlichen Freund der Jugend darauf zu verbrennen. Am Morgen gab es kein Monopol mehr. Wir erwarteten, uns als die Märtyrer der errungenen Freiheit betrachtend, gelassen die Kündigung, aber sie erfolgte nicht. Der würdige Mann hätte allen Einwohnern kündigen müssen, wollte er das Princip des Haushalts aufrecht erhalten. Weiser als viele Minister, zog er es vor, den Fortschritten des Zeitalters die nothwendigen Concessionen zu machen. Wir wohnten beinahe ein Jahr in seinem Hause.

---

2. Der Lieutenant als Wirth.

Bei der noch immer nicht ausgerotteten leidigen Zweifelsucht an der fortwährenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes zum Besseren, kann nichts tröst-

licher sein, als die Wahrnehmung vortheilhafter Veränderungen im Schicksale des Einzelnen. Ein Miether, der sich durch Willenskraft und Gluth der Leidenschaft über sich selbst erhebt und zum Stande des Wirthes emporschwingt, muß alle Zweifler an dem Streben und der Bildungsfähigkeit unserer Natur zum Schweigen bringen. Die Geschichte meines Jugendbekannten, des Seconde-Lieutenants, ist deshalb lehrreich und erhebend.

Der junge Militär, zumal wenn er in seiner Laufbahn die Epauletten erschwungen hat, genießt, wie Jedermann weiß, eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft, mit der kein gleichaltriger Civilist sich zu messen vermag. Wird ihm in der Residenz der Zutritt bei Hofe gestattet, so erschließt ihm seine Uniform, wie ein passe-partout, in großen Provinzial- und Handelsstädten, die vornehmsten und reichsten Kreise, er wird von den ersten Beamten und angesehensten Kaufleuten eingeladen, von den Töchtern beider als Tänzer und unterhaltender Gesellschafter gern gesehen, von den Müttern des Handelsstandes als Schwiegersohn hochgeschätzt, und von den ballfähigen Gymnasiasten und Commis des Ortes im Stillen beneidet. Nur die beiden Tenöre und Liebhaber der Theater sind im Stande, ihm den Rang in der Gunst der Damen streitig zu machen. Stillschweigend wird jedoch vorausgesetzt, der junge Militär gehöre gleizeitig dem bevorzugten Stande der Gesellschaft, dem Adel an; der bürgerlich geborene Lieutenant wird seinen Altersgenossen im Civilstande höchstens auf Bällen vorgezogen. Im socialen Leben muß er sich, wie jedes aufstrebende Talent, durch seine persönlichen Eigenschaften Geltung verschaffen.

Lieutenant Gries gehörte zum Offiziercorps eines Infanterie-Regimentes meiner Vaterstadt, und besaß eine Menge der schätzenswerthesten Eigenschaften für einen jungen Krieger, dem sein Beruf, wenn die Manöver be-

endet sind, hinlängliche Muße zu den verschiedenartigsten Beschäftigungen gewährt. Er trug aus künstlerischen Neigungen einen, meistens damit verbundenen Hang zum Wohlleben in sich, besaß einige Fertigkeit in der Versfabrikation, eine nicht unangenehme, wenn auch wenig gebildete Stimme und schlug die Laute so fertig, wie es sich für einen Haustencristen geziemt. Das Bewußtsein des Besitzes aller dieser Talente spornte den Ehrgeiz des jungen Helden an, und erregte Wünsche in seiner Brust, welche zu befriedigen, das ihm vom Staate monatlich gewährte Gehalt nicht ausreichte. Lieutenant Gries mußte nach den reiflichsten Reflexionen zu demselben Entschluß gelangen, wie seine gleich gutgebildeten Kameraden, dem Entschluß: die Tochter eines reichen Handelsherrn zu heirathen und dadurch seine Jahresrente soweit zu verbessern, daß er seinen ästhetischen Neigungen nachzuhängen und einen Cultus schöner Künste am eigenen Heerde zu gründen vermochte. Der arme Lieutenant hatte nun aber mit dem erwähnten Hauptübelstande eines jungen Kriegers in reichen Provinzialstädten zu kämpfen; er war nicht von Adel. So gern man ihn als Matador im Cottillon, als Sänger von Romanzen mit Guitarrebegleitung, als Virtuose in Kartenkunststücken überall einlud; als Freiwerber war er nicht gleich gern gesehen. Die jungen Damen der Elite des Getreidehandels und der höheren Bierbrauerei für den Export über See machten einen zu scharfen Unterschied zwischen dem Lieutenant mit oder ohne Ahnen. Der aus dem Bürgerstande erwachsene Befehlshaber durfte nur Ansprüche auf ihre Hand erheben, wenn er sich bis an die Spitze einer Compagnie emporgearbeitet hatte. Da eine solche Rangerhöhung aber erst im höheren Lebensalter stattzufinden pflegte, kamen dergleichen Heirathen äußerst selten vor, und verhalfen dann nur sattsam herangereiften Schönheiten unter die Haube. Der

heirathslustige Lieutenant befand sich in der unglücklichsten Lage. Eine Anzahl mißlungener Versuche, sich mit festgegründeten Handelshäusern zu verschwägern, war in der Stadt bekannt geworden, in mehreren der angesehensten Familien durfte er sich nicht mehr blicken lassen; sein frischer Lebensmuth war gebrochen. Der verunglückte Heirathskandidat mochte nicht mehr in der Stadt bleiben, deren begüterten Mädchen es nur genügte „Frau von Gries" zu heißen. Das Glück wollte ihm wohl; er wurde zur Kriegsschule nach Berlin kommandirt. Hier machte ich seine persönliche Bekanntschaft. Als Gymnasiast hatte ich kaum gewagt, mich ihm zu nähern, als Student durfte ich mir, ihm dem Linienoffizier gegenüber, in einer Stadt der Garde diese Freiheit wohl gestatten. Ich traf ihn in der ehemaligen Conditorei von Fuchs unter den Linden, wo er, von den landschaftlichen Reizen des auf Schweizerart decorirten Zimmers malerisch umgeben, einige Süßigkeiten naschte, und Gubitz' „Gesellschafter" studirte. Das Leben in der Residenz hatte schon nachdrücklich seinen ernsten Einfluß auf ihn geübt. Der frühere Stolz des jungen Befehlshabers, der sich durch die Menge glänzender Gardecavaliere verdunkelt sah, war verschwunden; seine Herablassung ging so weit, mich zu erkennen und freundlich meinen Namen auszusprechen. Die Gunst des Schicksals hatte mich, den Primaner, einst mit dem sangeskundigen Tapfern in einer Quadrille zusammengeführt.

Die frühere düstere Schwermuth des Lieutenants war einer liebenswürdigen elegischen Stimmung gewichen. Aus seinem, mit klangvoller Stimme ertheilten Befehl, ihm einen zweiten „Windbeutel" zu bringen, schloß ich auf neuerwachende Hoffnungen eines besseren Zustandes. Noch günstiger dachte ich von Lieutenant Gries, als er den Verzehr des Gebäckes begann. Er aß mit dem Appetit eines

Mannes, der noch nicht an sich selber verzagt. Bald waren wir in ein unterhaltendes Gespräch verwickelt. Der Lieutenant entwarf kurze Charakteristiken seiner Lehrer auf der Kriegsschule, lobte das ungebundene, vorurtheilsfreie Leben Berlins, rühmte die Kunstgenüsse der Hauptstadt und lud mich zuletzt ein, ihn zu besuchen.

„Wundern Sie sich nicht über meine Wohnung," sagte er, nachdem er die Straße und Hausnummer angegeben, „ich bin zu ihrer Wahl durch eigenthümliche Gründe bestimmt worden. Wir werden gewiß bald Gelegenheit finden, uns darüber ausführlicher auszusprechen. Zwischen zwei bis vier Uhr Nachmittags bin ich immer zu Hause."

Wir trennten uns, aber schon am dritten Tage stattete ich meinem militärischen Landsmanne einen Besuch ab. Das Haus, in dem er wohnte, lag zwar nur in einer Gasse und hatte ein wenig ansehnliche Pforte, aber es besaß eine breite Front nach einer Hauptstraße, und war von wohlhabenden Geschäftsunternehmern bewohnt, in deren Lokale man von der Vorderseite aus gelangte. Das Zimmer des Lieutenants befand sich im hohen Erdgeschoß, und gewährte nur die Aussicht auf eine Niederlage von grünen Flaschen. Für einen jungen lebenslustigen Militär wäre der Aufenthalt sonderbar genug gewählt gewesen, wenn ich nicht an dem Fenster der zur Rechten des Hausflurs gelegenen Wohnung ein hübsches junges Mädchen bemerkt hätte, das nur die Tochter des Wirthes sein konnte. Das Gemach des Lieutenants war sauberer gehalten, als die häuslichen Gewohnheiten solcher Herren zu gestatten pflegen. Man erkannte unschwer, daß ihm viel daran lag, auf Personen, die vielleicht in seiner Abwesenheit das Gemach betreten mochten, vortheilhaft einzuwirken. Man sollte ihn für einen Offizier von feinen Manieren und guter Bildung halten; alle Decorationen deuteten auf den gelehrten, künstlerischen

Militär. Mehrere dicke Bücher, auf Pappe geklebte Landkarten und fortificatorische Zeichnungen waren so aufgestellt oder aufgehängt, daß sie jedem Eintretenden vortheilhaft ins Auge fallen mußten. Auf einem Spieltisch lag ein Packet Noten, darüber hing eine Lithographie der Frau Schröder-Devrient, deren Gestirn damals culminirte, ein verwelkter Lorbeerkranz und an einem hellblauseidenen Bande die Laute des Lieutenants, nicht wie gewöhnlich dergleichen Tonwerkzeuge kriegerischer Dilettanten, halb bezogen, mit losen Wirbeln und verwickelten Drathsaiten, sondern gut im Stande erhalten und sichtlich für den täglichen Gebrauch vorbereitet. Die Atmosphäre des Zimmers wurde nicht durch zweifelhaft gereinigte Tabakspfeifen verdorben; Lieutenant Gries bediente sich lediglich der Cigarren, wenn schon die von ihm gewählte Sorte den Dunstkreis seines Aufenthaltes nicht sonderlich verbesserte. Das Gemach ließ sich indessen leicht lüften. Mit seiner alten Wirthin, von der er die Wohnung abgemiethet, schien er auf einem vertraulich gemüthlichen Fuß zu stehen. Ohne anzuklopfen, trat sie ein, brachte den Kaffee, unterwarf meine Person, als neue Bekanntschaft ihres Einwohners, einer flüchtigen scheinbar nicht mißbilligenden Prüfung, flüsterte dem Lieutenant lächelnd einige Worte in das Ohr und entfernte sich mit leichtem Kopfnicken. Die würdige Frau, die Wittwe eines Postbeamten, trat als mütterliche Freundin des jungen Mannes auf. So konnte sich nur eine „Vertraute" benehmen, In der That hatte ich mich nicht geirrt, denn da der Landsmann mir die Rolle seines Vertrauten zugedacht, hielt er nicht lange hinter dem Berge und schenkte mir schon bei seinem Gegenbesuche reinen Wein über seine Verhältnisse ein.

„Ich bin des Dienstes satt," sagte er entschlossen und streifte die Asche der Cigarre so rasch am Rande des

Bechers ab, als sei sie ein Symbol seiner drückenden amtlichen Verpflichtungen, oder seiner erstorbenen Aussichten auf Beförderung, „wenn es mir gelingt, mich zu verheirathen, nehme ich den Abschied." Lieutenant Gries war also noch immer der Alte. Nicht mit Hülfe des Kriegsgottes, sondern der holden Aphrodite gedachte er sein Glück zu machen.

„Haben Sie sie gesehen?" fuhr er fort. Ein Zeichen mit dem Kopfe gestattete kein Mißverständniß, er konnte nur die junge Schöne auf der andern Seite des Hausflurs, meinen, die Tochter des Hauswirthes. Ich bejahte seine Frage durch eine ehrbare Verneigung des Hauptes.

„Haben Sie sich auch das Haus besehen? sehr schön — sehr schön!" setzte er hinzu, und ich war zweifelhaft, ob er seine Geliebte, oder das Grundstück meinte. Er schien zur Ehre der Menschheit den Ausruf jedoch auf Erstere bezogen zu haben, denn er sagte gleich darauf, ohne meine Antwort abzuwarten: „Ich sah sie zum erstenmale im Elysium! sie gefiel mir, ich folgte ihr, als sie an der Seite ihres Vaters den Garten verließ! Allein sie stiegen in ihre Equipage und ich mußte zurückbleiben. Bei der Wärme des Pfingstmorgens hätte ich mir die Schwindsucht an den Hals gelaufen; aber Heinzelmann, der Wirth, kannte die Familie. Er sagte mir Alles. Ich fand noch an demselben Tage das Haus und machte Fensterparade. Gingen ihre Fenster nicht auf die Gasse hinaus, ich hätte mir von einem Freunde bei den Dragonern ein Pferd geborgt, und wäre vorübergeritten, aber wer kommt hier zwischen den Hundekarren und Waschfässern durch; acht Tage später wurde die Vorderstube der Postsecretärin frei; ich miethete mich ein!" — Hier schwieg Lieutenant Gries, ein sanftes Lächeln verschönerte seine geistvollen Züge.

„Sie machten ihre Bekanntschaft, Sie wurden einge-

führt, geliebt, erhört?" Mit diesem Epilog glaubte ich seine unterbrochenen Bekenntnisse fortsetzen zu dürfen.

„Geliebt? ja! — erhört? ja! — eingeführt? — — nein!" sagte leise der Krieger und über sein Antlitz flog eine finstre Wolke.

„Julie ist vorurtheilsfrei," fuhr er mit leiser Stimme fort, „aber ihr Vater will von dem Bunde unserer Herzen nichts wissen. Er besitzt einen fürchterlichen Civilstolz. Von einem Lieutenant als Schwiegersohn darf man mit ihm gar nicht reden. Sie glauben nicht, wie der alte Mann von allen Militärpersonen spricht, was er mir nachsagt! Die Frau Postsecretärin, meine und Juliens Freundin hat mir Alles wiedererzählt. Man muß sich schämen, es zu wiederholen."

„Was will denn Juliens Vater? man sollte glauben, in einer Stadt, deren Garnison so hohes Ansehen genießt, müßte ein ehrgeiziger Vater sich glücklich preisen, seine Tochter mit einem Lieutenant zu verheirathen!" sagte ich nicht ganz ohne sittliche Entrüstung.

„Ich will keine genaueren Untersuchungen anstellen, ob der Alte unser Verhältniß mit freundlicheren Augen ansähe, wenn ich bei der Garde stände. So viel ist gewiß, einem Lieutenant von der Linie und aus der Provinz giebt er seine Tochter nicht!"

„Haben Sie das aus seinem eigenen Munde?"

„Sie wissen ja, daß ich noch nicht einmal eingeführt bin, zu einer mündlichen Unterhaltung zwischen mir und dem Alten ist es bis jetzt gar nicht gekommen. Seine Redensarten sind nur Präventivmaßregeln gegen meine Nähe. Er hat entweder bemerkt, daß ich seiner Tochter den Hof mache, oder hat vielleicht durch Zwischenträger erfahren, daß wir uns zuweilen am dritten Orte — in allen Ehren — wir sind nie allein — über unsere Aussichten besprechen; da trifft er denn seine Vorkehrungen.

Ohne Juliens natürliche Festigkeit hätte ich längst alle Hoffnung aufgeben müssen."

„So lange er Ihnen keinen Nebenbuhler entgegenstellt," sagte ich in tröstlichem Tone, „hat seine mündliche Polemik noch nicht viel zu bedeuten."

„Der Nebenbuhler ist leider schon da!" antwortete der Lieutenant und zuckte mit der Rechten nach dem Schwert an seiner Linken, dann ließ er den Arm sinken und sprach zuversichtlich: „Aber meine Julie bleibt fest; bis jetzt hat es keine Noth!" Gries warf einen Seitenblick in den Spiegel und glättete mit leichter Hand seinen kurzen aber dichten und dunklen Schnurrbart. Sein Nebenbuhler mußte sich dieses männlichen Schmuckes nicht erfreuen.

„Und wer wagt Ihnen in Juliens Gunst den Rang streitig zu machen?"

„Ein Protegé des Alten, ein Mensch, der auf der Spree mit Torf, Kohlen, Coaks und Holz handelt." Ein tiefer Unwille klang aus den Worten des Lieutenants; er ertrug es kaum, von einem Subjecte zu reden, mit dem er niemals seine Klinge kreuzen durfte; eine Minute lang schwieg er, dann fuhr er fort: „Juliens Vater hat früher selbst ein großartiges Torfgeschäft gehabt, und damit sein beträchtliches Vermögen erworben, daher seine Vorliebe für jüngere Fachcollegen. Sie werden zugeben, daß ein junges Mädchen, das eine gute Erziehung genossen hat — Julie war nach dem Tode ihrer Mutter drei Jahre lang in Pension und spricht Französisch und etwas Italiänisch — nicht auf einen Torfkahn heirathen kann!"

So viel ich aus der Zuversicht meines Freundes Romeo errieth, fürchtete er nicht durch den neuen Grafen Paris bei seiner Julia ausgestochen zu werden, doch hätte ich gern seine ferneren Pläne kennen gelernt.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte ich etwas for-

genvoll, denn ich traute einem im Torfhandel herangealterten Hausbesitzer kein sonderliches Zartgefühl für die persönlichen Separatneigungen seiner Tochter zu.

„Vor der Hand haben wir zu warten beschlossen. Noch wird Julie nicht gedrängt. Tritt aber dieser Fall ein, so werden wir unverzüglich handeln!“ Lieutenant Gries war über den Modus seiner Thaten augenscheinlich noch nicht im Klaren, ich mochte ihn daher nicht durch fernere Fragen in Verlegenheit setzen und überließ ihn der Einsamkeit, der Laute und seinen Gedanken an Julia.

Der junge Kriegsmann machte mir bald darauf seinen Gegenbesuch, und wir setzten unsere Bekanntschaft nach der Sitte unverheiratheter Leute auf Nachmittagsspaziergängen fort. Gewöhnlich richteten wir unsere Schritte nach Moritzhof, das damals soeben von einem kühnen Berliner Reisenden entdeckt worden war, und bei poetischen Naturen beinahe den Ruf eines Aufenthaltes der Seligen genoß. Noch war dort keine Spur der heutigen Cultur zu finden. Hart neben den Bänken der Gäste saß der Frosch und mischte seinen einfachen Gesang in ihr Gespräch; man glaubte nach Arkadien versetzt zu sein. Wer durch die Sanftmuth seiner Sitten das Vertrauen des Wirthes gewonnen hatte, durfte den ganzen Tag an dem idyllischen Orte zubringen, und sich in die landschaftlichen Reize der Ufer des Schafgrabens vertiefen. Mittags wurde ihm ein frugales, aber wohlschmeckendes Mahl aufgetischt; noch ahnte Niemand die Villa von der Heydt. Größtentheils bestanden die Gäste aus glücklichen Familien, welche einen schönen Tag mit ihren Kindern und Verwandten in ländlicher Zurückgezogenheit verleben wollten, oder aus unglücklich Liebenden, die hier ihren Verfolgern zu entgehen hofften, denn damals führte keine feste Fahrstraße, kein sauberer Fußweg in den stillen Winkel. Es galt einen weiten Marsch

durch losen Steppensand. Hier brachten wir am liebsten unsere Nachmittagsstunden am Schachbrett zu.

Diese Lebensweise hatten wir anderthalb Monate hindurch fortgesetzt, als mir eine sichtliche Veränderung in dem Wesen des Lieutenants auffiel. Er wurde auffallend schweigsam, ein tiefer Kummer schien auf seiner Seele zu lasten, seine Combinationen im Spiele litten an Unklarheit; er verlor fast jede Partie. Zwar vermuthete ich, daß Unannehmlichkeiten in seinem zärtlichen Verhältnisse die Ursache der Verdüsterung seines reinen Gemüthes seien, allein da Lieutenant Gries zögerte, mir sein Vertrauen zu schenken, hielt ich es für unangemessen, Fragen an ihn zu richten. Endlich sollte mir Aufklärung werden.

Der Sommernachmittag war schön, ein linder West strich über den Spiegel des Schafgrabens und zerstreute seine gewöhnlichen miasmatischen Ausdünstungen; selbst die Mücken betrugen sich ungewöhnlich zurückhaltend. Unsere Partie hätte unterhaltend genug sein können, wäre der Lieutenant nicht gar zu zerstreut gewesen. Er that nicht allein die leichtsinnigsten Züge; wider die Sitte aller ordentlichen Schachspieler sah er sich sogar fortwährend um. Seine Stellung war dadurch so unhaltbar geworden, daß er in wenigen Zügen durch ein Abzugschach die Dame verlieren mußte. Zu meiner Verwunderung schien ihn, den sonst so ehrgeizigen Spieler, diese mißliche Wendung der Partie nicht im mindesten zu bekümmern. Statt seine ganze Aufmerksamkeit auf das Brett zu richten, wandte er den Kopf abermals nach der Gartenthür. Vergeblich war meine Bemerkung, daß sein Spiel durch den nächsten Zug rettungslos verloren ginge; er beachtete die hölzerne Dame nicht weiter; seine Blicke waren dagegen auf zwei Frauenzimmer gerichtet, die eben den Garten betraten, im Hause Kaffee bestellten und dann, etwa zwan-

zig Schritte von uns, in einer durch Gebüsch vor zudringlichen Spähern gedeckten Stellung Platz nahmen.

Lieutenant Gries erklärte mit plötzlich erheitertem Gesicht seine Partie ohne Widerrede für verloren, bat mich um Entschuldigung und setzte sich zu den Damen. Jetzt ging mir ein Licht auf; es war ein Rendezvous, das ihm die Geliebte unter dem Schutze ihrer mütterlichen Freundin gab. Etwas Außerordentliches mußte geschehen sein. Mir blieb, da der militärische Freund mich nicht zur Theilnahme an dem Congreß eingeladen hatte, nichts weiter übrig, als die Unterhändler aus der Ferne zu beobachten. Sobald Lieutenant Gries nach den üblichen zierlichen Verbeugungen sich auf einem Gartenstuhl niedergelassen, ergriff die verwittwete Postsecretärin das Wort und hielt mit großer Lebhaftigkeit einen Vortrag, dem die Liebenden mit niedergeschlagenen Augen zuhörten. Nur zuweilen verrieth der Lieutenant durch eine leidenschaftliche Bewegung der Arme den Sturm in seinem Innern. Die Redeweise der Alten hielt die glückliche Mitte zwischen den weltbekannten Auseinandersetzungen der Amme in Romeo und Julia und der Frau Martha in Goethe's Faust. Auch ihr Aufputz entsprach dem Geschmack dieser berühmten Matronen des Trauerspieles der deutschen und englischen Nation. Ich glaubte aus allen diesen hochpathetischen Attitüden schließen zu dürfen, daß ihre Rechte als Staatsbürgerin, Wittwe eines Beamten und weibliches Wesen überhaupt tief gekränkt worden seien. Julia ihrerseits beobachtete tiefes Schweigen, und nach einer halben Stunde entfernten sich beide Damen, um den Rückweg nach der Stadt anzutreten. Der Lieutenant kehrte in großer Aufregung zu mir zurück.

„Was ist geschehen?“ rief ich, verwundert über das lebhaft geröthete Antlitz des Schachgefährten.

„Alles ist verloren!“ rief der Lieutenant und fuhr mit der Rechten durch sein kurz zugestutztes Haupthaar.

„Hat der junge Torfhändler um Julien angehalten? will der alte Herr sie zwingen? ist vielleicht der Tag der Verlobung schon angesetzt?“ fragte ich, auf das Aeußerste gefaßt.

„So weit sind wir noch nicht, Gott sei Dank,“ sagte Gries und packte krampfhaft den Griff des Degens, „aber wir werden dennoch getrennt. Denken Sie, heute schreiben wir den ersten Juli, der Alte hat der Postsecretärin gekündigt! Es soll eine abscheuliche Scene gegeben haben, als sie ihm die Vierteljahrsmiethe brachte. Ein Wort ist zum andern gekommen, Sie wissen, aus Schneeflocken bilden sich Lawinen, und aus Worten: Zwistigkeiten, Zänkereien, Abneigung, Haß und Krieg — die Postsecretärin muß am ersten October ausziehen und ich mit ihr.“

„Welchen Grund hat denn Ihr künftiger Herr Schwiegervater für seine Kündigung angegeben?“ fragte ich theilnehmend.

„Schwiegervater!“ seufzte der arme Lieutenant und blickte gen Himmel, „nun denn, da Sie es wissen wollen; es muß heraus. — Er hat die Postsecretärin eine Kupplerin gescholten, eine so anständige ehrwürdige Dame! Sie begreifen, daß keine Frau sich das gefallen lassen kann!“

„Gewiß nicht, aber man sucht denn doch dergleichen Ehrentitel zu motiviren!“

„Julia hat in meiner Abwesenheit die Postsecretärin besucht, ich bin vielleicht einmal bei solcher Gelegenheit zu frühe nach Hause gekommen — die Dienstboten haben unter einander davon gesprochen — Sie wissen ja, vor den Ohren eines Wirths giebt es keine Geheimnisse! Der Alte gedenkt das Quartier an den Torfhändler

zu vermiethen — verstehen Sie jetzt? Es ist zum Verzweifeln!"

Die Lage meines armen Gefährten war allerdings traurig. Der Tyrann hatte das geeignetste Mittel gewählt, die Liebenden zu trennen, und dem von ihm begünstigten Rivalen seine künftigen Bewerbungen um Julien zu erleichtern. Ich überlegte, wie dem Unglücklichen zu helfen sei, aber der einzige Trost blieb doch nur, daß von heute an bis zum entscheidenden Termin des Auszuges den Liebenden noch ein Vierteljahr Zeit gelassen war. In drei Monaten konnte sich Vieles zum Bessern verändern. Der Lieutenant war nicht meiner Ansicht.

„Sie kennen Juliens Vater nicht," sagte Gries sehr niedergeschlagen, „dem gewöhnlichen Gebrauch nach brauchen wir erst im October auszuziehen, allein Sie vergessen die mögliche Exmission!"

Es lief mir kalt über den Rücken — Exmission! ja das war das Schwert des Damokles.

„Die Postsecretärin," fuhr Gries fort, „hat einen jener diplomatisch ausgeklügelten Kontrakte unterschrieben, der sie ganz und gar dem Belieben des Wirthes überliefert. Sie darf keine Hausthiere halten — und sie hat einen Kanarienvogel! Ein Tropfen Wasser, den ihr Mädchen auf dem Flur vergießt, ein Eimer, der auf dem Hofe stehen bleibt, ein Stück Holz, das unbedachtsam auf dem Herde statt auf dem Hauklotz zerspalten wird, und der Alte beantragt die Exmission. Mit einem solchen Tyrannen ist nicht zu spaßen; er hat schon früher verschiedene Beispiele statuirt. Seitdem Juliens Mutter gestorben, vermag Niemand ihn mehr zu bändigen."

Wir brachen auf und ich begleitete den bekümmerten Liebenden nach Hause. Um nicht unter den Fenstern des Wirthes vorüberzugehen, machten wir einen Umweg und betraten die enge Gasse von der entgegengesetzten Seite.

Die Postsecretärin war bereits in ihrer Wohnung, empfing uns, und machte ihrem Unmuth in so lauten Worten Luft, daß ich bei den geöffneten Fenstern und dem scharfen Gehör des Wirthes schon heute Abend das Aeußerste fürchtete.

Die Wittwe des Beamten war tief von der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens durchdrungen und eine Frau ohne Menschenfurcht.

„Mutterstelle habe ich an dem Mädchen vertreten! und das ist mein Lohn?" rief sie und stemmte beide Hände auf den Sophatisch. „Nennt man eine alte Wittwe: Kupplerin, wenn sie einem reputirlichen jungen Mann, einem Offizier, zu einer Frau verhelfen will? seine Selige hat er ins Grab gebracht — ich werde ihr bald nachfolgen!" Der Gedanke an ihren durch die Grausamkeit des Wirthes verursachten vorzeitigen Hintritt trieben dem armen Weibe die Thränen in die Augen. Ich holte einen Stuhl. Sie ließ sich darauf nieder und hemmte den Strom mit den Zipfeln ihrer Kattunschürze und den herabhängenden breiten Haubenbändern. Dann raffte sie sich empor. „Sie sollen Julien haben," sagte sie und drückte die Hand des Lieutenants, „das Mädchen liebt Sie, Sie lieben das Mädchen! Sie haben nichts; das Mädchen hat Geld; durch eine Heirath ist Ihnen daher Beiden geholfen. Der Alte sollte seinem Herrgott danken, einen so anständigen Schwiegersohn zu bekommen." Das Raisonnement war einfach, aber es ließ sich dagegen nichts einwenden. Meine jugendlichen Sympathien hatten die Liebenden längst gewonnen. Da aber jeder Tag, der glücklichste wie der traurigste, zu Ende geht und die Dämmerung hereinbrach, entzündete der Lieutenant die Spirituslampe unter seiner Theemaschine, die Postsecretärin entsandte die Köchin, um einige für die Ernährung von Junggesellen passende Lebensmittel herbeizuholen, und

ich nahm Abschied, unfähig, dem traurigen Nachtmahl eines Jünglings beizuwohnen, der so ungewöhnliche Talente für Häuslichkeit und eheliches Leben verrieth, und an ihrer Ausübung nur durch thörichte Standesvorurtheile eines reichen bürgerlichen Greises verhindert wurde.

Nach Verlauf von mehr als zwei Jahrzehnten vermag ich heute nicht mehr anzugeben, wie viele Tage vergingen, ehe ich den Lieutenant wiedersah. Vor dem fünfzehnten Juli war es jedenfalls nicht, denn er erschien mit einem ungleich betrübteren Gesichte als früher in meiner Wohnung, und zeigte mir an, die Postsecretärin habe es vorgezogen, ungeachtet des heftigen Auftrittes am ersten Juli, ihren Frieden mit dem Wirth zu machen, den verliebten Lieutenant zu opfern, und ihm — die Wohnung aufzusagen. Sie habe ihm die Hiobspost unter Betheuerung ihrer treuen Anhänglichkeit gemacht und ihn auch ihres künftigen Schutzes und Beistandes versichert, aber sie könne sich nicht von der billigen Wohnung trennen. Die Kündigung sei vom Wirthe zurückgenommen, doch wolle dieser die Besichtigung und definitive Bestätigung des künftigen Chambregarnisten sich vorbehalten. Gries war tief gebeugt. Er besaß nichts von der wilden Heftigkeit Romeo's; der Gedanke seiner bevorstehenden Verbannung aus dem Hause Julia's ließ ihn verstummen. Erst als ich ihn an den Muth des Soldaten in seiner Brust erinnerte, gelang es mir, ihn wieder aufzurichten. So lange Julia ihm treu gesinnt sei, dürfe er die Hoffnung nicht aufgeben. Der Torfhändler sei ihm, wie er längst wisse, nicht gefährlich, und der nächste Chambregarnist werde, da von Juliens Vater seine Niederlassung abhänge, keine jener Eigenschaften besitzen, welche die Eifersucht junger Liebenden zu reizen pflegen. Möge die postalische Wittwe eine Verrätherin sein; den Beweis habe noch Niemand geführt. Wer könne ihn

an einem Briefwechsel mit Julien hindern? Elterliche Strenge habe schon die Pläne vieler Liebenden durchkreuzt, aber die gleiche Anzahl durch Treue und entschlossenen Widerstand endlich den Sieg davongetragen. Wenn meine Freundschaftsdienste ihm nützlich sein könnten, so solle er über mich verfügen. Die Rede, die ich hier nur in indirecten, dem Geschichtsschreiber Livius nachgebildeten kurzen Sätzen mittheile, war ergreifend, und gab den Lieutenant sich selbst wieder. Wir ersannen die verschiedenartigsten Pläne und nach acht Tagen war ein regelmäßiger Briefwechsel mittelst der Bücher des Leihbibliothekars in der Nachbarschaft Juliens hergestellt. Gleich den Untersuchungsgefangenen, denen Lectüre gestattet ist, punctirten die Liebenden mit Nadeln die Buchstaben in gewissen Romanen auf bestimmten Seiten, die alle vierzehn Tage verändert wurden. So war das Einverständniß wieder hergestellt; man konnte, ohne Furcht entdeckt zu werden, einander Alles mittheilen. Der Argwohn des Alten ließ indessen nicht nach. Mit Ausnahme der Leihbibliothek, deren Thür er aus seinem Fenster zu überwachen vermochte und des Wochenmarktes, auf welchen ihr der Hausknecht, ein eisernes Inventarium des Hauses, folgte, durfte Julia ohne Begleitung ihres Vaters keinen öffentlichen Ort besuchen. Die Liebenden konnten einander weder sehen noch sprechen. Aber die Leidenschaft ist scharfsinnig und Gries war auf einer hohen Schule der Strategie und Taktik gebildet.

„Es bleibt mir nichts übrig!“ sagte er an einem trüben Herbstabende, „wenn ich Julien sehen, sie sprechen will, muß ich mich in die Höhle des Löwen wagen.“ Seine Stimme klang gedämpft, wie die eines Anführers in der Oper, wenn er die geheimen Befehle zum Sturm auf die Festung der Götzendiener ertheilt. „Im obersten Stockwerk ihres Hauses ist ein geräumiger, durch Latten-

werk in viele kleinere Räume getheilter Boden; dort nur kann ich Julien ungestört sprechen. Den podagristischen Beinen des Alten ist die Erkletterung der vier Treppen unmöglich. Ich kenne das Terrain; selbst wenn er uns verfolgt, kann ich ihm mit leichter Mühe entwischen, und meiner Julia vermag er nichts anzuhaben. Lassen Sie mich machen, wollen Sie mir jedoch helfen, so holen Sie mich am nächsten Donnerstag um drei Uhr Nachmittags ab."

Um die festgesetzte Stunde war ich bei dem Lieutenant; schweigend begaben wir uns in Julia's Wohnung. Wir stiegen zwei Treppen hinan; hier hielt mich mein Gefährte am Arme fest und reichte mir eine Jagdpfeife. „Julia erwartet mich oben," sagte er, „Sie sind zu unserem Wächter bestimmt, zeigt sich etwas Verdächtiges, so stoßen Sie einen kräftigen Ton auf diesem Instrumente aus, dann eilen Sie an die nächste Straßenecke; für das Weitere ist gesorgt." Der kühne Liebhaber stieg die beiden letzten Treppen hinan, ich aber beugte mich aufmerksam über das Geländer und beobachtete alle Passanten. Zehn Minuten lang zeigte sich keine verdächtige Persönlichkeit; plötzlich vernahm ich ein schauerliches Stampfen, das von zwei Elephantenfüßen und einem Knotenstock herzurühren schien. Ein alter Herr, mit allen Zeichen der Entrüstung im Gesichte, stieg die Treppe hinan; die Postsecretärin, die schwarze Verrätherin begleitete ihn! Die äußerste Gefahr war im Verzug, ich gab das verabredete Signal, und sprang, so leicht als meine zwanzigjährigen Beine mich zu tragen vermochten, an den furchtbaren Verfolgern vorüber. An der bezeichneten Straßenecke faßte ich festen Fuß. Ich hatte noch nicht zwei Minuten gewartet, als der Lieutenant — er trug weislich bemerkt, einen schwarzen Civilrock — mit der Miene eines Flüchtlings die Treppe vor der nach

der Hauptstraße hinausführenden Thür hinabsprang, meinen Arm ergriff und sich eilig entfernte. Nach seiner Angabe hatte Julie, als mein Pfiff erschallte, mit einem Körbchen feiner Wäsche ruhig den Boden verlassen, er selbst aber das an einer ihm bekannten Stelle nur locker befestigte Lattenwerk aufgehoben und seine Flucht, ohne entdeckt zu werden, über die Treppen des Vorderhauses bewerkstelligt.

Vom Romanschreiber darf der Leser eine kunstgerechte Darlegung der Ereignisse, eine langsame Entwicklung der Charaktere verlangen; dem Berichterstatter wahrer Begebenheiten ist es verboten, zu der ergänzenden Kraft der Phantasie seine Zuflucht zu nehmen. Er darf nur erzählen, was er erlebt hat. So muß ich denn zwanzig Jahre überspringen.

Es war unter der Blüthe des Manteuffel'schen Regiments, als mich die Nothwendigkeit, einen mir empfohlenen Schuster aufzusuchen, auf den Schauplatz der mitgetheilten tragischen Begebenheiten führte. Die Adresse des Mannes trug ich in der Hand; ich stand wieder in der engen Gasse vor dem bekannten Hause. Ueber der ehemaligen Wohnung der Postsecretärin und des Lieutenant Gries prangte das Firmaschild des Schusters. Aus dem Fenster des furchtbaren Wirthes sah — Gries selber! Er trug eine braune Sammetkappe, einen sittigen Warschauer und rauchte seinen Jahren gemäß aus einer langen Pfeife. Am zweiten Fenster saß eine ältere Dame, beschäftigt mit zwei jungen Mädchen von 14 bis 16 Jahren. Ich wußte genug: das Gefühl süßen Friedens schlich in mein Herz. Nach dem trübseligen Anfange sah ich nun das wonnigliche Ende. Die Liebenden hatten also doch das Ziel ihrer Wünsche erreicht und mehrere Zeugen ihres ehelichen Glückes um sich versammelt. Der ehemalige Lieutenant, jetzige Rentier Gries,

erkannte mich nicht mehr, und ich fand mich nicht veranlaßt, die alte Bekanntschaft zu erneuern. Der Schuster war aber seines Lobes voll und konnte die Liebenswürdigkeit des Hauswirthes und seiner Hausehre nicht genug rühmen.

---

3. Der Auszug des kleinen Miethers.

Das Gegentheil des kleinen Miethers ist nicht immer der große Wirth. Eher könnte man sagen, daß zum „kleinen Miether" auch ein „kleiner Wirth" gehört, ein Mann ohne tiefe sociale Anschauungen, ein Charakter, der den Friedrichsd'or nie unter fünf Thalern zwei und zwanzig Silbergroschen ausgiebt, nur Sonntags einen mit dem Rockärmel geglätteten Seidenhut, an Wochentagen aber eine schnöde Tuchmütze trägt, das Abzeichen der heranwachsenden, uneingesegneten Jugend und der Hörigen, ein starker Geist, der nicht davor zurückschreckt, in bewegten geschichtlichen Momenten seines Lebens Schläge auszutheilen und zu erhalten, ein Anhänger Schillers, der mit ihm den Menschen frei geboren sein läßt, auch wenn er jährlich einmal wegen Real- und Verbalinjurien vier Wochen lang in den verschwiegenen Gemächern des Molkenmarktes zubringen muß.

Das Schicksal vertheilt die Häuser, wie so viele seiner Gaben, oft an Unwürdige. Nicht allein die großen Gemeinschaften unseres Geschlechts: die Staaten, auch die kleineren menschlichen Verbände: die Häuser, werden häufig mit äußerst geringem Verstande regiert. Man muß, wie Oxenstierna, Kanzler eines mächtigen Königreiches ge-

wesen sein, um Ersteres, aber nur Insasse eines, unter der Botmäßigkeit eines kleinen Wirthes stehenden, von kleinen Miethern übervölkerten Hauses, um Letzteres zuversichtlich behaupten zu können.

Das Haus, von dessen Bewohnern ich sprechen will, lag in einer bewährten Geschäftsgegend und stieß mit seinen Hintergebäuden an jenes Gewässer, das die Sage allerdings nicht mit Geschöpfen der Einbildungskraft verschönert hat, das aber dennoch einst auf dem Künstlerfest durch den Pinsel unseres W. Scholz und mehrerer gleichgestimmter Collegen, wie durch D. Kalisch's drastische Feder verherrlicht worden ist und außerdem durch den amtlichen Abbruch der Brücke von Sparwaldshof eine eben so wichtige Stelle in den Berliner Annalen behaupten wird, als der Rhein und die von Cäsar geschlagene Brücke in der von Letzterem verfaßten Geschichte des gallischen Krieges. Das Haus grenzte an den grünen Graben.

Es war im schlimmsten Sinne des Wortes ein Geschäftshaus, d. h. ein Ameisenhaufen, bewohnt von unermüdlich fleißigen Menschen, die sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen gönnen, eine Vorrathskammer von Rohstoffen und fertigen Waaren, ein Conservatorium für Lehrburschen jeder Art, eine hohe Schule für wandernde Gesellen, ein bloßer Inbegriff von einfach eingerichteten Läden und Arbeitszimmern, die doch zugleich als Schlafstuben dienen mußten. Ohne Connexionen hätte selbst mein Landsmann, der Schüler des Gewerbeinstituts, darin kein Unterkommen als Chambregarnist gefunden. Er wohnte im zweiten Stockwerke bei einem Schuhmacher, der nach dem interessanten Hange dieses Handwerks: durch Philosophie, Poesie oder Naturwissenschaft die Verarbeitung des Kalbleders mit einem goldenen Strahlenkranze zu umgeben, der Zucht von Kanarienvögeln oblag,

und als mustergültigen Vorsänger des citronengelben Chores in dicht verhangenem Käficht eine (vor Einführung der Steuer) im Thiergarten gefangene Nachtigall ernährte.

Das kleine Gemach meines Landsmannes gewährte keine zu weltlichen Freuden verlockende Aussicht; sein einziges Fenster ging auf den Hof hinauf. Die Studien des jungen Industriellen — er ist seitdem zu einem Manne von zweimalhunderttausend Thalern herangewachsen — wurden nur durch den vielstimmigen Gesang der Kanarienvögel, oder wenn diese schwiegen, durch das ächzende Geräusch der unter den Händen der Gesellen in Werdelust erwachsenden Stiefeln und durch Seufzer oder andere nothgedrungene Naturlaute der schweigsamen Arbeiter unterbrochen. Desto größere Abwechselung gewährte der Hof dem wißbegierigen Auge. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir ihn den Tummelplatz der Leidenschaften des Hauses nennen. Nur äußerten sich diese nicht wie an den Höfen der Fürsten in versteckten Intriguen und Kabalen; diese wurden vielmehr, sobald sie im Innern der einzelnen Haushaltungen genügend herangereift waren, unter freiem Himmel zum Austrag gebracht. Die erwähnte Neigung des kleinen Mannes, seine Kämpfe vor Aller Augen auszufechten, betrachteten wir in unseren vertraulichen Gesprächen als ein letztes Ueberbleibsel der Gottesgerichte im Mittelalter.

Eine hervorragende Rolle spielte in allen diesen Gefechten und mündlichen Auseinandersetzungen die Person des Wirthes oder Vicewirthes wenn man will, denn die Eigenthümerin des Hauses, seine alte Mutter, lebte noch, und führte ungeachtet aller ihm aufgetragenen Verwaltungsmaßregeln im Großen und Ganzen die Oberaufsicht. Herr Krebs hatte sich als Persönlichkeit aus der Geschichte des Hauses entwickelt. Gleich den

Tugenden und Fehlern der Fürsten aus alten Dynastien, hingen auch die seinen mit der architektonischen Eigenthümlichkeit des Gebäudes, der industriellen Richtung der Bewohner und ihren revolutionären Neigungen zusammen. Die historische Berechtigung, ein solcher zu sein, wie er in Wirklichkeit war, konnte ihm nicht bestritten werden. Die widerspenstige Denkungsart fast aller Miether des Hauses, ihre zur Schau getragene Abneigung, den getroffenen Anordnungen zu gehorsamen, mochten auf seinen angeborenen Hang zum Liberalismus nachtheilig eingewirkt haben. So viel ist gewiß, im Verlauf der Jahre hatte sich eine unverkennbare Vorliebe für Maßregeln des Absolutismus, die nur das Beste der regierenden, nicht der regierten Partei beherzigten, in ihm herangebildet. Die gesammte Einwohnerschaft stand ihm als compacte Oppositionspartie gegenüber. Nicht einmal in der Geschichte der Staaten unserer Tage finden wir etwas Aehnliches.

Bei seinem lebhaften Verkehr mit der Geschäftswelt außer dem Hause wäre diese schroffe Auffassung der hausherrlichen Würde schwerlich von Bestand gewesen, hätte ihn nicht der Einfluß der Wirthin Mutter darin bestärkt. Nachdem die seltene Frau länger als vierzig Jahre hindurch einen hartnäckigen Kampf gegen die Menschheit unterhalten hatte, der in Bezug auf ihren, nicht sonderlich dauerhaft veranlagten Gatten sogar in einen Vernichtungskrieg ausgeartet war, sah sie sich endlich durch anhaltende gichtische Beschwerden genöthigt, aus dem Felde zu scheiden und ihre fernere Thätigkeit in Regierungsangelegenheiten auf das Cabinet zu beschränken. Von diesem aus gingen alle Angriffe auf Dienstmädchen, die beim Fensterputzen Scheiben geknickt, oder einige Tropfen Wasser auf Treppen und Fluren verspritzt hatten; die Wirthin Mutter entwarf die Verweise, die ihr Sohn den Miethern ertheilen mußte, wenn die Lehrburschen mit ihren Holz-

pantoffeln im Winter ungewöhnlich geräuschvoll die Treppen erstiegen, oder Torfstücke fallen ließen; in ihrem Cabinet zeitigten die Entwürfe zu Miethssteigerungen, qualvollen baulichen Veränderungen und Exmissionen. Die alte Dame war für großartigere Verhältnisse geboren. Als Mutter eines mächtigen Herrschers über viele Millionen, hätte sie Ministerien gebildet und gestürzt, unpopuläre Heirathen gestiftet, große Summen in wunderlichen Liebhabereien verschwendet, eine unbegrenzte Verachtung des Volkes an den Tag gelegt, mit einem Worte gesagt: alles Mögliche gethan, wodurch die Geschichte in allen Jahrhunderten lebhafte Impulse zu erhalten pflegt. Als Besitzerin eines Hauses vermochte sie nur einem Häuflein von etwa hundert Menschen das Leben sauer zu machen.

Da der Mutter und dem Sohne keine bewaffnete Macht zu Gebote stand, es sei denn, irgend ein häusliches Zerwürfniß wäre so weit gediehen, um die Intervention der Polizei nothwendig zu machen, war der Hausherr fast immer auf die Macht seiner Beredsamkeit und persönlichen Tapferkeit angewiesen. Der Einfluß Beider wurde jedoch unglücklicher Weise durch eine gewisse Schwäche vermindert, die Herr Krebs in einem Jahrzehnt, welches das bayrische Bier noch nicht kannte, mit vielen männlichen Zeitgenossen theilte. Der Gebrauch der Zunge und Fäuste stand erst zu seiner Verfügung, wenn er seinen Gaumen durch jenes Wasser angefeuchtet hatte, das man zum Unterschiede von dem, unbescholten aus dem Schoß der Erde hervorsprudelnden Naß, als „gebranntes" zu bezeichnen pflegt. Es ist nicht unmöglich, daß der begabte Mann in dem Zustande der Begeisterung ungewöhnliche Gedanken entwickelt, seltene Thaten vollbracht hätte, wäre derselbe von längerer Dauer gewesen. Allein sein schöner Rausch ging allzurasch in

elegische Empfindlichkeit über, Herr Krebs war überwiegend ein lyrischer Trunkenbold. Er mochte noch so zornig in die Werkstatt des im Hofe wohnenden Schmieds hinabgestiegen sein und mit furchtbaren Verwünschungen des Kohlenhändlers und seines Fuhrmanns beginnen, durch dessen Nachlässigkeit der schwarze häßliche Staub in das Zimmer seiner Frau Mama geweht worden sei, wenn der Meister in seiner Antwort sich an das Gemüth des, in den heiligsten Familienempfindungen gekränkten Wirthes wandte, gewann Krebs der Streitigkeit sehr bald eine versöhnliche Seite ab, sprach einen in der Kirche aufgefangenen Gemeinplatz aus, erging sich in frommen Betrachtungen darüber und schloß endlich in Thränen ausbrechend und sein Haupt verhüllend. War der Schmied, sein Hauptwidersacher, jedoch nicht zu einem gütlichen Uebereinkommen geneigt, widersprach er den Beschuldigungen mit Lebhaftigkeit, so konnte der Ausbruch der Feindseligkeiten nicht verhindert werden, und es kam meistens zu einem Treffen, nach welchem längere Friedensunterhandlungen auf dem Stadtgericht angeknüpft wurden.

Auf einem ähnlichen gespannten Fuße stand der Wirth fast mit allen Miethern des Vorderhauses. Er erlaubte sich die empfindlichsten Eingriffe in den Gewerbebetrieb des Restaurants, bei dem u. a. die Setzer einer benachbarten großen Druckerei und die zahlreichen Arbeiter einer Hutfabrik speisten, und behauptete, daß durch den ungestümen Gang dieser Herren die morsche Treppe vollends ruinirt werde. Den Gesellen eines Schneiders im zweiten Stockwerk warf er ihre Schönthuerei mit den jüngeren Damen des Hauses vor, und äußerte lebhafte Besorgnisse für die Sittlichkeit nicht nur seines Quartiers, sondern des gesammten Stadttheiles. Der im dritten Geschoß wohnende Fechtmeister stand unausgesetzt am Abgrunde

der Exmission, weil er auf dem Trockenboden seine Fechtübungen zwar nach gegenseitigem Uebereinkommen abhielt, dadurch aber mit den wehrhaften Studenten das altersschwache Haus in seinen Grundfesten so gewaltsam erschütterte, welcher Fall ausdrücklich im Contracte (laut Paragraph 117 der Exmission bedingten Ruhestörungen) verboten war, daß der unglückliche Gladiator außer dem Wirthe, auch wie die Gewaltigen des alten Testaments die ganze Menschheit des Hauses wider sich hatte.

Die größten Schwierigkeiten im Leben des Herrn Krebs erwuchsen ihm indessen aus den Machinationen der kleinen Miether im Hinterhause. Da diese größtentheils mit dem festen Vorsatze eingezogen waren, die Miethe nicht zu bezahlen, und ihre langjährige Gewohnheit es mit sich brachte, in einem Augenblicke, wo der Wirth es am wenigsten erwartete, ihren Abzug aus dem Quartier mit einer Stille und Heimlichkeit zu bewerkstelligen, die gewiß besser bei dem nächtlichen Ueberfalle eines feindlichen Angreifers angewandt wären, blieb eine fortwährende Wachsamkeit ganz unerläßlich. Sie war um so nothwendiger, als der auf geheimen Abmarsch sinnende Einwohner sich von allen übrigen Miethern unterstützt sah. Leisteten sie ihm auch nur selten offenkundige Hülfe durch Aufbewahrung zur Pfändung geeigneter Mobilien und Küchengeräthe, so durfte er sich doch stets auf ihre unbedingte Schweigsamkeit verlassen. Die Neigung zu Denunciationen mußte in einer höheren Klasse der Gesellschaft gesucht werden.

Es würde leicht sein, durch eine Reihe wunderlicher Katzbalgereien der feindseligen Parteien ihr gegenseitiges Verhältniß zu illustriren; ich halte es für hinreichend, durch eine dieser Episoden den trunkfälligen Wirth und seine Gegner zu charakterisiren. Unter den Miethern des Hinterhauses zeichnete sich ein Bewohner des Parterrege-

schosses aus, dessen Hauptgeschäft im Transport des Spreewassers bestand, das er mit Hülfe seiner beiden Söhne und eines starken, vor den Wagen gespannten Hundes den Haushaltungen zuführte. Rentirte der Beruf des Mannes nicht sonderlich, oder verbrauchte er mehr als sein Einkommen, genug, er stand bei allen Hausgenossen in dem Ruf, die Miethe für mehrere Quartale dem Wirthe schuldig geblieben zu sein. Jeder, der Herrn **Krebs** genauer kannte, würde dieses Gerücht für ungereimt gehalten haben, wenn nicht gleichzeitig das seltene freundschaftliche Verhältniß Beider aufgefallen wäre, das eine derartige fabelhafte Nachsicht nicht ganz unwahrscheinlich machte. Zwischen beiden Herren bestand ein Bund schöner Seelen. Es war ungewiß, wer von Beiden alkoholhaltige Getränke mehr liebte, aber nicht, wer sie besser vertrug. Der Wasserhändler hatte sich, schon um den Einwirkungen des feindlichen Elements zu widerstehen, mit dem er täglich verkehrte, eine seltene Virtuosität in der Vertilgung von Spirituosen angeeignet, vor welcher Herr **Krebs** die Segel streichen mußte. Die beiderseitige Schwäche verhinderte ein offenes Zerwürfniß zwischen Beiden, und die Bravour des Wasserhändlers mag außerdem dem Wirthe im Stillen so imponirt haben, daß er lieber Opfer bringen, als sich von einem so ausgezeichneten Manne und Gesinnungsgenossen trennen wollte. Ganz entgegengesetzter Ansicht war der Wasserhändler. Das zärtliche Verhältniß schien ihm nicht länger haltbar. Mit dem feinen Instinct eines, mit allen Hunden gehetzten kleinen Miethers witterte er eine Exmission mit Zurückbehaltung aller Effecten im nächsten Quartale, wenn der Saft in die Bäume und Köpfe der Wirthe schießt. Er beschloß noch in den letzten Tagen des alten Jahres auszuziehen.

Es war ein milder freundlicher Decembertag, ohne

die Weihnachtsbäume hätte man an den Spätherbst glauben können. Ich brachte den schönen Ferientag bei meinem Landsmann zu, da wir unsere Geschenke aus der Heimath gemeinschaftlich erhalten hatten und uns demgemäß ihrer auch nicht getrennt erfreuen wollten. Bei einer Schachpartie am Fenster sitzend bemerkten wir, daß in der Wohnung des Wasserträgers sichtliche Aufregung herrschte. Aus dem hintersten der beiden Zimmer, durch deren Scheiben wir ungehindert blicken konnten, wurden alle Geräthschaften in die vordere Stube getragen. Die beiden Jungen des kleinen Miethers, zwei Knaben von reicher Straßenerfahrung und seltenen Rednergaben, blickten von Zeit zu Zeit scheu über den Hof und nach der Wohnung des Wirthes. Der Schuster, der Gönner meines Landsmannes, trat unerwartet zu uns herein, und machte uns auf die Evolutionen im Parterregeschoß aufmerksam.

„Meine Herren," sagte der ernste Meister, „der will durchbrennen — ich kenne das — aber ich bin neugierig, wie er es anstellen will — Krebs ist zu aufmerksam!" Zugleich ahmte der Handwerksgenosse Jakob Böhme's mit seltener Kunst den Schlag eines Sprossers nach. Menschlich artikulirte Laute schienen seine Freude über den Streich, der dem verhaßten Wirthe gespielt werden sollte, nicht sattsam ausdrücken zu können; er nahm seine Zuflucht zu einer der holdseligsten jubelnden Vogelstimmen.

Noch flötete der Schuster, als unter unseren Fenstern Krebs erschien und mit heftigen Schritten auf die Wohnung des Wasserhändlers losschritt. Kaum war er eingetreten, als der Wasserhändler ihn in das hintere Gemach führte, und auf einem umgekehrten Eimer Platz zu nehmen bat. Dann gab er dem ältesten seiner Jungen einen Auftrag und ein Stück Geld. Inzwischen begannen

die Unterhandlungen; sie wurden mit sichtlicher Erbitterung geführt und immer heftiger. Der Moment war kritisch; das geringste Mißverständniß konnte, wie so oft in der Geschichte, einen unheilbaren Bruch, eine Metzelei, herbeiführen. Da kam der Aelteste zurück, er trug eine gefüllte Quartflasche, ein oben ausgebrochenes Bierglas und ein längeres Wurstfragment, das er von dem Knapphans der benachbarten Kaserne erstanden hatte. Der Anblick der vielversprechenden Flasche wirkte versöhnend auf das Gemüth des Wirthes. Das Glas wurde gefüllt und ging rasch von Hand zu Hand. Der Wasserhändler hielt die Flasche gegen das Tageslicht und gab seinem ältesten Knaben einen Wink. Der Bube lief fort und kehrte nach wenigen Minuten mit einigen Männern zurück, welche auf diese Wendung der Ereignisse draußen gewartet zu haben schienen. Während im Hintergemach das Trinkgelage der beiden Matadore fortgesetzt wurde, begann die Fortschaffung des Hausgeräthes aus der Vorderstube. Das ganze Verfahren war scharfsinnig erdacht und musterhaft organisirt. Es gelang dem viel vertragenden Wasserhändler, seinen Wirth vollständig zu täuschen, aber der weltkundige Geschäftsmann entwickelte auch die feinsten Künste der Ueberredung und geselligen Unterhaltung. Er bewirthete Herrn Krebs nicht nur mit Cigarren, er belustigte ihn auch auf eine, seinen Geisteskräften angemessene Weise, indem er aus Kienenholz Löffel, Messer und Gabeln schnitzte und mit dem verrathenen Manne wie mit einem Kinde spielte. „Jetzt ist er geliefert!“ sagte der Schuster, der uns nicht von der Seite gewichen war, und alle Momente des diplomatischen Vorganges mit Sachkenntniß entwickelte, „ich habe nicht geglaubt, daß es ihm gelingen würde, aber der Mann versteht sich darauf.“

Der Auszug war vollendet; in dem Vordergemach

standen nur noch einige zerbrochene Töpfe. Auch die Flasche, die in der Zwischenzeit noch einmal gefüllt worden war, hatte ihre Wirkung gethan; der Wirth neigte sein Haupt und lehnte kraftlos den Rücken gegen die Wand. Jetzt fuhren die Kameraden des verrätherischen kleinen Miethers mit der letzten Ladung ab; als nehme er Theil an dem glücklich gelungenen Plane, ließ der vor den Wagen gespannte Hund ein freudiges Gebell erschallen. Der Schuster klatschte so leidenschaftlich, wie auf der Gallerie des Theaters in die Hände.

Die Jungen des Wasserhändlers hatten die letzte Fuhre nicht begleitet. Sie leisteten pflichtschuldigst ihrem Herrn Vater bei der nun folgenden Katastrophe Hilfe. Sämmtliche Eimer und Waschgefäße, die im Hintergemach bis dahin als Mobiliar gedient hatten, wurden hinausgetragen und der fast bewegungslose Körper des trunkenen Wirthes der Länge nach auf den Dielen ausgestreckt. Sein Haupt wurde auf den Stumpf eines Strauchbesens gebettet, aber die Barbaren fügten dieser sittlichen Niederlage noch den kränkendsten Hohn hinzu. Nach der Sitte heidnischer Naturvölker bei Begräbnissen ihrer gefallenen Häuptlinge stellten sie rings um die schwerathmenden Ueberreste des Wirthes alle zurückgebliebenen zerbrochenen Tassen, Teller und Töpfe auf. Ein italienischer Salat konnte nicht mit mehr Geschmack garnirt werden. Dann entfernte sich der Alte mit seinen jungen Unholden, jedoch nicht ohne als gewissenhafter Miether den Schlüssel der Wohnung in der Küche des Wirthes abgegeben zu haben. Das schlecht behandelte Dienstmädchen hatte Alles gesehen, aber nicht das Mindeste ihrer gichtbrüchigen alten Herrin verrathen. Erst nach Ablieferung des Schlüssels schlug sie Lärm; man schickte nach der Polizei, doch war nichts mehr zu thun. Am nächsten Morgen kämpfte der Wirth mit den An-

fängen des delirium tremens; jede Spur des kleinen Miethers war verloren. Später wollte man wissen, er sei als Arbeiter in einer Fabrik spanischer Weine angestellt.

---

4. Der Rentner.

Nur drei Parteien wohnen in dem kleinen, aber eleganten Hause; der Wirth und seine beiden Miether. Gleich einem Brillanten, eingefaßt von zwei Halbedelsteinen, glänzt der Besitzer im ersten Stockwerk zwischen dem zu ebener Erde wohnenden Schweineschlächter und dem gelehrten Rentner, der das zwei Treppen hoch gelegene Quartier bewohnt. Er glänzt, sagen wir, zwar nicht durch hohe Würden im Staate, durch zeitgemäße Beredsamkeit im Bezirksverein, durch eine hervorragende Stellung in der Kaufmannschaft, oder durch Einfluß in conservativen Kreisen; er glänzt wirklich wie der Kämpfer in der olympischen Arena, wie der große Häuptling vom Salzsee, wenn er seinen Leib zum Gefecht gesalbt hat. Reichlicher und guter Nahrung beflissen, hat er nach und nach seine organischen Bestandtheile so geläutert, daß sie eine gewisse Transparenz angenommen haben und einer Paraffinmasse gleichen. Doch nicht allein sein physischer Theil ist durch sorgfältige Leibespflege verklärt worden, auch der moralische Kern des Mannes hat sich durch guten Stoffwechsel allmählich veredelt. Er ist zu jener Herzensgüte wohlbeleibter Herren herangereift, die schärfer blickende Psychologen vielleicht nur „Bequemlichkeit“ oder „Gleichgültigkeit“ nennen würden. Aus Abneigung gegen

jegliche Ruhestörung vermeidet er alle politischen Zusammenkünfte, um nicht auf irgend eine Weise, und wäre es auch nur wegen unterlassener Bestreuung des Bürgersteges mit Asche, gemaßregelt zu werden, steht er immer zu den Fractionsführern der Behörde; er unterzeichnet alle Vorlagen von conservativer Seite, ohne grade mit seinen alten Bekannten von der Fortschrittspartei offen zu brechen, und hat sich seit der Ministerpräsidentschaft des Herrn v. Bismarck auf sein Organ abonnirt; Alles nur, um nicht durch etwaige Gewissensbisse oder peinliche Erwägungen in der Verdauung gestört zu werden. Er gehört zu den leichtlebigsten Wirthen der Hauptstadt; es ist eine Lust, in seinem Hause zu wohnen.

In dem Quartier des zweiten Stockwerks hat sich im Verlaufe der Jahre in dem gelehrten Rentner ein schneidender Gegensatz zu ihm herangebildet. Als geborener Rheinländer verschmäht dieser originelle Einwohner die in Berlin übliche Bezeichnung „Rentier": er nennt sich mit unerklärlicher Vorliebe „Rentner." Seine Mitgliedschaft in dem Potsdamer Verein zur Reinigung der deutschen Sprache ist niemals nachgewiesen worden. Die Natur hat ihm jede Anlage zur körperlichen Rundung versagt.

Mit dem Beginn des vierzigsten Lebensjahres, in welchem beleibte Personen anfangen sollen, mager, magere beleibt zu werden, hat er sein ursprüngliches dürftiges Format beibehalten und die Voraussagung des Arztes Lügen gestraft. Demgemäß entwickelt er auch keine der Tugenden eines wohlgenährten Mannes. Er beschäftigt sich nicht nur mit den Wissenschaften und nimmt von jeder neuen Entdeckung Notiz, er gehört selbstverständlich zur Oppositionspartei und bekümmert sich sowohl um die Schwächen der Staatsmänner, als auch um die seiner Mitbürger in der Nachbarschaft. Zuweilen übersieht er

allerdings über dem Splitter im Auge seines Nächsten, den Balken im eigenen, doch wirkt er immer als anregendes Element, und sogar der Bezirksvorsteher und der Schiedsmann ziehen ihn nicht selten in wichtigen Fragen zu Rathe. Der gelehrte Rentner besitzt in allen Windrichtungen bis an die nächste Straßenecke eine entschiedene Autorität. Hätte er bei Veröffentlichung einiger Broschüren über gemeinnützige Gegenstände nicht gänzliche Anonymität vorgezogen, der Name des talentvollen Mannes wäre auch in weiteren Kreisen genannt worden. Als Zeitungsleser steht der Rentner keineswegs auf dem niederen Standpunkte des Abonnenten auf ein einziges politisches Journal. Er bezieht per Post technische und naturwissenschaftliche Blätter aus dem Auslande, besucht Lesecabinette und ist in Försters wissenschaftlicher Leihbibliothek Jahr aus Jahr ein abonnirt. Seine Forschungen werden durch Barometer, Thermometer und Hygrometer unterstützt, doch soll er in einer schwachen Stunde dem Wirthe gestanden haben: mehr als auf diese physikalischen Instrumente verlasse er sich in Betreff aller Wetterveränderungen auf die Feinfühligkeit seiner Hühneraugen, die jedesmal zwölf Stunden vorher einen Wechsel des Windes oder der Temperatur durch gewisse schmerzhafte Regungen ankündigten. Dieses Selbstbekenntniß hat jedoch sein Ansehen als Gelehrter in der Nachbarschaft keinesweges herabgesetzt. Wo der Rentner ein Mikroskop, das er vor Jahren aus dem Nachlaß eines berühmten Botanikers erstanden, anwenden kann, thut er es mit größtem Vergnügen. Die mit diesem Instrument gemachten Entdeckungen haben wesentlich seinen Ruhm begründet, und die Eifersucht zweier benachbarten Bader und Heilgehülfen erregt. Seit er in dem Ausschlage eines kleinen Knaben, Sohnes einer Waschfrau, den bekannten „Acarus" aufgefunden, lassen diese erst ihn alle etwaigen Uebel

durch das Mikroskop betrachten, ehe sie sich nach ärztlicher Hülfe umsehen.

Seltsamerweise leidet der Rentner, obgleich seine Wiege an den Ufern des Rheinstromes gestanden hatte, an einem physischen Uebel, mit dem gewöhnlich nur der Anwohner der Spree behaftet zu sein pflegt, an der Geheimerathssucht. Wie jeder Menschenkenner weiß, äußert sich diese seelische Krankheit in zwei verschiedenen, und doch nahe mit einander verwandten Phasen. Der davon Befallene will zunächst geheimen Rath ertheilen, dann aber selber Geheimer Rath werden. Da Letzteres trotz des starken Consums von derartigen Beamten bei der Menge der Patienten nicht gut möglich ist, wird der zuerst erwähnte Zustand chronisch, aber durch ziemlich regelmäßig wiederkehrende Krisen wohlthätig gelindert. Der Leidende betheiligt sich an jeder, in der Presse aufgeworfenen Streitfrage, und veröffentlicht sein Gutachten darüber entweder unter der Form des „Eingesandt," oder einer Ansprache als „Civis." Wenn die Saison im Schwunge war, trat der Rentner fast alle vierzehn Tage einmal als Schriftsteller hinten in den Beilagen auf. Unter zehn Fällen zeichnete er neunmal: „Civis." An die römische Republik, das Forum und die Rostra erinnernd, war ihm diese Form der Unterschirft besonders theuer.

Mit dem Bewohner des Erdgeschosses beschäftigen wir uns zuletzt. Hätte er das borstige Rüsselvieh auch gehütet, er wäre mit dem göttlichen Sauhirten Eumäos zu vergleichen gewesen, allein er lebte nur von dem Morde der Eber und Säuen. Jahre lang war seine Wohnung in der Nachbarschaft gewesen, aber der Besitzer des Hauses hatte ihm gekündigt, um einen Industriellen aufzunehmen, dessen Schaufenster einen freundlicheren Anblick gewährten. Der um seine ansehnliche Kundschaft in der Gegend besorgte Schlächter einigte sich mit unserem Wirth, ging

auf den hohen Miethhzins ein und zog drei Häuser weiter. Jetzt war es um den Frieden des Rentners geschehen. Täglich wurden seine Morgenstunden durch das Jammergeschrei und die letzten Seufzer der im Hofe Gemordeten gestört, und selbst aus seinem nächtlichen Schlaf schreckten ihn nicht selten die zornigen Laute der in Koben aufbewahrten Opfer empor, wenn sie sich untereinander um ihre Henkersmahlzeit stritten. Der frühere Hausgenosse war ein sanfter Buchbinder gewesen, dessen Gewerbe und Kundschaft zu den Annehmlichkeiten des Hauses gehört hatte. Ein Buchbinder, ein Verbündeter der Literatur, und ein Schweineschlächter!

Zur Zeit der Wurstsaison fand nicht nur ein stürmischer Andrang von Verehrern dieses Präparates statt, sondern die Vertheilung der Wurstsuppe versammelte auch so dichte Schaaren jugendlicher Mitbürger vor der Hausthür, daß der Rentner in seinen Studiengängen gehindert wurde, des sich durch alle Räume des Hauses verbreitenden flauen Duftes gar nicht zu gedenken. Am unangenehmsten fühlte er sich durch die deutsche Schlächtersitte berührt, die Thürpfosten des Eingangs mit rohen Fleischmassen zu decoriren und mittelst derselben in den heißen Sommermonaten einen Congreß aller Schmeißfliegen der Gegend zu versammeln. In der Brust des Rentners entbrannte böser Groll; die Ansiedlung des Schlächters hatte ihn aus seinem wissenschaftlichen Frieden aufgeschreckt. Die Wissenschaft sollte aber auch die Waffen schmieden, mit denen bewehrt er den Feind zu vernichten hoffte.

Der Spätsommer des vorigen Jahres war herangerückt, als in die kleinbürgerlichen Kreise der Hauptstadt die Nachricht drang, in einigen Miniatur-Nachbarstaaten, deren Einwohner aus finanziellen Gründen den Genuß des Schweinefleisches bevorzugen, sei eine Krankheit aufgetreten, als deren Ursache ein Wurm bezeichnet wurde,

der, wie die Finne, im Fleische des Rüsselviehs schmarotzend, mit diesem unheimlichen Geschöpf die bekannte Wanderlust der Parasiten theilte, gleichfalls die Fähigkeit besaß, sich im Körper des Menschen anzusiedeln, und dort schmerzliche, ja tödtliche Zufälle verursachte. Man weiß, welche Störungen und Verluste die Berliner Trichinophobie hervorgebracht hat. Der rohe Schinken, seit Jahrhunderten das löblichste Nahrungsmittel für schwächliche Personen, war plötzlich discreditirt, Thüringen, das Vaterland der Rauchwürste, sah sich in seinem einträglichen Gewerbe bedroht; die Verleumdung böser Concurrenten, daß zu den Würsten Waltershausen's auch der ausgediente Miethsklepper seine müden Glieder beisteure, that den Fabrikanten nicht so viel Abbruch, als der Argwohn, durch jede Wurst werde eine neue Colonie Trichinen eingeführt. Das zweite Frühstück des berufsmäßig wandernden Berliners stand am Abgrunde einer Revolution. Die „Wiener Wurst," bisher unbeanstandet, wurde so antipathisch betrachtet, wie die gegen Preußen gerichteten Actenstücke des österreichischen Cabinets. Der kleine Restaurant, der Chef des Bumskellers, der Bierhäusler, sie zitterten Alle vor einer Umwälzung ihres Küchenzettels. Es ist ungewiß, ob dergleichen Erwägungen auch bis in den Schoos des Kriegsministeriums drangen. Stand aber die weite Verbreitung der Trichine einmal fest, so durfte dem jungen Krieger fernerhin als Festmahl außer „Milchreis" nicht mehr „Schweinebraten" verabreicht werden. Es eröffnete sich eine weite Perspective auf Interpellationen durch menschenfreundliche Abgeordnete.

Der um sich greifende Trichinismus war Wasser auf die Mühle des gelehrten Rentners. Er belegte einen Sitz auf der äußersten Linken der Opposition gegen das Schweinefleisch und die Trichinen. Seinem Hausarzt, der keineswegs die Existenz des Schmarotzerthiers geleugnet,

sondern nur an der behaupteten weiten Verbreitung desselben gezweifelt hatte, schrieb er schon im September einen Absagebrief. Alle seine naturwissenschaftlichen Studien wurden auf die Erforschung der Eingeweidewürmer concentrirt und das Mikroskop nicht mehr aus der Hand gelegt. Im October hatte er eine Mappe von Notizen und Zeitungsartikeln zusammengebracht, gerade ausreichend zu einem stundenlangen Vortrage im Bezirksvereine. Dem gelehrten Manne war es indessen nicht um eitlen Ruhm zu thun; er behielt ein höheres Ziel im Auge. Mit Hülfe der Trichinen gedachte er das Haus von dem Schweineschlächter zu befreien, und wieder einen weniger blutrünstigen Geschäftsmann an seine Stelle zu setzen. Das Unternehmen war gewagt, denn der Sohn des Schlächters verrieth unverkennbare Absichten auf die Hand der ältesten Tochter des Wirthes!

An einem freundlichen Herbstmorgen machte der Rentner dem Hausherrn seine Aufwartung. Er kannte die Abneigung des glänzenden Mannes gegen Lectüre, und hatte die mit trichinösen Actenstücken gefüllte Mappe nur mitgenommen, um nöthigen Falles über beweiskräftige Documente verfügen zu können. Der Rentner war sorgfältig vorbereitet und entwickelte in einem glänzenden Vortrage Alles, was zu Ungunsten des Thieres gesagt werden konnte, das schon einer der ältesten Gesetzgeber von der Dinerkarte seiner Nation gestrichen hatte. Der Wirth hörte aufmerksam zu, aber die Auseinandersetzungen schienen auf sein Gemüth keinen Eindruck zu machen. Als der Redner die Mappe öffnete, und ihm mehrere Berichte aus Krankenhäusern vorlas, in denen Personen secirt worden waren, deren Muskelfleisch man mit förmlichen Waben von verkalkten Trichinenzellen durchsetzt gefunden hatte, die sich aus dem Magen allmählich bis zu den festen Knochen durchgearbeitet, schüttelte er sogar bedenklich

den Kopf und lächelte. Das Selbstvertrauen des wohlgenährten Mannes schien unerschütterlich zu sein; er war offenbar nicht geneigt, sich auf dem Wege seiner bisherigen Beköstigung irre machen zu lassen.

„Wie Sie mir hier sehen,“ hub er an, wenn gleich es uns schmerzt, den achtbaren Hausbesitzer durch seine sichtliche Berliner Vorliebe für den Dativ vielleicht in den Augen gebildeter Leser herabzusetzen, „wie Sie mir hier sehen, habe ich zeitlebens Wurst und Schinken, Rippespeer und Eisbein gegessen, ja Eisbein! und was hat es mich geschadet?“ Er erhob die Linke, streifte den schön geblümten Schlafrock, den feinen holländisch-leinenen Hemdeärmel zurück, und hielt Hand und Arm gegen das Licht. Der Anblick war imposant, man begriff das jedesmalige Entzücken des größten Epikers aller Zeiten, wenn er bei den Gastmahlen seiner Götter und Helden des „blühenden Fettes“ gedenkt. Der durch eine große Thatsache niedergeschmetterte Redner betrachtete fast ehrfurchtsvoll den wohlgerundeten, blendend weißen, im Durchmesser fast sechs Zoll erreichenden Arm, die fleischige Hand, die kurzen walzenförmigen Finger, durch deren zarte Haut die Morgensonne doch rosig schimmerte. „Wo ist da eine Spur von Trichinen? mich hat noch zeitlebens kein Finger weh gethan!“ rief der Wirth in verzeihlichem Stolze.

Was sollte der Rentner darauf erwiedern? Sophistisch suchte er den Hauswirth als seltene glückliche Ausnahme darzustellen; der Verehrer der winterlichen Nationalkost des Norddeutschen ließ ihn nicht ausreden.

„Ausnahme?“ sagte er, „ich blos eine Ausnahme? kommen Sie einmal her, ich will Ihnen gleich noch eine Ausnahme zeigen!“

Er packte den Rentner fest beim Arm, führte ihn an das Fenster, und deutete auf einen Herrn im gegenüber-

liegenden Hause, der das, bei allen bürgerlichen Hauswirthen so beliebte Vergnügen genoß, im offenen Fenster lag, bläuliche Wolken eines kräftigen Portorico aus einer langen Pfeife gen Himmel sandte, und flüchtige Zwiegespräche mit dem vorübergehenden Constabler, dem Briefträger, dem Milchmann auch wohl mit dem Straßenfeger anknüpfte. Der schaulustige Nachbar konnte für ein Seitenstück zum Wirthe gelten, nur schien seine Weltanschauung noch leichtfertiger, zu leckerem Genuß des Lebens noch geneigter zu sein. Trotz der kühlen Morgenluft ließ er sein Haupt unbedeckt; es zeigte die kahle Stirn, an der man nicht nur den Denker, sondern auch den eifrigen Lebemann erkennt.

„Wir dutzen uns seit zwanzig Jahren und frühstücken eben so lange alle Sonntage bei Gerold. In der Woche geht er alle Vormittage zu Niquet!“

Der Rentier vermochte gegen das gesegnete Aussehen des Bezirksgenossen ebenso wenig einzuwenden, wie gegen das seines Wirthes, aber er versuchte das Gedeihen beider Herren, ungeachtet ihres regelmäßigen Genusses verdächtiger Fleischspeisen, aus der eben so regelmäßigen Anwendung guter gegohrener und abgelagerter Getränke zu erklären, dafür aber den Gesundheitszustand jener ärmeren Mitbürger, die nicht im Stande seien, ähnliche Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, desto lebhafter zu bezweifeln, und den Beruf eines Schweineschlächters als einen unmoralischen darzustellen, den kein Hauswirth nach den neuesten Ermittelungen der anatomischen Wissenschaft in seinen vier Pfählen dulden dürfe.

Jetzt verfinsterten sich die Mienen des sonst so duldsamen Mannes. Die Anatomen waren ihm auf Grund der Kammerreden des Prof. Virchow längst ein Dorn im Auge; er traute allen Personen dieses Standes revolutionäre Gesinnungen zu, bei deren weiterer Verbreitung

die jetzige Höhe der Fleisch- und Miethspreise nicht länger aufrecht erhalten werden könne. „Kein Mensch muß zu viel wissen wollen, weder im Innern des Staatsgetriebes, noch seines eigenen Leibes," war einer seiner Lieblingssätze. Er hatte sich ihn aus der Zeitungslectüre seiner Partei, aus den Zurechtweisungen wißbegieriger Kammermitglieder von Seiten des Herrn Ministerpräsidenten angeeignet. „Was haben Sie gegen den armen Mann?" sagte er mit gerunzelter Stirn, aber so seid ihr Leute von der Fortschrittspartei! kann es nicht ein Ministerium sein, so macht ihr euch an die Schlächter! Dort soll es an den Junkern und Landräthen liegen, hier an den Trichinen!"

Der Wirth war seiner Constitution nach von der Redelust der Zeitgenossen vollkommen frei. Man sah seinem geistreichen Auge an, wie leicht ihm die weitere Ausführung dieses scheinbar dunklen, kühnen Vergleiches geworden wäre, aber er brach mitten in der Rede ab. Es lag etwas Entschlossenes in seinem Wesen, er hatte das Hauptblatt seiner Gedankenentwickelung nebst allen Beilagen mit Beschlag belegt. Der Rentner fürchtete einen Ordnungsruf, und wagte, nachdem der bedenkliche Punkt der Politik berührt worden, kein Wort mehr zu erwiedern. Er packte alle Zeitungsausschnitte in die Mappe und trat einen geordneten Rückzug an. Seit diesem Tage wurde er von keinem Hausgenossen mehr gegrüßt; eine Redensart des Schlächters: er beabsichtigte den Rentner, wenn er noch einmal im Hause von Trichinen spreche, in Wurstfleisch zu zerhacken, ist glücklicher Weise nicht verbürgt. Dem schwer beleidigten Geschäftsmanne gelang eine Lösung im Wege des Compromisses. Am Neujahrstage, als der Rentner in der Wohnung des Wirthes erschien, um die Miethe zu zahlen und den pflichtschuldigen Glückwunsch darzubringen, kündigte ihm

dieser die Wohnung. Der Sohn des Schlächters heirathet die Wirthstochter, macht dann eine Hochzeitsreise nach Ungarn zum Ankauf fetter Schweine, und bezieht nach Ostern das vom Rentner geräumte Quartier.

---

5. Der gelehrte Miether.

Nicht allein Schaalthiere bilden sich ein ihrer Wesenheit entsprechendes Haus von größerer oder geringerer Dauerbarkeit, auch der Mensch gehorcht einem ähnlichen Gesetz. In den untersten Klassen der irdischen Geschöpfe sind kalkhaltige Ausschwitzungen hinreichend, ein solches architektonisches Gehäuse herzustellen; das Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft muß zu Bau- und Maurermeistern, zu Ziegelsteinen, Kalk, Mörtel und Balken seine Zuflucht nehmen. Die Solidität des Bauwerkes wird unter Muscheln und Menschen von der Leistungsfähigkeit des Individuums abhängen. Das Haus meines alten Beschützers, des Herrn Peitzker, konnte weder an Unverwüstlichkeit, noch an Umfang mit der Riesenmuschel oder ähnlichen Erzeugnissen des Oceans verglichen werden. Es besaß vielmehr, was sein Mauerwerk anbelangt, eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem mürben Backwerk, das den kleinen Leckermäulern unter den Händen zerbröckelt. Ohne ein tüchtiges Balkengerippe wäre es dem Eigenthümer und seinen Miethern über dem Kopfe zusammengestürzt. Dennoch war es ein unvergleichliches Haus, nicht durch seine Schönheit an sich, sondern durch die philosophische Gemüthsruhe, mit der Herr Peitzker darin wohnte, und alle Quartierinhaber gewähren ließ. Weit

entfernt davon, ihr Betragen zu überwachen, sie zu einer Schonung der Räumlichkeit zu ermahnen, gewährte er ihnen vollkommene Freiheit, zu thun und lassen, was sie wollten. Lange vor der Epoche der Verfassungskämpfe, der Zwistigkeiten und die Theilung der Gewalten und Gerechtsame, sah man hier ein Muster der Gleichberechtigung aller Stände, der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Herr Peitzker war, wenn auch nicht ein Bürgerkönig, so doch ein Bürgerwirth. Wie Louis Philipp, kennzeichnete ihn bei seinen Ausgängen ein Regenschirm und ein breitkrämpiger Hut. Der Ausbesserung oder Erneuerung beider war er jedoch so abgeneigt, wie der seines Hauses. Auf jene Vorsehung vertrauend, die keinen Sperling vom Dache fallen läßt, hielt er es sogar für unnöthig, selbiges ausbessern zu lassen, und überließ diese Sorge dem Interesse derer, die in der Nähe desselben wohnten. Er war stoischer Philosoph und ertrug im Sinne des heidnischen Alterthums sowohl die vom Geschick über ihn verhängten Leiden, als auch die seiner Hausgenossen und Nebenmenschen mit bewundernswerthem Gleichmuth. Seine Miethssätze waren nur gering, und eigentliche Habsucht konnte ihm nicht vorgeworfen werden, aber er besaß eine eigenthümliche Abneigung, sich mit dem baaren Gelde zu beschäftigen, wies den Ueberbringern von Collectenzetteln gern die Thür und zahlte Steuern nicht eher, als bis er im Wege der Execution dazu genöthigt wurde. Das Gefühl des Ehrgeizes war ihm vollkommen fremd, er gab nichts, auch wo sein Name in den Zeitungen genannt worden wäre. Von der Ueberzeugung durchdrungen, sein Haus werde, so lange er lebe, zusammenhalten, that er, wie gesagt, nicht das Mindeste für seine Ausbesserung, es sei denn, die Obrigkeit hätte ihn in dringenden Fällen dazu ermuntert. Die Nachbarschaft maß diese Sorglosigkeit

einem Mangel an legitimen Erben bei; Herr Peitzker besaß nämlich nur einen natürlichen Neffen, von dessen Betragen, wie von dem Andenken seiner verewigten Schwester, er nur vom Vormundschaftsgericht gezwungen sprach. Besagte Abneigung mochte indessen auch mit der Weltanschauung des seltenen Mannes zusammenhängen. Vielleicht theilte er die Ansicht des Korans: der Gläubige dürfe sich nicht mit Gegenständen umgeben, die längere Dauer versprechen, wie sein sterblicher Leib.

Strenge Moralisten werden möglicher Weise dem Charakter des Herrn Peitzker keinen Beifall spenden; seine Miether waren mit ihm zufrieden. Die von ihm geübte Toleranz und Nachsicht war die Ursache des Hausfriedens, denn in Staaten, Gemeinden und Gebäuden werden Störungen der Ordnung und Ruhe in den seltensten Fällen von den Unterthanen, Mitgliedern und Einwohnern hervorgerufen. Wir lebten so glücklich, wie die Thiere des Paradieses unter dem kurzen Präsidium des noch unbescholtenen Adam. Aber die Tage des goldenen Friedens waren gezählt; die Hälfte des zweiten Stockwerkes wurde durch einen Todesfall frei, und Herr Peitzker vermiethete sie bei der vortheilhaften Lage des Hauses in der Gegend der Universität an den Professor extraordinarius Dr. Simpel. Ich darf nicht verschweigen, daß schon der Einzug des Gelehrten unter den Hausgenossen einiges Aufsehen erregte. Sein Mobiliar war nur gering, und außer einer eisernen Bettstelle, einem mit dunklem Leder überzogenen Sopha und mehreren, ohne Zweifel auf den verschiedenartigsten Auctionen zusammengekauften, mit wunderlich unter einander abweichenden Stoffen bekleideten Lehnstühlen, als wesentliches Object des Comforts eigentlich nur noch einer jener Sessel vorhanden, die damals eben erfunden, in kleineren bürgerlichen Haushaltungen noch zu den größten Selten-

heiten gehörten. Hoffentlich erläßt man uns die näheren Angaben des Zweckes dieser geistreichen Erfindung. Durch die heutige Wasserleitung hat sie erst die rechte häusliche Weihe erhalten und sich der volktshümlichen Benutzung empfohlen. Der bei weitem größere Theil der Besitzthümer des Professors bestand in Papieren und Büchern von jedem Alter, Einbande und Format. Die Dunkelheit brach herein, ehe die privatisirenden Grenadiere, welche den Transport der Manuscripte und Bibliothek des gelehrten Mannes besorgten, mit dem Umzuge fertig waren. Man kann sich die Aufregung der Einwohner des Hauses denken, denn so viel wissenschaftliches Material war noch niemals von ihnen beisammen erblickt worden. Oeffnete doch sogar der Hofrath — er bewohnte den ersten Stock — das Fenster, um sein vergilbtes Antlitz über einen Haufen Folianten leuchten zu lassen. Noch ahnte Niemand, daß der Besitzer dieser Bücher als Störenfried des Hauses auftreten werde, daß er durch ihr Studium die Kunst der Streitbarkeit erlernt habe, und seine kritischen Organe auch an den Hausgenossen zu üben gedenke. Das Aussehen des Professors versprach wenig Gutes, der Behang seines Hauptes war von schmutzig blonder Farbe, die Nase spitz wie ein Pfriem, das Auge hellblau von durchdringender Schärfe. Es war unschwer zu erkennen: dieser Gelehrte verhielt sich nur oppositionell gegen die Wirklichkeit, das Leben hatte ihm bis dahin noch zu wenig gewährt, um ihn gegen Menschen und Bücher versöhnlicher zu stimmen. An der Universität las er vor zwei bis drei Zuhörern über Aristoteles und Platon; seinen Lebensunterhalt gewann er durch Arbeiten in kritischen Journalen. In wissenschaftlichen Kreisen war er überaus gefürchtet, denn er gab sich nicht mit Nadelstichen und feinen Spöttereien ab; er warf den Gegner zu Boden und skalpirte ihn.

Unter unserer friedlichen Genossenschaft war ihm natürlich Niemand gewachsen.

Der Professor hatte noch nicht acht Tage im Hause gewohnt, als mit unserem Wirthe eine sichtliche Veränderung vorging. Seine Haltung mag mit der eines ursprünglich sanften Mannes verglichen werden, dem die Anwesenheit einer Wespe in seinem Schlafzimmer Besorgnisse für seine Nachtruhe einflößt. Die Wespe im Leben des Herrn Peitzker aber konnte nur Professor Simpel sein. Der Chorist von der Oper, ein Bassist, der im dritten Stockwerk ein Zimmer neben dem meinigen bewohnte, und vermöge eines angeborenen Forschertalents zu den bestunterrichteten Personen des Hauses gehörte, hatte ihn zweimal aus der Wohnung des Wirthes kommen gesehen. Bald sollten wir die Ursache dieser Besuche erfahren; der Professor hatte sich bei Herrn Peitzker über das geräuschvolle Gebahren der Hausgenossen beklagt und sofortige Abhülfe gefordert. Bei solchem Lärm sei es unmöglich, Gedanken zur Reife zu bringen, und in schriftgemäß zierliche Form zu kleiden. Nach gewohnter Weise hatte der stoische Wirth diese Beschwerden angehört, ohne etwas Anderes zu thun, als den Kopf zu schütteln und die Achseln zu zucken, doch verfehlte er nicht, durch seine alte Aufwärterin, wie ein Ministerium durch sein halbofficielles Organ, die Klagen des neuen Miethers den einzelnen Parteien mittheilen zu lassen.

Ganz im Unrecht befand sich der Professor allerdings nicht, nur trugen die Hausgenossen nicht die ganze Schuld. Vermöge seines Alters, seiner leichten Bauart und der Dürre des Materials nahm das Haus als akustisches Kunstwerk einen ungewöhnlich hohen Rang ein. Es wetteiferte mit dem Ohr des Dionysos; das geringste Geräusch im Erdgeschoß vibrirte auch unter dem Dache und umgekehrt. Leider waren die Bewohner dieses merkwürdigen

Gebäudes nur wenig empfindlich gegen auffallende Unterbrechungen des, Denkern so theuern Stillschweigens; ein Theil ihrer Beschäftigungen und Zerstreuungen bestand vielmehr in der tendenziösen Erzeugung von mannigfachen Tönen oder Geräuschen, die der Professor, als Bewohner des häuslichen Mittelpunkts, sämmtlich vernehmen mußte. Was mich selbst betrifft, so verlegte ich sofort die mit einigen Commilitonen angestellten Uebungen im Hiebfechten in die ersten Nachmittagsstunden, welche Professor Simpel niemals in seiner Wohnung zubrachte; weniger rücksichtsvoll waren die Bewohner der anderen Quartiere. Sie hatten in dem Extraordinarius keine akademische Respektsperson zu verehren. Da war Malwina, des Hofraths Tochter, eine leidlich fertige Clavierspielerin und vieljähriges Mitglied der Singakademie, in deren Aufführungen sie kleine Solopartien vortrug. Ein so künstlerischer Standpunkt vermochte dauernd nur durch tägliche Uebungen behauptet zu werden. Von Arien altdeutscher Meister ging sie zu Mazur's von Chopin über, von Schubert'schen Liedern zu französischen Romanzen; Malwina war von seltener musikalischer Vielseitigkeit, und ihr Flügel stand mathematisch genau unter dem Schreibtisch des Professors, an dem er täglich mehrere Stunden lang zu einer neuen Ausgabe der Nikomachischen Ethik des Aristoteles arbeitete. Dr. Simpel hielt Malwina deshalb für seine Todfeindin.

Nicht selten traf ich ihn bei meinen Gängen nach der Universität auf der Treppe und begleitete ihn; dann schüttete der Philosoph sein Herz vor mir aus. Er klagte, daß bei der Zunahme des Geräusches in der Welt es immer unmöglicher werde, gedanklichen Arbeiten obzuliegen; es war offenbar, daß er Malwina's Spiel und Gesang nur für „Geräusch" hielt. Mit prophetischem Geiste verkündete er den mit der Entwickelung des Ei-

senbahnsystems zusammenhangenden Verfall der Philosophie; die Denker der Zukunft, alle Originale, würden in Zukunft in kleinen Städten mehrere Meilen weit von der Eisenbahn wohnen. Jede neue Maschine werde auf Kosten des denkenden Geistes errichtet. Die Menschheit überhaupt fand er sichtlich geneigt, von Jahr zu Jahr mehr Lärm zu machen, und doch waren die großartigen Gesangvereine erst im Entstehen begriffen, nur das Männerquartett war oben auf, und Niemand ahnte die spätere Redefreiheit und das parlamentarische Zeitalter mit dem ganzen Vereinswesen.

„Wäre der Wirth des Hauses ein anderer Mann, uns könnte geholfen werden, denn ich setze voraus: es gehe Ihnen nicht besser, wie mir, aber mit dieser Schlafmütze ist nichts anzufangen. Das Bedürfniß geistiger Thätigkeit scheint er noch niemals empfunden zu haben!“ Bei diesen Worten spitzte sich die Nase des Professors von innerem Hohne noch mehr zu, und sein Auge erglänzte blutgierig, wie das eines hungrigen Falken.

Ich gab ihm in seiner Beurtheilung des Wirthes vollkommen Recht, lehnte jedoch die Ehre ab, in eine Rangklasse mit Denkern seines Ranges gesetzt zu werden: meine Arbeiten seien zu geringfügig, um von irdischem Lärm abhängig zu sein, und meine Abstractionsgabe reiche vollkommen hin, um mich zu isoliren. Nur Dash allein sei im Stande, auch mich bisweilen aus dem Häuschen zu locken und zu unanständigen Flüchen zu verleiten.

Als er den Namen „Dash“ hörte, blieb der Extraordinarius stehen, stampfte das Trottoir, und rief in kunstgerechter Steigerung des Tones dreimal: „Dash!“ — Wer war Dash?

Das Geschöpf, das diesen Namen trug, kann nur aus der Existenz des Frl. Jenny erklärt werden. Diese Dame bewohnte seit mehr als zehn Jahren die andere

Hälfte der zweiten Etage und hatte sich, da ihr das Schicksal einen Gatten und Kinder versagt, mit Surrogaten derselben umgeben. Sie ernährte eine Menge Katzen und einen boshaften Hund, Dash, einen seltsamen Bastard der Species Spitz und Dachs. Da Frl. Jenny eine ungemein reinliche Dame war, und ihre geliebten Thiere an die Einhaltung gewisser Stunden zur Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse gewöhnt hatte, wurde die Thür ihrer Wohnung täglich mehrmals geöffnet und das vierfüßige Contingent sectionsweise ins Freie entlassen, um den Garten hinter dem Hause aufzusuchen und den Göttern der Landwirthschaft ihr Opfer darzubringen. In der Natur der Katzen lag es von jeher, diesen Act in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, Dash hingeben sah sich nicht sobald in Freiheit gesetzt, als er auf der obersten Stufe der Treppe eine Stellung einnahm, und durch ein lautes Gebell, das Freude oder Unwillen ausdrückte, allen Hausangehörigen sein Vorhaben ankündigte. Verschuldete seine eigenthümliche Abstammung die abscheuliche Klangfarbe des Organs, oder war Dash über die Blüthejahre eines Sängers hinaus, genug, sein Gebell war herzzerschneidend, und konnte auch das Gehör von Personen beleidigen, die sich nicht mit neuen Ausgaben von Philosophen des griechischen Alterthums beschäftigten.

Wie schon bemerkt, war Professor Simpel halb erstarrt stehen geblieben, jetzt setzte er sich wieder in Bewegung, und sagte mit tiefem Ingrimm: „Die alte Schraube läßt den Hund zum Unglück pünktlich um fünf Uhr zur Thür hinaus, gerade in der Stunde, die ich mir zu poetischen Spielen der Einbildungskraft vergönne, in der ich Sonette verfertige und anderen modernen Dichtungsformen Concessionen mache! — also Dash stört Sie auch?“

Unumwunden gestand ich meine Schwäche.

„Weshalb ergreifen Sie nicht die geeigneten Maßregeln gegen das Ungethüm? wozu liest die Jugend in den Gymnasien die Alten? doch nur um sich an ihnen für das practische Leben heranzubilden! Junger Mann, Sie kennen die kühnen Thaten des Hercules, des Theseus, des Perseus, an Ihnen ist es, den Kampf mit Dash einzugehen. Erwürgen Sie ihn in Ihren Armen, machen Sie ein Eisen glühend . . . .“ Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern bat ihn nur zu erwägen, daß bei dem scharfen Gehör der alten Jungfrau und ihrer fortwährenden Kriegsbereitschaft hinter der Thür, eine solche kühne Selbsthülfe zwar im Geiste der Antike, aber nicht der heutigen Polizei sei, und mich in unangenehme Händel verwickeln könne. Meine Erörterung schien Eindruck auf den Professor zu machen.

„Man sollte ihm etwas aufstellen!“ murmelte der Gelehrte düster in den Bart.

„Nein, Herr Professor, nicht Gift, nicht Mord, offenen Kampf, aber kein Blutvergießen! Sie sind der Mann dazu, nur Sie! treten Sie mit dem Glockenschlage fünf Uhr gleichfalls vor die Thür, bewaffnen Sie sich mit dem Weichselrohr aus Ihrer Tabackspfeife, mit einigen, in Schweinsleder gebundenen alten Schriften, um so besser, wenn sie mit Messing beschlagen sind, schlagen Sie, werfen Sie, das ganze Haus wird Ihnen danken, und Frl. Jenny kann nichts gegen dieses unblutige Verfahren einwenden!“

„Ein köstliches Lächeln überflog die Züge des Professors,“ würde Frau L. Mühlbach sagen, „noch heute,“ rief er, „noch heute um fünf Uhr!“

Wir waren vor der Thür der Universität; eben verkündete die Glocke des Flurs den Stundenwechsel.

Um der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, muß ich bekennen, daß die Erwartung der Nachmittags bevorste-

henden Ereignisse auf meine Aufmerksamkeit im Collegium den nachtheiligsten Einfluß ausübte. Mein sonst sauber nachgeschriebenes Heft von Boeckh's griechischer Literaturgeschichte weist an diesem Tage eine so arge Lücke auf, wie die erste beste leichtsinnig redigirte Verfassung. In meiner jugendlichen Seele ging ein ähnlicher Prozeß vor, wie in den Geistern und Gemüthern heranwachsender Knaben, wenn öffentliche Vorgänge, historische Conflicte in den Straßen erwartet werden, sie bei ihrer patriotischen Denkungsart sich schon von Sonnenaufgang an mit den möglichen Thatsachen innerlich beschäftigen, und ihre Berufsarbeiten vernachlässigen, um moralisch auf das Aeußerste vorbereitet zu sein und, so bald es nöthig werden sollte, selbstthätig einzugreifen. Glücklicher Weise handelte es sich nur um einen Hausskandal, nicht um eine gefährliche Störung der bürgerlichen Ruhe.

Die fünfte Nachmittagsstunde erwartete ich in höchster Spannung. Schon um 4 Uhr war Professor Simpel in Gedanken versunken nach Hause gekommen; der einsame Spaziergang an der Brüstung des Schiffbauerdamms mochte seine Brust mit poetischen Empfindungen geschwellt haben. Unartikulirte Töne ausstoßend, stieg der Denker und Dichter die Treppe hinan und verschwand in seinen Gemächern. Warf er ein Volkslied aus grauen wendischen Vorzeiten aufs Papier? stellte er ein feinerwogenes Sonett kunstgerecht zusammen? Niemand folgte ihm an den Schreibtisch; Niemand vermag die Fragen zu beantworten.

Da schlug es auf dem Thurme der benachbarten Kirche fünf Uhr. Bei dem letzten Tone der Glocke pflegte sich die Thür des Frl. Jenny zu öffnen und Dash hervorzutreten. So auch heute; denn das Frl. Jenny hielt auf militärische Pünktlichkeit. Vom oberen Geländer des dritten Stockwerkes aus beobachtete ich Frl.

Jenny und ihren Hund; sie entließ ihn mit einer freundlichen Ansprache und schloß hinter ihm die Pforte. Der erwartete Moment war gekommen. Statt unverzüglich sich ins Freie zu begeben, warf Dash einen höhnisch prüfenden Blick auf die Umgebung und stimmte alsdann sein gewöhnliches scheußliches Gebell an. Der Professor erschien nicht; er überhörte, in seine Arbeit versunken, vielleicht heute ausnahmsweise den Lärm. Da erhob Dash noch einmal seine Stimme; sie klang wie eine freche Provocation des Gelehrten. Jetzt endlich öffnete sich die Thür des Extraordinarius. Wie Ziethen aus dem Busch, stürzte er, ein langes Weichselrohr in der Rechten schwingend, als Schutzwaffe den Stiefelknecht in der Linken, hervor, und versetzte dem auf solchen Empfang unvorbereiteten Dash mehrere empfindliche Streiche. Gedachte der, an diese Behandlung nicht gewöhnte Hund anfangs an Widerstand, so belehrten ihn wiederholte Hiebe bald eines Besseren, er knipp nach Art seines biederen Geschlechtes den Schwanz ein, stürzte in wilder Flucht, die der Professor durch den nachgeworfenen Stiefelknecht nicht wenig beschleunigte, über die beiden Treppen in den Hof hinunter und erhob dort unten einen Klagegesang, der alle Hausgenossen an den Fenstern versammelte. Frl. Jenny war schon früher auf dem Flur erschienen; die Jammerlaute ihres Lieblings hatten sie vom Kaffee aufgeschreckt. Es gelang ihr jedoch nicht, den Uebelthäter auf frischer That zu ertappen. Professor Dr. Simpel war gleich groß in der Schnelligkeit des Angriffs wie des Rückzuges. Noch hütete er sich, Frl. Jenny die Stirn zu bieten. Der ältliche Junggeselle schreckt vor dem Kampf mit der älteren Jungfrau zurück. Die schwer gekränkte Dame schien über die verübte Unthat nicht gleich ins Klare zu kommen. Ich selbst beobachtete oben auf der Treppe ein weises Stillschweigen. Mir, als dem

intellectuellen Urheber kam es am wenigsten zu, dem akademischen Gönner zu denunciren. Da indessen fast immer rechtzeitig ein Verräther einzutreten pflegt, übernahm mein Stubennachbar, der Chorist, diese gehässige Rolle. Eben stand er im Begriff, nach dem Opernhause aufzubrechen, wo „Norma" gegeben werden sollte. Das Motiv des wilden Chors der Gallier anstimmend, stieg er die Treppe hinab, und blieb vor Frl. Jenny stehen.

„Denken Sie sich, mein Herr," rief die empörte Dame, „hier hat sich Jemand unterstanden, meinen armen Hund zu mißhandeln. So lange wohne ich schon im Hause, und noch niemals ist mir etwas Aehnliches passirt."

Der Chorist drehte sich um und musterte die Thür des Professors.

„Dann kann es nur der neue Miether gewesen sein," sagte er mit der tiefen Stimme eines Markthelfers der Oberpriester in heidnischen Landen, „wir Andern sind an das Gebell Ihres Dash gewöhnt. Der neue Herr arbeitet aber mit dem Kopf und der Feder." Nach diesem verrätherischen Fingerzeige ging der Bassist, eine Conventionalstrafe wegen Verspätung fürchtend, raschen Schrittes von dannen.

Aus Achtung vor den Männern der Wissenschaft muß ich die Ausfälle, welche Frl. Jenny sich jetzt gegen die „Arbeiter mit dem Kopf und der Feder" erlaubte, unterdrücken. Erst viele Jahre später erstieg die Berliner Revue eine gleiche Höhe der polemischen Beredsamkeit. Der Extraordinarius kam jedoch hinsichtlich der moralischen Abhärtung den Söhnen der sechziger Jahre noch nicht gleich. Für einen, mit philosophisch philologischer Polemik vertrauten Schriftsteller war es unmöglich, die schimpflichen Bezichtigungen des Frl. Jenny schweigend hinzu-

nehmen. Er steckte den Kopf hervor, schoß den giftigen Pfeil seines Blickes auf die trauernde Dame und rief: „Seien Sie überzeugt, ich werde Ihren Hund durchprügeln, so oft er sich auf der Flur blicken läßt und **bellt!** ich habe keine Lust, mich von ihm bei meinen Arbeiten stören zu lassen. Das Haus ist für Menschen und nicht für Hunde gebaut!“ Es ist nicht zu berechnen, welche Folgen diese herausfordernde Rede hätte nach sich ziehen können, wenn nicht Frl. Jenny aus taktischen Gründen auf den Abbruch des Wortgefechtes und den Antritt des Rückzuges ausgegangen wäre. Der Gegenstand des Conflictes, Dash, kam nämlich wieder vom Hofe hinauf, und gedachte, ermuthigt durch die Anwesenheit seiner Herrin, einen nachhaltigeren Angriff auf die Beine des Professors zu wagen, als Frl. Jenny, der die drohende Haltung des Letzteren und die Dicke des Weichselrohrs nicht entging, Dash aufgriff, in ihr Umschlagtuch hüllte und mit dem rastlos bellenden Unholde in ihrem Quartier verschwand. Ihre letzten Worte enthielten noch die Drohung, den Professor als Wütherich gegen sanfte vierfüßige Geschöpfe vor den Richter zu laden.

Die Hauptpersonen der Handlung waren jetzt zwar vom Schauplatz verschwunden, allein wie nach allen geschichtlich tiefeingreifenden, den Gang der Gewohnheit durchbrechenden Ereignissen, trat sofort die historische Kritik, die construirende Speculation ein. Auf den Fluren aller Stockwerke vereinigten sich die Zeitgenossen oder Augenzeugen der unerhörten Begebenheit, um theils ihre einzelnen Momente festzustellen, theils die möglichen Folgen, und was Jeder fernerhin zu thun habe, gründlich zu erörtern. Malwina, ihrer Clavierübungen wegen zumeist von einem gewaltthätigen Einschreiten des Professors bedroht, führte das große Wort, unser Chambregarnivermiether, der Schneider, stieß die fürchterlichsten

Drohungen gegen Dr. Simpel aus, falls er sich etwa eine ähnliche Behandlung seiner beiden Herren, des Studiosen, meiner armen Person, und des Choristen, des Spenders von Freibillets zum Parterre, herausnehmen sollte. Der Wirth, Herr Peitzker, verlautbarte, wie der antike Chor, seine Ansicht nur in einzelnen gedankenvollen Sentenzen: „Ja, wenn der cholerische Eifer nicht wäre! .... nein, diese Hunde, dieses Gebell! .... das gute Fräulein, der arme Dash .... aber, solch' ein Professor! wer hätte das gedacht! ...." Im Ganzen war es nicht leicht, zu ergründen, für wen er Partei ergriffe. Als die fragmentarischen Laute gerechten Unwillens, die Dash noch immer ausstieß, und mit denen er die innigste Theilnahme aller, an der Discussion Betheiligten erregte, verstummt waren, trennte man sich endlich in der tiefen Ueberzeugung, der alte Zustand eines friedlichen Zusammenwohnens sei beendet und eine neue Aera der socialen Gährung und Zersetzung angebrochen. Dash war von Hause aus nie populär gewesen, sein unleidliches Gebell hatte Alle gegen ihn erbittert, jetzt nahm man Partei für ihn, den Unterdrückten. Leider nur ein Hund, wäre er als politische Notabilität gewiß auf den Schild gehoben worden.

Wenn ich die Vorgänge im Gemüthe des Professors richtig beurtheile, denn er enthielt sich seit diesem Nachmittage aller vertraulichen Mittheilungen, so hatte ihn der Kampf mit Dash mehr aufgeregt, als sittlich befriedigt. Die erste geringe Beute pflegt den Blutdurst des Jägers zu reizen, ein kleiner rascher Gewinn die Habsucht des Spielers; Dr. Simpel lechzte nach ferneren Zerwürfnissen. Er ging sichtlich darauf aus, alle Aeußerungen froher Lebenslust im Hause, seien sie musikalischer oder bestialischer Natur, zum Schweigen zu bringen, und die Stille eines Karthäuserklosters einzuführen. Sogar

vor den rohesten Abschreckungsmitteln bebte der Extraordinarius nicht zurück.

Unsere Wirthin, die Schneiderfrau, wollte Ohrenzeugin eines Gesprächs zwischen Herrn Peitzker und Fräulein Malwina gewesen sein, worin Letztere sich über die Manie des Professors beklagte, ihre neueren Uebungen einer Arie von Händel, die sie für die nächste Aufführung in der Singakademie vorbereite, durch walkmühlenartige Andeutungen des Vierteltaktes mit den Füßen zu begleiten. Der Herr Hofrath hatte, als Vater der Sängerin, einen schriftlichen Protest eingelegt, aber einen mit Citaten aus heiligen und Profan-Scribenten wohlgespickten Bescheid empfangen: der Professor sei nur beflissen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, der Charakter des Händel'schen Gesangstückes wirke so hinreißend auf ihn ein, daß er seiner Begeisterung nur durch rhythmische Bewegungen seiner leiblichen Beförderungsmittel Luft zu machen vermöge. Wenn Fräulein Malwina Mitleid üben und ihn durch die Künste der Sirenen fernerhin nicht weiter in Versuchung führen wolle, hoffe er, Ruhe halten zu können. Dieses Antwortschreiben des Gelehrten war so höflich abgefaßt, daß Herr Peitzker nicht zu überzeugen war, es bewege sich in ironischen Tücken, er vielmehr die stampfenden Bewegungen des Zuhörers nach wie vor für eine nothwendige Consequenz eines so bezaubernden Gesanges hielt. War die Schneiderfrau gut unterrichtet, so hatte der Hofrath, um dem Einsturz der Zimmerdecke zuvorzukommen, sich endlich genöthigt gesehen, den alten „Kisting" Malwinas in ein Hinterzimmer zu versetzen.

Durch anzügliche Briefe, die er so regelmäßig, wie lithographirte Correspondenzen absandte, war es dem Extraordinarius nach einiger Zeit wirklich gelungen, das erste Hofraths-Stockwerk und sein „Gegenüber," Frl.

Jenny, zu pacificiren. Das Stadtgericht hatte Letztere mit ihrer Klage abgewiesen und der Verein gegen Thierquälerei in Dash's Bearbeitung mit dem Weichselrohr eine Verletzung seiner Statuten nicht finden können. Das rohe männliche Geschlecht giebt alle Gesetze, ohne den Frauen eine berathende Stimme einzuräumen. Nach Frl. Jennys Dafürhalten ließ das Allgemeine Landrecht in Bezug auf die Behandlung der Hunde noch unsäglich viel zu wünschen übrig. So blieb der vereinsamten Jungfrau, um den Liebling ihres Herzens vor dem Weichselrohr des ruheliebenden Philosophen zu schützen, nichts anders übrig, als Dash um die anberaumte Stunde in ihr Umschlagetuch zu hüllen und eigenhändig in den Hof zu tragen, auch die Rückkehr des Querulanten persönlich zu überwachen. Nur aus dem Innern der Gemächer des Frl. Jenny drang Dash's Gebell in die aristotelischen Studien des Professors hinüber. Seine besorgte Herrin ließ ihn nicht aus den Augen; sie zitterte für sein Leben.

Nach einer Plauderei des Provisors in der nahen Apotheke hatte Dr. Simpel Erkundigungen über den Verkauf von Krähenaugen eingezogen, auch, wie die alte Aufwärterin erzählte, einen frankirten Brief an einen berühmten Kammerjäger abgesandt.

Einige Wochen später warf der Professor der dritten Etage den Handschuh hin. Der Gesang eines Kanarienvogels, den der Schneider von einem zahlungsunfähigen Kunden statt des Macherlohns für Anfertigung einer Weste erhalten hatte, gab die Veranlassung zur Kriegserklärung. In leidlich höflichen Wendungen war er um die Abschaffung des grell schmetternden Hahnes eingekommen, ohne Gehör zu finden; ein grober Brief wurde durch regelmäßige Beschädigung seiner, an der Klingel befestigten Visitenkarte beantwortet; die Feindseligkeiten nahmen

unerwartet schnell den Charakter eines Vernichtungskrieges an. Die dritte Etage schien ihr gutes Recht, in ihren vier Pfählen Lärm zu machen, auf Leben und Tod vertheidigen zu wollen. Dem Choristen und dem Schneider, nebst seinen Gesellen gegenüber befand sich der Professor im Nachtheil. Kriegerische Operationen wider die Bewohner des oberen Stockwerkes einzuleiten, war um so schwerer, als diese gegen Streiche mit ihren eigenen Waffen vollkommen unempfindlich blieben.

Als der Chorist ein Recitativ einübte, das seinem Feldherrn die Annäherung des feindliches Heeres vermeldete, und er dieses mehr als hundertmale wiederholte, um bei der Aufführung vor jedem Gedächtnisfehler sicher zu sein, schien der Professor einen Tisch bestiegen, und mit dem Stiefelknechte nachdrücklich an die Decke geklopft zu haben. Wenigstens hatte der entrüstete Künstler mir das Geräusch als ein, diesem Tonwerkzeug entsprechendes geschildert und Rache geschworen. Nur zu bald sollte der günstige Augenblick sich einstellen. Der Professor feierte seinen Geburtstag mit einer kleinen Bowle, zu der er außer seinen beiden Zuhörern, den künftigen Verleger der Ethik und einen, mit ihm in Geschäftsverbindung stehenden Antiquar geladen hatte. Die Fenster waren geöffnet, und das Geräusch des sokratischen Mahles, das heitere Gelächter über die attischen Witze des Geburtstagskindes, schallten bis in mein kleines Zimmer hinauf, als ich in dem Zimmer des Choristen ein dumpfes Geräusch vernahm. Mir fiel die Stelle ein, in welcher Schiller das Getöse der im Palaste Fiesco's verborgenen Mißvergnügten und Verschworenen schildert. Fußtritte, zwar nicht Dröhnen von Waffen, aber murmelnde Männerstimmen, dann wieder tiefe Stille, zuletzt ein leises Pochen auf den Tisch, wie mit einem Taktstäbchen.

Dem Choristen waren schon am Vormittage die zur

Anfertigung der Bowle ergriffenen Maßregeln verrathen worden; den Import geräucherter Fleischwaaren hatte er selber gesehen. Was konnte näher liegen, als seine Freunde vom Chor einzuladen und eine Anzahl wirkungsvoller Musikstücke aufzuführen. Der Chor der königlichen Oper hat immer gut gesungen; an diesem Abende erhielten seine Kunstleistungen durch den wohlthätigen Zweck eine besondere Weihe. Keiner vernachlässigte seine Pflicht; Alle sangen mit kräftiger Stimme. Die beliebtesten Chöre aus klassischen Opern wurden vorgetragen, und bei der musterhaften Resonanz des Hauses nicht nur von sämmtlichen Einwohnern, sondern auch von der Nachbarschaft genossen. Ein musikalischer Consistorialrath sandte sogar seinen Famulus herüber, und erkundigte sich, ob die Herren nicht geneigt seien, Einiges aus der Zauberflöte zu singen. In dem Scheine des Vollmonds standen die Leute auf dem Straßendamm, und jauchzten nach jedem Musikstück den Sängern lauten Beifall zu.

Die Fenster des Philosophen waren gleich nach den ersten Accorden geschlossen worden; er hatte sein Spiel verloren gegeben.

Am nächsten Morgen fanden längere Unterhandlungen zwischen Dr. Simpel und Herrn Peitzker, dem Wirthe statt. Man sah endlich beide in den Garten gehen, und ein verfallenes Gartenhäuschen näher untersuchen. Dann holten Beide eine Leiter, lehnten sie bald zur Rechten, bald zur Linken an den Zaun, und recognoscirten die Umgebung. Das Resultat der Forschungen schien für die Wünsche des Professors günstig ausgefallen zu sein. Das einzige, etwas geräuschvollere Geschäft in der Nähe bestand in einem kleinen Holzhofe, auf dem ein Wohlthäter der Menschheit entlassene Zuchthaussträflinge beschäftigte.

Längere Zeit lustwandelten die beiden Herren im Garten auf und ab. So oft der Professor mit anklagenden Geberden auf die elenden Fenster und Wände, die lockeren Dachziegel und die schadhafte Thür deutete, schüttelte Herr Peitzker lächelnd den Kopf. Wer den seltenen Mann näher kannte, wußte, daß er jede Ausbesserung auf seine Kosten ablehnte. Nach einer halben Stunde hatten die Herren sich geeinigt.

Am nächsten Morgen fand der Umzug des Professors in das Gartenhäuschen statt; die beiden Zuhörer leisteten ihm alle erdenkliche Hilfe. Fortan waren seine Studien vor den meisten Unterbrechungen durch die Laute der frivolen Welt gesichert. Das monotone Geräusch der Holzsägen hatte nach seiner Versicherung für sein Gemüth sogar etwas den Sturm des Innern Beschwichtigendes.

Dash erschien freilich nach hergebrachter Weise täglich auf dem Hofe, durfte jedoch nicht den Garten betreten. Der intelligente Hund ahnte die Anwesenheit eines unversöhnlichen Gegners, oder hatte vielleicht gar die unheilvolle Witterung des Weichselrohrs seinem Gedächtniß für immer eingeprägt. Sobald der Wind vom Garten her blies, kehrte er spornstreichs ins Haus zurück.

